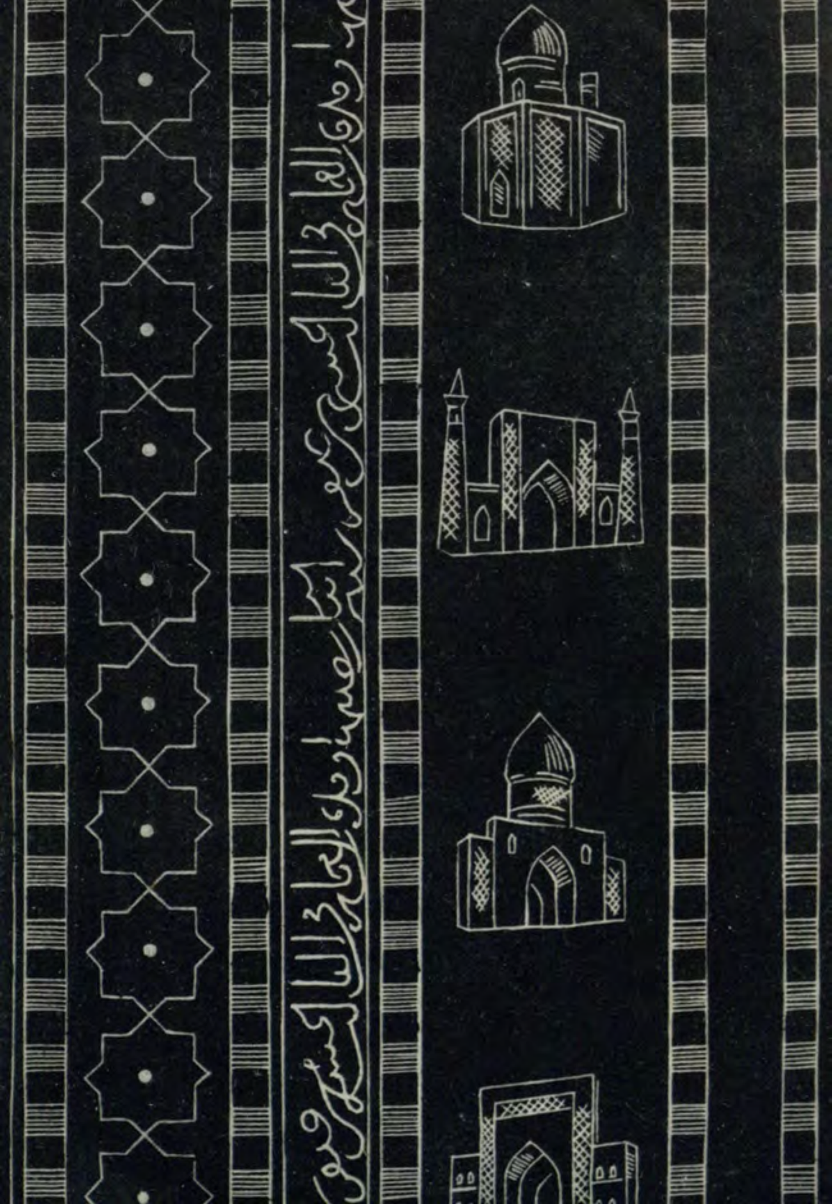
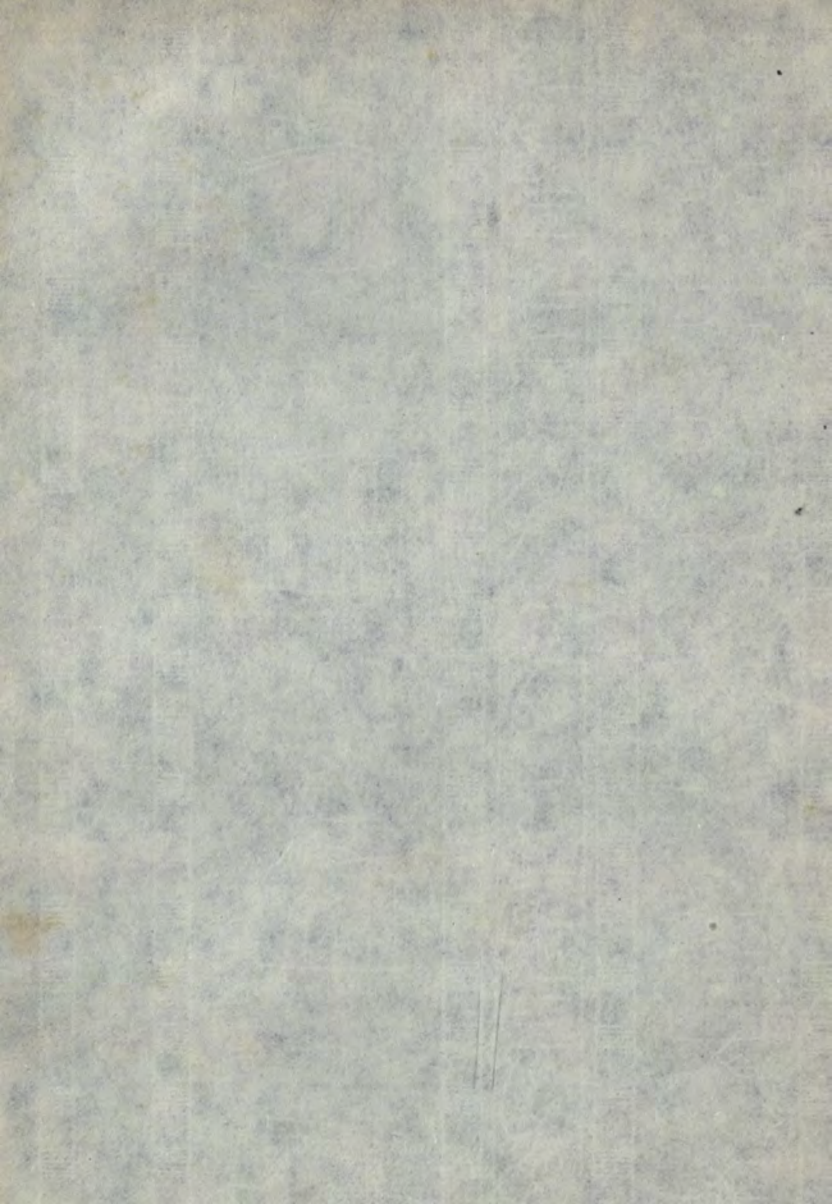








COLIN ROSS

# Der Weg nach Osten

Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien, Persien, Buchara und Turkestan.

*

Mit 50 Abbildungen und einer Karte.





Leipzig: F. A. Brockhaus
1923



# Vorwort.

„Drum frisch! Laß alles Sinnen sein
Und grad mit in die Welt hinein."
Goethe, Faust.

Dieses Buch ist kein Buch der Spekulation, sondern eines des lebendigen Lebens und Erlebens. Es ist ein Reise- und Abenteuerbuch, wie es in der Vorkriegszeit mit ihren geebneten sicheren Straßen nicht geschrieben werden konnte, es sei denn, man wählte als Reiseziel den Nord- oder Südpol oder allenfalls noch die Wüste Gobi.

Wenn wir als Knaben betrübt darüber waren, daß die ganze Welt bereits entdeckt und erforscht sei, so daß für unsern Tatendrang nichts übrigblieb, so braucht das jetzt heranwachsende Geschlecht diesen Kummer nicht zu haben. In einem großen Teil der Welt sind die Straßen verschüttet, die Pässe versperrt. Wo man ehemals bequem im Schlafwagen dahinfuhr, schlägt man sich jetzt in abenteuerlicher Weise in Güterzügen, auf Naphtha- und Viehwagen durch. Auf einst sichern Karawanenstraßen reitet man wieder, den Karabiner auf der Hüfte. Nie galten seit hundert und mehr Jahren im Herzen Asiens Geleitsbriefe und Empfehlungsschreiben gleich wenig, nie stand der Reisende so ganz und ausschließlich auf sich allein, auf seine Energie und seine Tatkraft.

Aber darüber hinaus ist ja — wenigstens für uns Deutsche — die ganze Welt neu zu entdecken und zu

erschließen. Gleich seinem Vorgänger* steht auch dieses Buch ausschließlich im Dienste dieser Aufgabe. Durch Krieg, Blockade und Valutaelend sind wir aus einem Volk von Reisenden zu einem großen Teil arme Ab- und Eingesperrte geworden, die die Welt nur noch aus Büchern und Bildern der Vorkriegszeit kennen. Bis zu einem gewissen Grad sind wir dadurch wirklich zu dem „Tier auf dürrer Heide“ aus Goethes Faust geworden, das, vom bösen Geist im Kreis herumgeführt, die ringsumher liegende „schöne grüne Weide“ nicht sieht.

Freilich so ohne weiteres ist die schöne grüne Weide für uns nicht da. Es gilt unsern Anteil daran erst wieder zu erkämpfen und zu erarbeiten. Aber die Weltmeinung hat sich seit Abschluß des Versailler Friedens doch grundlegend geändert, und vor allem im Osten finden wir bei Russen wie Mohammedanern weitgehende Sympathie. Allerdings ist gerade hier die Welt am stärksten in Scherben geschlagen, und man wartet und hofft auf uns, daß wir sie neu aufbauen helfen. Gewaltig sind die Möglichkeiten, die sich deutscher Wirtschaft und Technik im Osten bieten; es gilt, sie rechtzeitig zu ergreifen, ohne Scheu vor persönlichen und materiellen Opfern, die vor Erfolg und Gewinn gelagert sind. Diese Scheu ist begreiflich, vor allem soweit sie Rußland betrifft; allein ihre Überspannung kann leicht dazu führen, daß die günstige Stunde, in der Deutschland die erste Hypothek auf alle Unternehmungen im Osten hat, ungenützt verrinnt. Es ist ja schwer, sich aus dem Wust einander wider-

* „Südamerika, die aufsteigende Welt“ von Colin Roß (1922, zweite Auflage 1923).

sprechender und tendenziöser Nachrichten aus dem Osten ein Bild zu machen, allein wer heute unvoreingenommen und mit offenen Augen in Rußland reist, kann sich nicht dem Eindruck entziehen, daß Chaos und Krise zu Ende sind und daß neues, starkes Leben allenthalben hervorbricht. Die ganze Welt ist heute so labil, daß man kaum irgendeinem ihrer Teile ein sicheres Prognostikon stellen kann. Allein, wenn nicht ganz unerwartete Ereignisse eintreten, wird die R. S. F. S. R., der sowjetrussische Staatenbund, eine politische und wirtschaftliche Entwicklung nehmen, die selbst Optimisten in Erstaunen setzen muß.

Unter dem Druck der Entwicklung Rußlands in der Richtung als asiatischer Vormacht kann Europa, das bereits gegenüber Amerika ins Hintertreffen kam, auch in Asien seine Führerrolle verlieren. Die nationalistische Welle, die im Gefolge des Kriegs und der russischen Revolution die Völker des Islams ergriff, hat die Asien-den-Asiaten-Bewegung aus dem fernen Osten nach Inner- und Vorderasien getragen. Noch mag es Jahrzehnte dauern, bis sie Geschehnisse auslöst, die für die europäischen Kolonialmächte bedrohlich sind, aber die Bewegung ist im Fluß.

Doch — schon das ist Spekulation, und darum soll hier abgebrochen werden. Mag der Leser sich ein Bild von Asiens und damit auch von Europas naher Zukunft selbst formen aus dem, was ich 1922 erlebte, in russischer Steppe, auf persischen Karawanenstraßen und inmitten zentralasiatischer Wüste.

Berlin, im März 1923.

**Colin Roß.**

# Inhalt.

Turkestan.



Rußland.

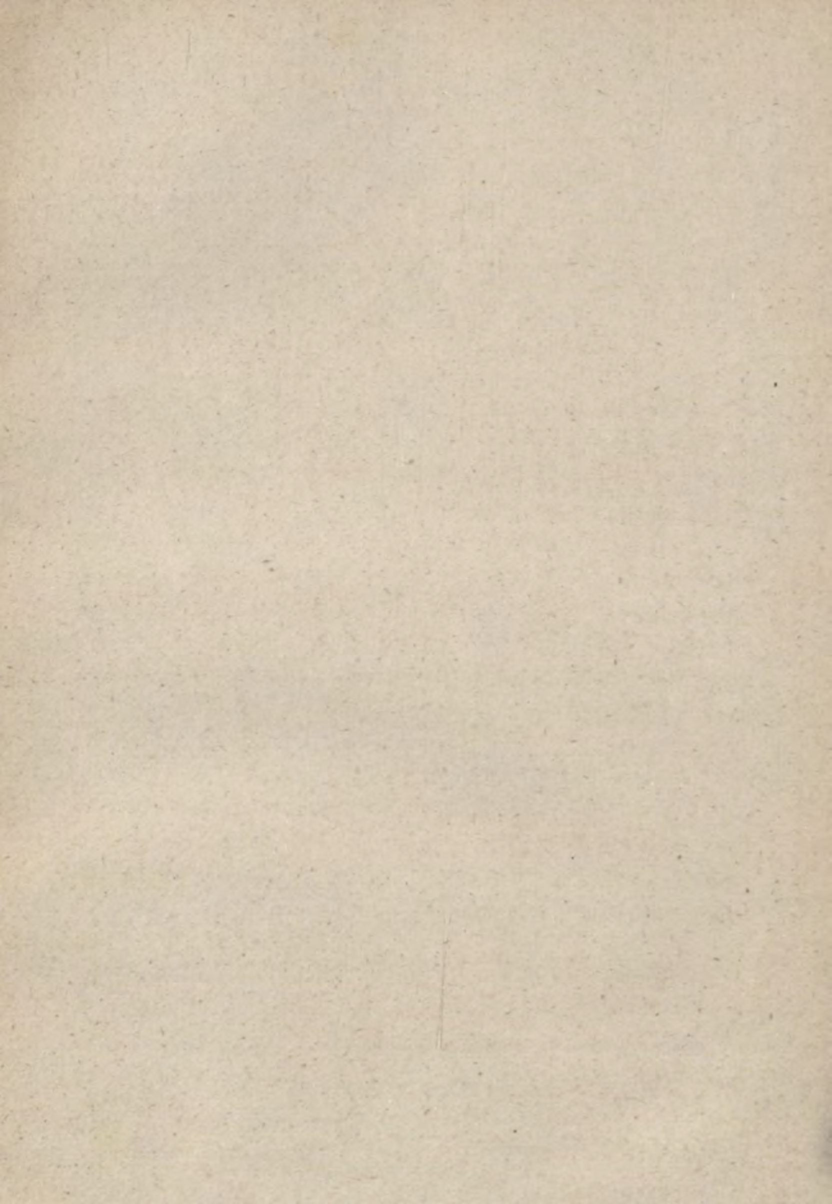


# Abbildungen.

Die Mehrzahl der Abbildungen ist vom Verfasser aufgenommen, Abbildung Seite 97 ist „Moser, Durch Central-Asien" entnommen. Die Zeichnungen zum Einband, Vorsatzpapier und Schutzumschlag lieferte Georg Baus, Leipzig.


Karte zu
Colin Ross
Der Weg nach Osten
Maßstab 1:40000000
Reiseweg des Verfassers
Schweden
Estld.
St. Petersburg
Wologda
Perm
Tobolsk
Irtysch
Riga
Lettld.
Litauen
Dünaburg
Kowno
Danzig
Stettin
Hambg.
Berlin
Deutsches Reich
Moskau
Wolga
Kasan
Jekaterinburg
Tobol
Smolensk
Sowjet-Rußland
Ufa
Samara
Pensa
Orenburg
Semipalatinsk
Warschau
Lodz
Polen
Prag
Tschechoslowakei
Wien
Österreich
Ungarn
Budapest
Kursk
Kijew
Sdolbunow
Schepetowka
Charkow
Dnjepr
Don
Uralsk
Ural
Turgai
Ukraine
Odessa
Zarizyn
Rumänien
Jugoslawien
Bukarest
Belgrad
Donau
Bulgarien
Sofia
Rostow
Astrachan
Gurjew
Balchasch S.
Ili
Kasalinsk
Karamaktschi
Perowsk
Turkestan
Tian-schan
Stawropol
Kaukasus
Aral-S.
Syr-darja
Dschulek
Taschkent
Schwarzes Meer
Konstantinopel
Grosnyi
Petrowsk
Alexandrowsk
Kaspisches Meer
Amu-darja
Kokan
Kaschgar
Griechen-ld.
Athen
Batum
Georgien
Tiflis
Derbent
Chiwa
Kermine
Tschinas
Saamin
Brussa
Angora
Trapezunt
Erserum
Eriwan
Ararat
Nachitschewan
Elisabethpol
Aserbeidschan
Baku
Krasnowodsk
Buchara
Samarkand
Pamir
Smyrna
Türkisches Reich
Konia
Diarbekr
Wan
Urmia
Täbris
Enseli
Rescht
Kisil-Arwat
Aschabad
Transkaspien
Tschardschui
Merw
Kara-korum
Mittelländisches Meer
Aleppo
Mesopotamien
Mosul
Tigris
Mianeh
Sendschan
Kasenderan
Elburs
Astrabad
Tedschen
Meschhed
Kuschka
Herat
Hindukusch
Kabul
Kaschmir
Himalaja
Damaskus
Baghdad
Euphrat
Hamadan
Demawend
Teheran
Kaschan
Isfahan
Djumain
Afghanistan
Hilmend
Persien
Kandahar
Quetta
Brit.-
Indien
Dehli
Agra
Afrika
Kairo
Nil
Rotes M.
Basra
Kirman
Kelat
Belutschistan
Indus
Arabien
Koweit
Buschir
Persischer Golf
Bender Abbas
Haidarabad
Gwadar
Karachi
Östl. Länge v. Greenwich

# Polen



## 1. Der Weg über die Mauer.

Im internationalen Zug London—Paris—Warschau summt es wie von einem aufgestöberten Bienenschwarm. Wer viel reist, weiß Bescheid, ohne Uhr, ohne Kursbuch zu Rate zu ziehen: Grenze.

„Jetzt geht der Affentanz gleich los!" Der Fabrikant aus Lodz mir gegenüber entnimmt seiner Handtasche eine Schachtel Zigaretten und verteilt den Inhalt sorglich in die Manteltaschen. Der eine Rumäne in der Ecke sieht interessiert und besorgt zu, dann holt er eine riesige Packung Zigaretten hervor und streckt sie uns hin:

„Verbotten?"

„Klar, Mensch! 25 Stück, nicht mehr."

Die beiden Rumänen halten Kriegsrat. Dann werden die Zigaretten verteilt und verstaut. Aber die beiden sind jetzt unruhig geworden; sie packen ihre Koffer aus und zeigen uns den Inhalt.

„Auch verbotten?" Der eine Wallache zeigt mir eine neue Seidenweste.

„Sicher. Aber ziehen Sie sie doch an!"

Der Rat wird befolgt. Zwei Zipfel schauen unter der alten Weste heraus. Zwei Westen übereinander?

Warum nicht! Im Zug ist nicht geheizt, und es ist barbarisch kalt. Als wir in Stentsch, der deutschen Grenzstation, aussteigen, klirrt der Boden.

Das übliche trostlose und jämmerliche Grenznest. Eine Bretterhalle. Aufgeregte Menschen vor Koffern, in denen Beamtenhände wühlen. Dann Queuestehen vor dem Paßschalter, Leibesvisitation und all der andere lästige und im Grunde ziemlich zwecklose Zauber.

Das heißt: ich selbst kann nicht klagen. Der revidierende Beamte liest meinen Namen:

„Colin Roß, den Namen habe ich doch schon gelesen!"

Ich helfe seinem Gedächtnis nach, und nun geht alles glatt und rasch.

Nur wegen meines Kinoapparats muß ich noch ins Bureau. Von der „Nudelkiste" — wie die Fachleute so hübsch sagen — müssen die Plomben abgenommen werden.

Im Bureau herrscht Heulen und Zähneklappern. Hierher schleppen die Zöllner die „Beute". Im Grunde ist es lächerlich wenig: Zigaretten, eine Schachtel Konfekt, ein billiges Bild, ein Paar neue Stiefel. Aber die Betroffenen sind übel genug daran. Nach Polen besteht striktes Ausfuhrverbot. Es nutzt also nicht einmal die bittere Pille der Zollbezahlung, sondern die beschlagnahmten Gegenstände müssen nach Deutschland zurückgeschickt werden. Ein Belgier steht ratlos. Er hat auf der Durchreise in Berlin ein paar Andenken gekauft; nun weiß er nicht wohin damit. Eine Polin jammert:

„Aber ich habe den Schirm doch in Warschau gekauft, mein Herr, für 5000 polnische Mark. Ich nehme ihn doch nur zurück."

Der Beamte bleibt unbewegt.

„Haben Sie Ursprungszeugnis?"

Der Schirm wird zurückbehalten. Die Dame jammert noch im Hinausgehen:

„5000 Mark, 5000 Mark!"

In Bentschen, bei den Polen, geht alles leichter und glatter. Man ist angenehm überrascht, wie höflich und zuvorkommend die Beamten gegen uns Deutsche sind. Ich hatte einige Sorge wegen meines Kinoapparats und der schweren Kiste mit den 4000 Meter Films. Allein beides wird ohne weiteres zollfrei als Transitgut angenommen. Und als ich den wertvollen Apparat nicht dem Packwagen anvertrauen möchte, läßt man ihn mir sogar als plombiertes Handgepäck gegen die Versicherung, ihn unverändert über die Grenze zu nehmen. Das ist sicher nicht sehr korrekt und vielleicht nicht ganz den Bestimmungen entsprechend, aber eine liebenswürdige Geste gegenüber dem fremden Journalisten.

Eine solche Geste hilft mit, Mauern abzutragen, die noch immer zwischen den Völkern stehen. Sicher, wir sind noch weit entfernt von einer Völkerversöhnung, vielleicht weiter als je. Allein objektive Beurteilung des Fremden, des Feindes ist immerhin ein Schritt in der Richtung auf sie zu.

Noch sind die Mauern hoch genug, besonders jene Mauer, die Deutschland einschließt und die errichtet ist von der Mißgunst der Feinde aus dem Weltkrieg und von der Not der deutschen Valuta. Wem es gelingt, ab und zu über diese Mauer hinüberzukommen, der sieht mit Bestürzung, wie sich durch diese Absperrung von der

übrigen Welt das Leben in Deutschland langsam verengt. Schon ein Vergleich der deutschen Zeitungen mit den fremden zeigt das. Der eigene Nachrichtendienst aus dem Ausland nimmt in erschreckendem Maße ab. Welches Blatt kann sich bei dem gegenwärtigen Valutastand noch zahlreiche Auslandskorrespondenten leisten? Und diese Gefahr wächst. Noch sind es erst wenige, die ermessen, was es bedeuten würde, wenn die deutsche Presse einmal ganz auf fremde Nachrichtenagenturen angewiesen wäre.

Wir sitzen wieder im Zug. Eintönig rattern die Räder. Sie wiegen in unruhigen Schlaf. Ich klettere eine ungeheuere Mauer hoch; je höher ich komme, desto höher wächst auch sie. Verzweifelt mühe ich mich. Die aufgerissenen Hände finden in den schmalen Fugen keinen Halt mehr. Sie lösen sich, und ich stürze in die Tiefe...

Ein jäher Ruck. Der Zug hält. Ich fahre aus dem Traum.

„Da sehen Sie. Das ist Lodz!"

Der Fabrikant steht vor mir und deutet auf eine wüste Rauchwand, die sich vor den Scheiben ballt. Gleich dürren Gespenstern streben steil die schwarzen Kamine aus dem Dunst.

Im selben Augenblick zuckt mir schattenhaft ein Bild durch die Seele. Diesen Bahnhof sahst du doch schon einmal? Aber damals stand hinter ihm wie ein entlaubter Wald die Schar der Kamine. Nicht aus einem einzigen stieg auch nur ein leichtes Rauchfähnchen. — Ach ja, das war damals, als die Felder aufgewühlt waren und auf ihnen zerrissene Menschen lagen.

Tief im Grunde der Seele will ein weher Schmerz

Rotgardisten bewachen einen Eisenbahntransport.

Bau von Tanks in der Lokomotivenfabrik in Charkow.



Hungerleichen.

Hungernde in der Ukraine.

aufsteigen, aber die Augen sehen hinaus und blicken nur auf Erde, über die der Pflug gegangen.

Über die Erde ist der Pflug gegangen. Sind die alten Wunden wirklich zugedeckt? — Die Räder rattern wieder, und die Seele lauscht ihrem Rhythmus, in dem eine ferne, ferne, noch unverständliche Melodie schwingt.

## 2. Intermezzo in Warschau.

Warschau.

Diese ehemals elegante und in großem Stil lebende Stadt macht heute ein wenig den Eindruck, als sei das platte Land in sie eingebrochen. Die Verwahrlosung der Fassaden und die Verschmutzung der Straßen sind ja allerdings nicht anders als in den meisten mitteleuropäischen Ländern, denen der Krieg dieses Herunterkommen des Stadtbildes als häßliche Rune hinterlassen hat. Aber darüber hinaus fällt einem die Erscheinung von Passanten und Fuhrwerken auf. Man sieht erstaunlich viele Bauern und Bauernwagen, und durch die Hauptstraßen werden Schweine und Kühe getrieben, so daß man meinen könnte, nicht in Warschau, sondern in Cholm oder Lublin zu sein.

Die auf der Promenade flanierende Weiblichkeit steht zwar an Massenaufwand von Schminke und Puder nicht hinter den Schönen der Calle Florida in Buenos Aires oder der Avenida Rio Branco in Rio de Janeiro zurück, aber sonst läßt auch sie wirklich große Eleganz vermissen, wie überhaupt der Gesamteindruck von Polens Kapitale der einer Mittelstadt ist, die einst bessere Tage gesehen hat.

„Es ist ein Elend", meinte der Korrespondent der großen deutschen Zeitung, mit dem ich beim Frühstück saß; „zwei Jahre sitze ich nun schon in dem Nest."

Dieser Journalist gehört nebenbei bemerkt zu jener Klasse von großen Auslandskorrespondenten, die alle Welt kennen und bei jedem Minister aus- und eingehen, die die wichtigste Stütze und Informationsquelle des deutschen Gesandten sind, ja, die man in Wirklichkeit meist als die Seele der Gesandtschaft ansehen darf.

Deutschland hatte an diesen großen Auslandskorrespondenten nie Überfluß. Bei der heutigen Notlage der deutschen Zeitungen werden sie wohl ganz aussterben, denn man muß aus eigenen Mitteln erheblich zuschießen können, um im Ausland auf dem erforderlichen großen Fuß leben zu können.

So werden uns diese wichtigen Pioniere des Deutschtums in der Welt mit der Zeit wohl alle verlorengehen, und man hat fast den Eindruck, als sähe man von seiten des Auswärtigen Amts diese Entwicklung nicht einmal ungern. Im Gegensatz zu den Diplomaten aller andern Großmächte hat der deutsche Reichsvertreter im Ausland nur in den seltensten Fällen mit der Presse zusammen zu arbeiten verstanden. Im erfolgreichen und angesehenen deutschen Auslandskorrespondenten hat er statt den Mitarbeiter nur allzu leicht eine „unlautere Konkurrenz" gesehen, die man um Gottes willen nicht zu mächtig und einflußreich werden lassen durfte.

Dieser Warschauer Korrespondent half mir auch weiter; denn um ein Haar hätte ich in Polens Hauptstadt unfreiwillig längern Aufenthalt nehmen müssen. Ich

hatte auf dem polnischen Konsulat in Berlin nur das Einreisevisum bekommen können, und die Beamtin auf der Warschauer Paßstelle schob mit geradezu unnachahmlicher Arroganz das Schreiben der deutschen Gesandtschaft beiseite, in dem um Erteilung des Ausreisevisums für mich ersucht wurde; kurz und bündig erklärte sie, die ukrainische Grenze sei gesperrt.

Für den Notfall überlegte ich mir die Weiterreise über Rumänien, allein nur ungern hätte ich dieses zweite Abweichen von dem ursprünglichen Reiseplan in Kauf genommen, nachdem ich schon auf Konstantinopel hatte verzichten müssen. Die Einreiseerlaubnis dorthin war mir von den Engländern bereits fest zugesagt worden, scheiterte aber im letzten Augenblick an dem Einspruch der Franzosen.

So wurde denn alles an Beziehungen mobilisiert; auch die ukrainische Gesandtschaft wurde vorstellig. Ich wanderte noch einmal nach dem Ministerium des Äußeren, und in einer halben Stunde hatte ich das diplomatische Ausreisevisum über die polnisch-ukrainische Grenze.

Die Presseabteilung im Auswärtigen Amt zu finden, war übrigens ein Kunststück; denn das Gebäude, in dem sie untergebracht war, sah einer verfallenen Räuberhöhle verzweifelt ähnlich. Diese Ärmlichkeit des staatlichen Apparats und seiner Organe fällt auf Schritt und Tritt auf; schon im Zug an den schäbigen Uniformen der Schaffner, an der Ausrüstung der Schutzleute, am Militär, das sogar auf die Hauptwache mit Gewehren und Karabinern aller Systeme zieht.

Aber es wäre durchaus falsch, dies alles auf „polnische Lotterwirtschaft“ zu schieben und es als Beweis des

baldigen Zusammenbruches dieses Staates zu nehmen. Schon mit dem Überschreiten der polnischen Grenze drängt sich einem stark der Gedanke auf, daß jene deutschen Kreise, die von einem polnischen „Saisonstaat" reden, sich einem gefährlichen Trugschluß hingeben. Mag sein, daß die polnische Republik nicht von jahrhundertelanger Dauer sein wird, aber unsere Generation, vielleicht auch die nächste, wird wohl oder übel mit dem Dreißigmillionenstaat Polen als einer sehr harten Realität rechnen und sich so oder so mit ihm abfinden müssen.

Die Dauer und Festigkeit des polnischen Staats darf man ebensowenig an dem ärmlichen äußeren Kleide messen wie an dem Betrieb in den großen Warschauer Hotels. Denn wie in Berlin sind diese in der Hauptsache die Domäne der Ausländer und der Schieber, nur daß der Ton noch um einige Grade freier ist als bei uns.

So gegen 2 Uhr nachts erreicht die Stimmung ihren Höhepunkt. Unermüdlich fiedelt die Kapelle. Die elektrischen Birnen glänzen auf tief dekolletierte Nacken. Die Kellner servieren Bowle, deren Preis in die Zehntausende geht. Der Korrespondent der großen Zeitung erzählt mir die ganze diplomatische Chronique scandaleuse.

Als wir später auf unsere Zimmer gehen, erlebe ich noch eine kleine Veranschaulichung des Erzählten. Wir stoßen auf einen stark angetrunkenen Offizier einer fremden Mission, der gleich zwei Damen mit sich auf sein Zimmer nimmt, während die betreffenden Ehegatten anderweitig engagiert sind.

Auch ich wurde gleich am Tag nach meiner Ankunft zur Teestunde in meinem Hotelzimmer angeklingelt, und

eine weibliche Stimme fragte mich in gebrochenem Deutsch, ob sie zu mir kommen könne. Einen Irrtum vermutend, frage ich, zu wem sie denn wolle, worauf prompt die A..twort erfolgt: „Zu Ihnen natürlich.“ Auf mein hörbares Schweigen hin erklärt sie, wir wären doch schon zusammen gewesen.

Kurz darauf klopft es, und ein hübsches junges Ding steht unter der Tür. Sie mimt etwas die Überraschte, die eigentlich jemanden andern hier zu treffen erwartete, ohne sich jedoch allzu große Mühe mit der Verstellung zu geben; sie nimmt auch gleich mit den Worten: „Störe ich Sie?“ von meinem Zimmer Besitz. Ich werde sie erst los, als ich auf ein Rendezvous am folgenden Tag eingehe. Das ist nicht sehr nett von mir, denn mein Zug geht bereits um 7 Uhr früh, allein die Kleine machte mir durchaus den Eindruck, als ob sie auch ihrerseits im „Versetzen“ gar kein Bedenken fände.

Ich erkundigte mich später, ob dieser Teebesuch gleich mit dem Hotelzimmer geliefert würde. Es scheint sich aber wohl mehr um eine Art Wohltätigkeitsverein zu handeln, der dafür Sorge trägt, daß keine fremde Männlichkeit in dieser liebenswürdigen Stadt allzulange unbeweibt weilt.

## 3. Nach Kijew im ukrainischen Kurierwagen.

Sdolbunowo.

Wie eine frische Wunde blutete die rote Fahne der Sowjets in das eintönige schmutzige Grau der Warschauer Straße. Sie hing tief hinunter vom Balkon

des Hotels Victoria, dem Quartier der ukrainischen Mission.

„Um 7 Uhr früh geht der Zug," sagte in fehlerfreiem Deutsch der Gesandtschaftssekretär, „d. h. es wird gut sein, wenn Sie wegen der Abfertigung Ihrer Koffer, die mit als diplomatisches Gepäck nach Charkow gehen sollen, bereits um 6 Uhr an der Bahn sind. Also sagen wir um 5 Uhr morgens auf der Gesandtschaft."

Als ich am nächsten Morgen um 5½ Uhr zum Hotel Victoria ging, schloß ich aus den Erfahrungen früherer Reisen im Osten, daß ich immer noch viel zu früh daran sein würde, und tatsächlich saß ich zunächst eine gute Stunde wartend auf den großen Kisten herum, die das ganze Vorzimmer füllten. Von der Wand herunter grüßte unter blutrotem Fahnentuch der Struwwelkopf von Karl Marx, von der gegenüberliegenden Kiste wippte das elegant bestrumpfte Bein eines beschäftigungslosen Tippfräuleins.

Gegen 7 Uhr erscheint endlich, gähnend und völlig unausgeschlafen, der Kurier. Die Kisten, die Kleidung für die ukrainische Kinderhilfe enthalten, werden verladen, und es geht zur Bahn, wo wir noch über eine Stunde warten, ehe es endlich losgeht.

Meine letzte Fahrt nach Kijew hatte ich auf der Lokomotive eines improvisierten Panzerzuges gemacht, damals im Winter 1918, als die deutschen Truppen die Ukraine besetzten. Auch diesmal hat die Fahrt etwas Feldmäßiges an sich. Wir sind zwar nur unser sechs im Kupee, aber dafür reicht das Gepäck, das die Ukrainer mitgebracht haben, für sechsmal sechs Reisende. Glücklich

haben wir endlich alles kunstvoll verstaut, so daß für uns zwischen den Koffern und Säcken auch noch ein wenig Platz bleibt. Da, im letzten Augenblick vor der Abfahrt, erscheint ein erhitzter junger Herr; aufgeregt verhandelt er mit den Ukrainern, und als Ergebnis dieser Unterhandlung wird das Fenster geöffnet, und nun fliegen Koffer, Kisten und Säcke in solchen Mengen ins Kupee herein, daß wir schließlich sämtlich auf den Gang hinaus gedrängt sind.

Da der ganze Zug überfüllt ist, müssen wir uns notgedrungen mit diesem Gepäcküberfall abfinden, und siehe da, unter Ausnützung jeden freien Raumes auf, unter und zwischen den Sitzen geht es schließlich auch. Es ist allerdings nur ein Minimum an Platz, das für jeden von uns übrigbleibt, und ich bewundere die Ukrainer wegen der Geschicklichkeit, ihre Gliedmaßen unterzubringen. Besonders die Dame, die mit uns fährt, leistet darin Wunderbares. Ihre Beine sind vollständig verschwunden. Wie „die Dame ohne Unterleib" kuschelt sie sich auf einen umfangreichen Reisesack neben ihren Mann und schließlich scheint sie wie ein junges Känguruh aus der Brusttasche ihres Gatten herauszusehen.

Draußen zieht die ganze Trostlosigkeit polnischer Landschaft bei widerlichem Aprilwetter und Schneetreiben vorüber.

Hinter Kowel, am Stochod und Styr, trägt das Land noch allenthalben die Narben des Krieges: gesprengte Brücken, hie und da ein Betonblock und Drahtverhaue und Gräben, die, von Schilf überwuchert, langsam in Schlick und Sumpf versacken.

In unserm Abteil aber ist es ganz gemütlich. Mittels eines gemeinsamen Angriffs auf das Gepäck ist jeder in den Besitz seiner Vorräte gelangt, und wir haben zusammen getafelt. Die Unterhaltung ist allerdings nicht ganz einfach. Der Kurier lernt erst Deutsch und er ist in der Warschauer Berlitz-Schule nicht über die schönen Übungen vom Bleistift, vom Zimmer und den Gliedmaßen hinausgelangt. Er führt mir seine Kenntnisse gewissenhaft vor, aber damit ist unsere Unterhaltung auf deutsch erschöpft, und ich muß nun meinerseits zeigen, was ich bei Herrn Berlitz gelernt habe.

Immerhin geht es leidlich, bis sich schließlich herausstellt, daß der aufgeregte Herr mit dem vielen Gepäck ausgezeichnet deutsch spricht. Er verwickelt mich in eine angeregte Unterhaltung über das Leben in Charkow, in deren Verlauf er die Verhältnisse dort nicht gerade wohlwollend schildert.

Als er mir erklärt, in den ukrainischen Städten lebe jedermann von Schiebung und Spekulation, mischte sich einer der Ukrainer mit einem energischen: „Eto bil" — „Das war" in die Unterhaltung und bittet ihn, er möge als Ausländer doch nicht einen fremden Journalisten in solch entstellender Weise über sein Vaterland informieren.

Ich erfahre, daß mein Gegenüber der Kurier der polnischen Vertretung in Charkow ist, der trotz des gespannten Verhältnisses zwischen den beiden Staaten friedlich mit den Ukrainern in demselben Abteil reist.

Der Pole ist einen Augenblick verlegen, gibt dann aber zu, daß er seit langer Zeit nicht in der Ukraine war,

und der Mißton, der aufkeimen wollte, ist gebannt. Mit sinkendem Tag schläft schließlich alle Unterhaltung ein, und wir dösen zwischen unsern Koffern, bis wir um 10½ Uhr in Sdolbunowo, der polnischen Grenzstation, ankommen.

Der Schaffner kam, das Licht erlosch, ich wollte aussteigen. „Es hat viel Zeit", sagte mir der Ukrainer und legte sich wieder schlafen. Ich glaube, ich kann diesen Satz „Es hat viel Zeit" direkt als Motto über meine weitere Reise setzen. Nach einer Stunde gingen wir erst zur Station, nach einer weiteren Stunde fand die Übersiedlung in den ukrainischen Kurierwagen statt. Es war keine einfache Expedition, über zwei Güterzüge hinweg, durch Pfützen und grundlosen Schlamm. Die Beförderung des Gepäcks erfordert in der Dunkelheit noch besondere Vorsichtsmaßregeln, und mit jedem Trägertransport geht einer von uns als Wache.

Mein persönliches Gepäck ist übrigens nicht mitgekommen. So ärgerlich das ist, denn irgendeine Nachsendungsmöglichkeit ist bisher nicht abzusehen, so habe ich doch längst verlernt, mich über derartiges Reisemißgeschick aufzuregen. Ich gebe ein Telegramm nach Warschau auf und richte mich im Kurierwagen ein, der uns für die nächsten acht Tage — so lange wird die Reise wohl dauern — als Wohnung dienen soll.

Der Kurierwagen ist einer jener bequemen russischen Schlafwagen, schön geheizt und leidlich sauber. Noch in der Nacht soll es weitergehen, und mein Kupeegenosse, der Zollinspektor oder dergleichen in Charkow ist, bleibt der polnischen Zoll- und Paßabfertigungen wegen noch

auf. Ich habe heute jedoch bereits genug gewartet, darum ziehe ich mich ruhig aus und krieche in meinen mit Kampfer und Insektenpulver wohlgefütterten Schlafsack. Ich höre noch, wie jemand von mir 5 Millionen Rubel für die Platzkarte verlangt, und schlafe dann friedlich ein, ohne mich über Abfahrtszeiten, Zoll- oder Paßkontrolle weiter aufzuregen.

# Ukraine



## 4. Erste Eindrücke in der Sowjetukraine.

Kasatin.

Wir warten. — Mein gestriger Instinkt erwies sich durchaus als richtig. Die Nacht verging und der Morgen, und es ist noch nicht einmal abzusehen, wann wir fahren.

Bei etwas bösem Willen ließe sich die Wartezeit mit wenig schmeichelhaften Betrachtungen über das Verkehrswesen in der Sowjetukraine ausfüllen. Allein, einmal geben die Sowjets das ja selber zu; es ist also gar nicht nötig, dies noch ausdrücklich zu konstatieren. Und zum andern darf man bei einer Beurteilung der heutigen russischen Zustände nicht vergessen, daß in Rußland von jeher das „nitschewo" galt, wie in Südamerika das „mañana", das „Morgen, morgen, nur nicht heute", das gleichgültige Treibenlassen und Hinausschieben auf unbestimmte Zeit. Bei einem derartigen Volkscharakter mußten Krieg und Revolution ganz andere, chaotische Folgen auslösen, als sie bei einem disziplinierten und pflichtbewußten Volke wie dem deutschen je möglich wären.

Nun habe ich allerdings noch einen besondern Grund, über den unfreiwilligen Aufenthalt nicht ungehalten zu sein; denn in der Zwischenzeit kommt mein Gepäck nach, das von mir schleunigst in unsern Kurierwagen geschafft

wird; außerdem habe ich Zeit, auf den Markt zu gehen, um mich für die weitere Reise mit Vorräten zu versehen.

Es regnet noch immer. Durch grundlosen Schlamm waten wir nach Sdolbunowo hinein, wo in zwei Reihen armseliger Bretterbuden Juden, die alle Sprachen sprechen, Brot, Fleisch und Butter verkaufen.

Auf acht Tage verproviantiert, warte ich in meinem Kupee der Dinge, die da kommen sollen; durch langjährige Reisen im Orient und Südamerika bin ich Gott sei Dank wohl vorbereitet, diese Beschäftigung unbegrenzte Zeit ausüben zu können. So stellte ich mich von vornherein auf den Gesichtswinkel ein, von dem aus die Dinge beurteilt sein wollen, um ein objektives Bild der wirklichen Verhältnisse zu erlangen.

An sich ist nichts schwieriger als wirklich objektive Berichterstattung. Ich erlebte es in Südamerika, daß Einwanderer, die zur gleichen Zeit am gleichen Orte weilten, die dortigen Zustände direkt entgegengesetzt schilderten. Wie viel schwerer ist völlige Objektivität einem Lande wie Rußland gegenüber, von dem West- und Mitteleuropa seit Jahren nur in tendenziöser Weise unterrichtet wurden, von den Bolschewiki und von ihren Gegnern, und von dem infolgedessen jeder Europäer eine in irgendeinem Sinne gefärbte Vorstellung hat. — Nun, ich werde mir Mühe geben, völlig voraussetzungslos an alles heranzutreten, was mir auf dieser abenteuerlichen Reise begegnen sollte, und ich bitte meine Leser, mir nach Möglichkeit darin zu folgen.

Um 5 Uhr gibt es einen plötzlichen Ruck. Aha, die Maschine ist da! Aber wir rangieren und manövrieren

noch stundenlang, bis endlich, gegen 10 Uhr, die polnischen Zoll- und Paßbeamten kommen. Es wird Mitternacht, ehe wir losfahren.

In Kriwin kommen die bolschewistischen Zoll- und Paßbeamten ins Kupee. Ich muß sagen, ich war auf diese erste Begegnung mit richtiggehenden Bolschewiki in Rußland selbst ein wenig gespannt; ganz frei ist ja niemand von der Vorstellung, die in jedem Bolschewik einen etwas wilden und wüsten Gesellen sieht. So war ich angenehm überrascht, als zwei liebenswürdige Beamte in durchaus guten Uniformen in den Wagen kamen. Dank des mir von der ukrainischen Gesandtschaft in Berlin mitgegebenen Empfehlungsschreibens spielten sich denn auch beim Schein einer Kerze die ganzen Formalitäten äußerst rasch und angenehm ab, und ich konnte ungehindert in die Sowjetukraine einreisen.

Am nächsten Morgen sahen die Kiefern und Fichten der großen Wälder von Slawata zu den Fenstern herein. Vor vier Jahren fuhr ich die gleiche Strecke. Damals waren bereits seit Jahren die russischen Lokomotiven mit Holz geheizt worden, und ich hatte mich gewundert, daß noch keine Abnahme des Holzbestandes zu bemerken war. Aber auch jetzt noch das gleiche Bild: große Holzstapel beiderseits der Bahn, dahinter noch immer endloser Wald.

Gegen Mittag ist in Schepetowka wieder längerer Aufenthalt. Ich habe reichlich Zeit, mich umzusehen. Gegen damals hat sich eigentlich nicht viel verändert. Im Stationsgebäude sind wohl ein paar Scheiben durch Holz oder Blech ersetzt, aber sonst ist es ganz ordentlich erhalten. In der Eisenbahnreparaturwerkstatt sieht es

allerdings böse aus. Hier sind die Maschinen herausgerissen. Aber man hat sich augenscheinlich zu helfen gewußt, und im Lokomotivschuppen steht eine Anzahl gebrauchsfertiger Maschinen, von kleinen schwachatmigen Rangiermaschinchen bis zu prachtvollen modernen Schnellzugslokomotiven.

Der ganze Bahnhof wimmelt von — ja, wie soll ich sagen — von einer einförmigen, gleichgekleideten Masse, die ebensogut Soldaten, Bauern wie sonst etwas vorstellen kann. Den Grundbestandteil der Kleidung bilden durchweg irgendwelche alten Militäreffekten: Jacken, Mäntel, Stiefel oder Pelze, als Kopfbedeckungen: Pelzmützen jeder Fasson, Soldatenkappen oder Baschliks. Das sitzt und liegt überall zwischen den Geleisen herum, wenige Frauen dazwischen, alle mit schweren Säcken versehen. Es ist ja wieder freier Handel in Rußland, und alle die hier Wartenden wollen in die Stadt, nach Kijew, um dort Geschäfte zu machen. Es sind Bauern, vor allem aber demobilisierte Soldaten und Matrosen, überhaupt Händler und Spekulanten jeder Art, die auch von den drakonischen Strafbestimmungen nie völlig beseitigt werden konnten und die heute, da sie neue, ungeahnte Verdienstmöglichkeiten wittern, allerorts zahlreich aus dem Boden sprießen.

Auch vor dem Bahnhof von Schepetowka hat sich ein kleiner freier Markt aufgetan. Inmitten all des herumliegenden Volkes bieten Händler und Händlerinnen ihre Waren aus. Diese sind bunt gemischt: alte Stiefel, Leinen oder Stoff, dazwischen prachtvolle alte Bauernstickereien.

Das ganze Bild ist überhaupt grotesk genug. Da wärmt sich inmitten der Lagernden einer am offenen Feuer die Hände. Etwas weiter tafelt eine ganze Familie. Einer zählt sorgsam jede einzelne Kartoffel in einen großen Sack. Ein anderer spielt auf einer Ziehharmonika. In langer Reihe steht eine große Zahl Bauernwagen mit lächerlich kleinen, struppigen Pferden davor. Dazwischen laufen Kühe und Schweine und betteln halbnackte Zigeunerkinder.

Aus einem Zug werden große Mengen ramponierter landwirtschaftlicher Maschinen ausgeladen: Eggen, Pflüge, Dreschmaschinen. Ich frage einen der Ausladenden, wofür diese bestimmt seien. „Wir tauschen das gegen Brot", antwortet er mir. Später erfahre ich, daß die Konsumgenossenschaften der Arbeiter und Beamten in den Städten in großem Maßstab solche direkte Tauschgeschäfte mit den Bauern machen. In einem Land mit so rapide sinkender Valuta, in dem man heute eine Tausendrubelnote auch dem ärmsten Bettler nicht mehr anbieten kann, hat das Geld als Wertmesser jede Bedeutung verloren.

Wie ich zu unserm Zug zurückkehre, haben wir Fahrgäste bekommen. Allerdings, in dem Wagen ist kein Platz für sie; so haben sie sich auf Dächern und Puffern niedergelassen, ja selbst auf Tender und Lokomotive. Mit ihren schweren Säcken haben sie den Kessel verkleidet, bis zum Dampfdom hinauf, und haben sich darüber geworfen.

Es gibt wenig Plätze, die nicht lebensgefährlich sind; aufs äußerste unbequem sind sie alle. Und doch spielt

sich die Unterbringung dieser ganzen Menschenmenge ohne Schreien und Schimpfen, ja sogar ohne wirkliche Erregung ab.

Ich mustere die Gesichter dieser Männer und Frauen, die sich wie ein Bienenschwarm auf die Lokomotive niedergelassen haben und die, einer an den andern geklammert, wie Trauben von ihr hängen. In keinem einzigen lese ich Ärger oder Erregung, nur eine stumpfe, ja sogar eine zufriedene, fast heitere Gleichgültigkeit. Die Maschine spendet Wärme während der eisig kalten Fahrt, und darum hat man noch das große Los gezogen.

## 5. Kijew.

Kijew.

Die goldenen Kuppeln der Sofiiskaja und all der andern Kathedralen leuchten durch den trüben Aprilmorgen über die terrassenförmig ansteigenden Dächer der Stadt. Vor dem Bahnhof aber wartet unser ein Meer von Schmutz. Einige Bauernwagen und Karren, auf die Säcke verladen werden, und eine einzige Droschke. Der polnische Kurier, mit dem ich in die Stadt will, geht zu ihr hin und verhandelt mit dem Iswoschtschik. Dieser verlangt die Kleinigkeit von vier Millionen Rubel. Nun hat ja der Sowjetrubel keinen auch nur halbwegs festen Kurs, und schon in wenig Wochen haben sich die Verhältnisse zweifelsohne wieder verändert; aber augenblicklich bedeuten vier Millionen Rubel immerhin 600 bis

800 Mark, also einen ganz anständigen Preis für eine einfache Fahrt mit einer klapprigen Droschke.

Wir ziehen also vor, einen Karren zu engagieren, der bereits für 400 000 Rubel zu haben ist. Allerdings ist es ein ganz fabelhaftes Gefährt, augenscheinlich eigener Konstruktion. Es ist nicht feststellbar, was die Räder einmal gewesen sein mögen, immerhin drehen sie sich und ziehen los.

Die Zerstörung und Verwahrlosung des Stadtbildes ist hier nicht so groß, wie man nach den Berichten aus andern russischen Städten erwartete. Der Platz vor dem Bahnhof war auch im Frühling 1918, als ich Kijew zuletzt sah, schon recht dreckig; es wird übrigens besser, sobald man über die Brücke in die Stadt kommt. Die Hauptstraßen sind sogar recht sauber gehalten. Der Schutt ist in Haufen geschichtet, und Arbeiter sind dabei, ihn wegzuschaffen.

Die Häuserfassaden sehen teilweise recht bös aus, aber man gewahrt auch wieder das Bestreben, dem Verfall nach Kräften entgegenzuarbeiten. Nun kann ja Kijew überhaupt nicht als typisch für das Aussehen einer Stadt unter bolschewistischer Herrschaft gelten. Denn kaum ein anderer Ort Rußlands hat seit dem Zusammenbruch der Zarenherrschaft solch wechselndes Schicksal gehabt. Kijew sah Russen, Ukrainer, Polen und Deutsche in seinen Mauern. Bolschewiki wechselten mit Petljuratruppen und mit Leuten des Generals Denikin. Wohl anderthalb Dutzend einander befehdende Regierungen folgten in den letzten Jahren aufeinander.

Ich schlendre an der Oper vorüber, vor der seinerzeit

Petljura das bunte Possenspiel seiner vorbeigaloppierenden Kosaken grüßte, denen in weitem Abstand bescheiden die deutschen Truppen folgten, die die eigentliche Arbeit für ihn geleistet hatten, und wandere dann die Funduklewskaja, die jetzt Leninstraße heißt, hinunter nach dem Kreschtschatik. Hier war einst die elegante Geschäftsgegend Kijews, etwa der Wiener Kärntnerstraße vergleichbar. Von der ehemaligen Eleganz ist allerdings nichts zu erblicken, ich sehe aber doch mit Überraschung, daß so gut wie alle Geschäfte wieder offen sind.

Schon in den Vorstädten fallen die Händler an allen Straßenecken auf. Händler mit Brot, mit Süßigkeiten, mit Stiefelabsätzen und Schnürsenkeln, dazu zahlreiche Lebensmittelgeschäfte mit Eiern, Fleisch und Fischen. Hier in der Funduklewskaja und im Kreschtschatik gibt es Delikateßläden mit Konserven, getrockneten und eingemachten Früchten, Rosinen, Mandeln, Konditoreien, Weinhandlungen, aber auch Modegeschäfte, Papierhandlungen, Buchläden. Ja, ich entdecke sogar eine Lehrmittelhandlung und ein Schaufenster mit ausgestopften Tieren.

Dies alles ist natürlich nicht nach europäischen Maßen zu messen. Bei einem Herrenschneider hängt beispielsweise neben einem modernen Straßenanzug ein roter Husarenattila. Eine Kunsthandlung weist neben wertvollen Teppichen und Bronzen Gipsbüsten, billigen Basarkram und allen möglichen Hausrat auf.

Man merkt, daß der freie Handel noch sehr jungen Datums ist, daß es reguläre Produktion und Umsatz von Waren noch kaum gibt. Was jetzt in den Handel kommt, ist all das, was versteckt gehalten oder beschlag-

nahmt war und jetzt durch Freigabe oder Schiebung in den Verkehr kommt.

Aber auffällig ist der rege Geschäftsgeist, der das ganze Volk erfaßt zu haben scheint. Auf dem übervollen Markt, auf der Wassilkowskaja dasselbe Bild. Zwischen den übervollen Ständen ist kaum ein Durchkommen. Mehl, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Gemüse, Fische, Fleisch; vor allem aber Brot. Brot in allen Schattierungen, vom tiefen, kaum genießbar scheinenden Schwarzbraun bis zum feinsten reinen Weiß. Rings um den Markt stehen zahllose Händler mit Holz in kleinen Bündeln. Dazwischen alle jene, die durch den Verkauf der Reste ihres Hausrats und ihrer Kleidung ihren Unterhalt fristen müssen. Da steht eine Dame und bietet ein kostbares Kinderhäubchen feil, eine andere Spitzenwäsche, eine dritte Leinen.

Wenn vielfach auch nur die bitterste Not Ansporn zu all dem geschäftlichen Leben ist und wenn es sich zum größten Teil auch nur um Trödel und Geschäfte kleinsten Stils handelt, hat man doch nicht den Eindruck, daß dies ein allerletzter Ausverkauf ist, die letzten Zuckungen eines sterbenden Landes, sondern im Gegenteil, daß es sich um einen starken Impuls handelt, um den Drang nach Leben und Betätigung. Nach welcher Richtung es weitergeht, wird allerdings davon abhängen, wie sich die Dinge in Rußland weitergestalten, ob es gelingen wird, seine Produktion in Gang zu bringen und die Schätze dieses reichen Landes zu heben.

Doch halt — ich komme bereits ins Überlegen und Urteilen und wollte doch nur schauen und feststellen.

Ich konstatiere also, daß der Verkehr in den Straßen außerordentlich lebhaft ist, daß man zwischen dem Grau und Braun der bäuerlichen und feldmäßigen Kleidung schon zahlreiche städtische Anzüge sieht. Ja, man begegnet Damen in Pelz — und Samtmänteln, denen man bei bescheidenen Ansprüchen schon fast das Prädikat „elegant" beilegen könnte.

Die Menschen auf der Straße sehen überwiegend gesund und gut genährt aus, selten nur trifft man ein hohlwangiges krankes Gesicht. Auch wenig Bettler und Krüppel sind zu erblicken.

Der Menschenstrom schiebt und drängt sich. Alle scheinen es irgendwie eilig zu haben. Man promeniert in Kijew nicht mehr und bleibt nicht mehr beim kleinsten Zwischenfall stehen wie einst.

Alles geht zu Fuß. Nur ab und zu rasselt eine Droschke vorüber mit einem neuen Reichen oder eine Elektrische mit Arbeitern und Soldaten oder das Auto eines Sowjetbeamten, das die Straßen entlang saust mit knatterndem Motor und wehendem roten Fähnchen.

## 6. „Renaissance."

Charkow.

Die Zigeunerkapelle spielt mit fabelhaftem Schmiß, fiedelt in hinreißendem Rhythmus ungarische und russische Melodien herunter.

Ja, es gibt bereits wieder Zigeunerkapellen in Charkow, im innersten Herzen der Ukraine, in der Hauptstadt der „Ukrainischen Sozialistischen Räterepublik". Und

das Café ist übervoll. Ich mustere das Publikum. Es ist schwer zu definieren. Viele, denen man die Angehörigkeit zur Sowjetbureaukratie ohne weiteres ansieht, Militärs mit dem Revolver im Gurt, aber mindestens ebenso viele rein bourgeoise Typen. Der Druck, unter dem die Bolschewiki bisher die Bourgeoisie gehalten, ist ja aufgehoben. Im Zug konnte ich es mit eigenen Ohren hören, daß ein reisender Händler es wagte, vor Sowjetbeamten offen über die „schmutzige Revolution" zu schimpfen. Ja, man macht wieder Unterschiede nach dem Äußeren, klassifiziert nach dem Geldbeutel. Wenigstens verweist der Wirt zwei ärmlich gekleidete Männer, die sich mit einem großen Brotlaib niedergelassen und augenscheinlich nicht viel verzehren werden, von den Polstersofas, auf die sie sich gesetzt, an ein Tischchen mit Holzstühlen.

Die rasenden Rhythmen der Musik wirbeln mir die Eindrücke der letzten vierundzwanzig Stunden durcheinander: die Ankunft gestern abend auf dem spärlich erhellten Bahnhof. Durcheinander und Geschrei. Ängstliches Im-Auge-Behalten der Träger, immer wieder Überzählen der Gepäckstücke. Am Ausgang vor der Billettkontrolle ist der Trubel besonders schlimm. Die Träger drohen fortgeschwemmt zu werden. Man brüllt ihnen nach: „Kuda, tawarischtsch? Sjuda, sjuda! Wohin, Genosse? Dorthin, dorthin!"

Dann Warten im Regen. Das Auto, das mir der Narkomendiel, das Außenministerium, an die Bahn schicken wollte, ist noch nicht da. Inzwischen schüttet es vom Himmel.

Nach etwa einer Stunde kommt der Wagen. Auf holprigen Wegen rasseln wir in die Stadt. Wie mit Kübeln schüttet es ins offene Auto. In mächtigen Pfützen spiegeln sich die Bogenlampen.

Trotz der späten Stunde — es ist kurz vor Mitternacht — ist noch Leben in der Stadt. In hell erleuchteten Schaufenstern sieht man Orangen, Äpfel und Kuchen. Die stockwerkhohen Glasscheiben des Cafés Metropole werfen zwei breite Lichtbahnen auf die ehemalige Nikolajewskaja, die jetzt, nach dem von Denikin erschossenen ukrainischen Revolutionär, Tewelewa heißt.

Wir fahren gute drei Viertelstunden. Dreimal haben wir Panne. Dreimal springt der Pneumatik vom linken Hinterrad ab. Dreimal legt ihn der Chauffeur mit unermüdlicher Geduld wieder um.

Endlich halten wir vor einer großen Villa. Auf langes Klopfen öffnet eine Frau in etwas derangierter Toilette, verwuscheltem Haar, aber elegantem Schuhwerk.

Wie sie mich in ein hohes, saalartiges Zimmer führt, mit breitem Bett, großen Spiegeln und Polstermöbeln, kommt mir plötzlich der Gedanke: Dies hast du doch schon soundso oft erlebt. Es ist nicht anders, als wenn ich während des Weltkriegs von der Front in irgendein weit zurückliegendes Stabsquartier kam. Und jetzt weiß ich, woran dies heutige bolschewistische Rußland in so vielem erinnert: an die Etappe während des Kriegs.

Das Zimmer, das man mir angewiesen hat, ist zwar sehr elegant, aber das Bett enthält außer dem Kopf-

kissen nur zwei Leinentücher. Da mein Schlafsack mit dem großen Gepäck auf der Bahn geblieben ist, lege ich mich angekleidet auf das Bett und decke mich mit dem nassen Mantel zu; in der bitter kalten Nacht ein zweifelhaftes Vergnügen.

Meine Gedanken springen über zu all dem, was ich im Verlauf des gestrigen Tages erlebt: den langen Verhandlungen auf der deutschen Fürsorgestelle, dem stundenlangen Laufen durch die Stadt und all den Gesprächen mit deutschen Kolonisten, Flüchtlingen aus dem Hungergebiet, Kommunisten und Antikommunisten. Die vielfachen Eindrücke des Tages verwirren sich fast wie die futuristischen Gemälde an den Wänden des Restaurants, in dem ich sitze. In symbolischem Durcheinander zeigen sie den Gang der sozialistischen Revolution: Jünglinge im Granatregen kämpfend, gesprengte Ketten, dann die Segnungen des sozialen Friedens, Handwerker und Landwirte bei der Arbeit, und endlich eine Art Apotheose der erlösten und befreiten Menschheit.

Die Bilder sind übrigens gar nicht schlecht, der ekstatische Glanz auf den Gesichtern ist geradezu ausgezeichnet. Ich mustere die Gesichter der Daruntersitzenden. Sie hocken vor Tellern voll Kaviar oder Gerichten, deren Preise nahe an die Millionen grenzen. Auf ihren Stirnen ist nichts zu lesen von dem Glanz, der von den Wänden strahlt.

Wenn man das Treiben der Spekulanten im heutigen Rußland sieht, jene krassen Unterschiede zwischen Arm und Reich, zwischen Hungernden und Prassenden, liegt es nahe zu sagen: die soziale Revolution hat sich über-

schlagen, der Kommunismus ist tot, und alles ist wie früher.

Allein so stark dieser Eindruck auch ist, werde ich doch das Gefühl nicht los, daß es sich dabei um einen gefährlichen Trugschluß handelt. Immer wieder drängt sich einem der Gedanke auf, daß die Anrede: „Tawarischtsch (Genosse)", die auch der Ärmste gegenüber dem Mächtigsten braucht, doch mehr ist als eine leere Form. Bei stärkerem Auf-sich-wirken-Lassen der Atmosphäre in diesem noch immer chaotisch bewegten Lande erkennt man doch, daß es ebenso lächerlich ist, aus diesen üblen Nebenerscheinungen des „Neuen Kurses" auf das Ende des Kommunismus zu schließen, wie lediglich aus dem Aussehen der Straßenfassaden die Bilanz des Bolschewismus zu ziehen.

Bei einigermaßen objektiver Einstellung gewinnt man in Rußland den Eindruck, daß wir den großen Vorgängen zeitlich noch viel zu nahe stehen, um sie auch nur einigermaßen in ihren letzten Auswirkungen richtig abschätzen zu können. Zur Zeit des ersten französischen Kaiserreiches mochte man wohl auch wähnen, der Säbel habe der Revolution endgültig ein Ziel gesetzt, und man konnte nicht ahnen, daß ihre Ideen noch ein Jahrhundert lang über die ganze Welt hin Wirkungen auslösen würden.

Wie die Zigeuner mit einem rasenden Csardas einsetzen, zahle ich die 80 000 Rubel für mein Glas Tee und gehe. Vor der Tür drängt sich eine junge Frau an mich heran. Aus ihrem Antlitz schreit der Hunger, aus ihren Augen stiert die Seuche. Wie ich halte und

in der Tasche nach einigen Tausendrubelnoten krame, fällt mein Blick zufällig auf das Schild über dem Kaffeehaus. In großen goldenen Lettern prangt da „Renaissance"!

## 7. Die U. S. S. R.

Charkow.

„Die ganze Ukraine ist eigentlich eine Erfindung Paul Rohrbachs", sagte mir hier einmal ein geistreicher russischer Jude. So ironisch diese Bemerkung auch gemeint war, liegt ihr doch ein Wahrheitskeim zugrunde: an der Wiege der ersten national-ukrainischen Bestrebungen stand Deutschland. Die Mittel, mit denen man sie unterstützte: erst das Bündnis mit der Rada und mit Petljura, dann das abenteuerliche Einsetzen eines nur auf die deutschen Bajonette gestützten Hetmans waren allerdings nicht ganz die richtigen, allein immerhin hatte man damals in ganz Deutschland ein lebhaftes Interesse an dem Entstehen und Erstarken einer autonomen Ukraine.

Seitdem haben sich die Verhältnisse derart geändert, daß der seit kurzem aus Berlin zurückgekehrte Außenhandelskommissar Bern sie mir gegenüber sehr richtig dahingehend charakterisieren konnte, daß man in Deutschland über jeden Negerstaat Innerafrikas besser orientiert sei als über die Ukraine.

Der Gründe für die Unkenntnis der deutschen öffentlichen Meinung über einen Staat, dessen Wirtschaft für Deutschlands Industrie und Handel von der größten Bedeutung ist, gibt es mancherlei. In keinem andern

Gebiet Rußlands hat der Bürgerkrieg solange gedauert, in keinem andern ist er mit solch wechselndem Glück geführt worden. In der Ukraine haben Wrangel und Petljura operiert, haben Denikinowzen, Polen und Machnowzen zeitweise große Gebiete besetzt gehalten. Dazu kam, daß Kijew und Charkow viel schwieriger zu erreichen waren als Petersburg und Moskau und daß die polnische Barriere zeitweise die Ukraine hermetisch von Deutschland abschloß. Außerdem hat das halbe Dutzend „ukrainischer Regierungen", die sich heute alle im Ausland aufhalten, das Seine dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Deutschland zu verwirren.

Die Aufnahme wirtschaftlicher Beziehungen mit der Ukraine ist heute nicht weniger wichtig als im Jahre 1918. Vorbedingung dafür ist Kenntnis der wirklichen Machteinteilung im Süden Rußlands. Seit etwa Jahresfrist hat in der ganzen Ukraine der Kampf mit der Gegenrevolution aufgehört, und es gibt praktisch nur eine Macht, die der U. S. S. R., der Ukrainischen Sozialistischen Sowjet-Republik. Alle ihr feindlichen Regierungen, mögen sie Denikin oder Petljura oder Machnow heißen, befinden sich heute im Ausland. Nicht eine einzige von ihnen hält einen Fußbreit ukrainischen Bodens besetzt oder hat eine auch nur nennenswerte Anhängerschaft im Lande. Es ist natürlich durchaus möglich, daß Wrangel oder Petljura von Polen oder Rumänien aus mit finanzieller oder militärischer Unterstützung der Entente einen neuen Einfall in ukrainisches Gebiet unternehmen, allein es erscheint völlig ausgeschlossen, daß sie dauernden Erfolg erringen können. Meine Ansicht von der Festigkeit der bolsche-

wistischen Herrschaft in der Ukraine stützt sich nicht nur auf eigene Beobachtung, sondern in gleicher Weise auf die Urteile gerade der Gegner der Sowjetregierung. Sie mögen noch so sehr über die gegenwärtige Regierung schimpfen, nicht einer, mit dem ich sprach, hielt eine Änderung für möglich.

Ganz kühl und nüchtern, unter Ausschaltung aller Gefühlsmomente sollen hier die tatsächlichen Verhältnisse geschildert werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein Emigrant, der durch die Kommunisten alles verlor, der vielleicht unter bolschewistischer Herrschaft Entsetzliches durchmachte, ehe ihm die Flucht ins Ausland gelang, sich niemals mit dem gegenwärtigen Regime in Rußland aussöhnen, daß er bis an sein Lebensende auf einen Umsturz hoffen wird. Noch selbstverständlicher ist, daß alle jene Kreise, die zu den verschiedenen sogenannten „ukrainischen Regierungen" gehören und die davon leben, daß sie die Fiktion ihres baldigen Herrschaftsantritts diskontieren, kein Mittel unversucht lassen, die wirklichen Verhältnisse zu verschleiern. Etwas anderes ist jedoch, ob man sich in Deutschland hierdurch den klaren Blick verwirren lassen soll.

Man kann ein erklärter Feind des bolschewistischen Systems sein und kann doch aus schwerwiegenden nationalen Gründen für Anbahnung möglichst enger Beziehungen zu Rußland und der Ukraine eintreten. Erleichtert wird eine solche Stellungnahme durch die Änderung in der Politik der Sowjets. Man gibt hier ruhig zu, daß man seine ganze Politik auf den baldigen Eintritt der Weltrevolution aufgebaut, daß man sich jedoch in der Berechnung des Zeitpunktes ihres Eintritts

schwer getäuscht hat, so daß sich die Notwendigkeit ergab, die ganze politische Einstellung dem Ausland gegenüber zu revidieren. Was im besonderen die Ukraine anbelangt, benötigt diese für ihren Wiederaufbau der deutschen Industrie und Technik so dringend, daß selbst die extremen Kommunisten zunächst kein Interesse haben, daß eine soziale Revolution die deutsche Industrie lieferungsunfähig macht.

Um diesen Wiederaufbau der Ukraine und um die Rolle, die Deutschland dabei spielen soll, handelt es sich. Man hat hier durchaus den Eindruck, daß alle maßgebenden Regierungskreise bereit sind, Deutschland für den Wiederaufbau eine Vorzugsstellung einzuräumen. Hierin liegt auch das Interesse, das Deutschland an dem Bestehen und der Festigung der bolschewistischen Herrschaft in der Ukraine hat. Ganz abgesehen davon, daß jeder Umsturz zunächst das Chaos zur Folge hätte, müßte jede darauf etwa folgende andere Regierung eine deutschfeindliche Haltung einnehmen, da ihre Stützen ja Deutschlands Gegner, Frankreich und Polen, sein würden. Die Deutschen in Charkow wissen aus der Zeit der Regierung Denikins, die sehr bald eine entschieden deutschfeindliche Haltung einnahm, ein Lied davon zu singen. —

Was die wirtschaftliche Lage angeht, hat man den Eindruck, daß die Periode des Niedergangs zu Ende ist und daß der Wiederaufstieg bereits begonnen hat. Die ukrainische Wirtschaft arbeitet noch schwer und stockend wie eine Maschine, die lange ungenutzt und ungewartet gestanden, aber sie arbeitet.

## 8. „Ein Pfund Brot."

Charkow.

Meine kleine russische Lehrerin — sie ist eine Deutschrussin von einer herben, verschlossenen Mädchenhaftigkeit — wurde einen Augenblick verlegen, als ich sie nach dem Honorar für die Stunden fragte. Dann meinte sie, wenn ich lange genug in Rußland wäre, würde mich die Art der Honorarbemessung nicht wundern; es betrüge ein Pfund Brot für die Stunde.

In der Tat ist das Pfund Brot der Wertmesser für alle Geschäfte und Arbeitsleistungen kleiner Art. Für größere rechnet man in Goldrubeln, wie ja auch die Sowjetregierung das Gehalt ihrer Beamten in Goldrubeln bemißt. Doch auch diesen wäre eine Berechnung nach Pfunden Brotes lieber. Denn auch in Goldrubeln berechnet, bleiben die Lebensmittelpreise in der Ukraine keineswegs stabil, sondern weisen steigende Tendenz auf. Es ist nicht nur die allgemeine Ungeklärtheit der politischen und wirtschaftlichen Lage, die hier preistreibend wirkt, sondern vor allem auch der Hunger, der von Süden aus langsam aber stetig nach Norden vorrückt und bereits über die Hälfte der Ukraine erfaßt hat.

Ich sehe mich im Zimmer meiner Lehrerin um und mache einen kleinen Überschlag, wie sie eigentlich leben soll, auch wenn sie noch so viele Stunden am Tage gibt, denn alle andern Lebensmittel und gar erst Schuhe und Kleidung erfordern zur Bezahlung viele Pfunde Brotes.

In ihrem Zimmer steht nicht mehr allzuviel, das sich noch in Brot umwandeln ließe. Im übrigen ist es das Übliche, wie man es hier überall sieht. In der einen Ecke steht das Bett, in der andern ein kleiner eiserner Ofen, der zum Heizen und Kochen dient. Dies muß auch kleineren Familien genügen; größeren hat man zwei bis drei Zimmer gelassen. Ich bin in Kijew und Charkow bei zahlreichen Familien zu Gast gewesen, bei Deutschen, Russen und Juden, bei Kommunisten, Proletariern und Bourgeois.

Es wäre jedoch unrichtig, die „neuen Reichen" mit den Kommunisten und der sogenannten „roten Aristokratie" ohne weiteres zu identifizieren. Natürlich sind unter ihnen auch zahlreiche Sowjetbeamte, die ihre Stellung zur Erlangung persönlicher Vorteile mißbrauchen; allein die letzte große Reinigung der kommunistischen Partei galt ja mit diesen Elementen, und andrerseits trifft man auch erstaunlich viele Bolschewiki, die mit einem hingebenden Fanatismus unter Hintansetzung aller persönlichen Interessen sich für ihre Sache aufopfern. Im allgemeinen ist das Leben im heutigen Rußland für jedermann hart und schwer, mit Ausnahme jener Klasse gewissenloser Spekulanten, die noch aus jedem Elend und aus jeder Not der Menschen ihren Vorteil zu ziehen wußten.

Mit den Spekulanten nicht nur, sondern mit dem menschlichen Erwerbssinn überhaupt haben auch die Bolschewiki einen Kompromiß schließen müssen. Wie weitgehend dieser ist, erkennt man, wenn man einmal auf den Charkower Markt geht. Gegen diesen Markt haben die Bolschewiki einen erbitterten Kampf geführt. So oft sie

Tempel der Feueranbeter bei Baku.

Bohrtürme in Baku.

Jung-Rescht will photographiert werden.

Haus in Gilan in Nordpersien.

den Markt auch schlossen, so oft lebte er wieder auf. Da griffen sie zu einem Radikalmittel: sie versiegelten die Markthalle und rissen alle Buden und Verkaufsstände nieder, sie rasierten den ganzen riesigen Platz. Heute deckt ihn wieder ein Gewühl von Bretterhäuschen, Buden und Ständen. Die große Markthalle bildet nur den Mittelpunkt, aber sie faßt noch nicht den zwanzigsten Teil der zum Verkauf gelangenden Waren.

Dieser Markt ist eine Welt für sich. Man kann alles nur Erdenkliche auf ihm kaufen. Endlos reihen sich die Buden aneinander mit Fleisch, mit Speck, mit Würsten, mit Brot, Honig, Butter, Eiern, Gemüse, Kartoffeln, Fisch; dann Öl, Spiritus, Petroleum, Benzin, Holz; aber auch Möbel, Hausrat, Decken, Teppiche, Werkzeuge, Eisen-, Holz- und Korbwaren. Zwischen all den Buden gehen und stehen Leute, die einzelne Gegenstände ihres Besitztums zum Verkauf anbieten.

Eine besondere Ecke bildet der Goldmarkt. Der ist verboten und von Zeit zu Zeit wird er aufgehoben. Aber bereits am nächsten Tag findet er sich wieder zusammen.

Zunächst sieht man nur eine Gruppe harmlos auf- und abgehender Menschen. Aber nähert man sich ihr und sieht man vertrauenerweckend aus, so blinkt und blitzt es einem plötzlich von allen Seiten entgegen. Mäntel werden zurückgeschlagen, und man sieht von der Brust lange Reihen von Goldketten herunterhängen. Hände öffnen sich, und von den Handflächen blitzen einem Dutzende von nach innen gedrehten Brillantringen entgegen. Handtaschen klappen auf, und Haufen

von Perlenketten, Broschen und Goldrubeln bieten sich dar.

Die Preise all dieser Kostbarkeiten sind an europäischen Maßen gemessen gering. Allerdings ist ihre Ausfuhr verboten, und in der Ukraine ist heute Brot wertvoller als Gold.

Ganz allgemein kann man sagen, daß die Preise für Nahrungsmittel und für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse von Tag zu Tag, ja fast von Stunde zu Stunde steigen, während die Preise für alles Entbehrliche fallen. Man kann heute in Charkow einen Flügel oder einen großen echten Teppich für 5000 bis 6000 deutsche Mark kaufen, im Hungergebiet einen Pflug oder eine Dreschmaschine gegen ein Pud (16,4 Kilo) Mehl tauschen.

Die Ukraine befindet sich gegenwärtig in einer Zeit des Übergangs; vieles steht Kopf, und der Hunger verschärft noch die Lage. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß die sogenannte „neue ökonomische Politik" den Weg zur Wiederaufrichtung der Wirtschaft freigegeben hat.

Geht man über den Charkower Markt, so ist es fast grotesk zu sehen, welch ungeheuere Triebfeder der menschliche Erwerbssinn ist. Von Tag zu Tag wächst der Markt, täglich reihen sich neue Buden aneinander, ja in den angrenzenden Straßen wird wahrhaftig gebaut, die ersten Häuser, die ich in der Ukraine im Bau sah. Man baut Steinhäuser, die als Magazine und Kaufläden dienen sollen.

Die Triebkraft des persönlichen Interesses und Er-

werbssinnes sucht die „neue ökonomische Politik" der Sowjets überall in ihren Dienst zu stellen. Der Bauer kann mit Ausnahme einer Naturalsteuer frei über seine Ernte verfügen. Die staatlichen Fabriken sind nach gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitet. Es gibt nur Akkordarbeit. Nicht nur die Leiter sind an der Rentabilität interessiert, auch die gesamte Arbeiterschaft. Jede Fabrik bekommt ein monatliches Lieferungsprogramm vorgeschrieben; überschreitet sie es, so erfolgen Lohnzuschläge, unterschreitet sie es, so werden Abzüge gemacht.

Allerdings darf man nie vergessen, daß man es mit einer niedergebrochenen Wirtschaft zu tun hat. Aber ihre Grundlagen sind unangetastet: die fruchtbare Erde, die in Europa nicht ihresgleichen hat, und die reichen Bodenschätze.

## 9. Deutsch-ukrainische Wirtschaftsmöglichkeiten.

In deutschen industriellen und kaufmännischen Kreisen steht man nicht unberechtigterweise der Frage des Exportes und der Investierung größerer Kapitalien zunächst skeptisch gegenüber, und es wird bei Aufwerfung dieser Fragen sofort die Gegenfrage auftauchen: Was kann die Ukraine als Gegenwerte liefern?

Jede unvoreingenommene Prüfung der heutigen ukrainischen Volkswirtschaft muß von der Erwägung ausgehen, daß die Ukraine im Frieden bei einer mittleren

4*

Ernte von einer Milliarde Pud, also über 16 Millionen Tonnen Getreide, einen Überschuß von 300 Millionen Pud (4 900 000 Tonnen) für die Ausfuhr verfügbar hatte. Dazu muß man noch in Ansatz bringen die im Jahr auf 200 Millionen Pud (3 300 000 Tonnen) zu veranschlagende Durchschnittsernte an Kartoffeln und die Zuckerrübenernte.

Nun kann bei Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse die Hungerkatastrophe leicht den Eindruck machen, als ob die Revolutionskriege und vielleicht auch das bolschewistische Regierungssystem das Land so heruntergewirtschaftet hätten, daß es von einem Exportland nunmehr zu einem Einfuhrgebiet von Getreide wurde.

In Wirklichkeit liegt die Sachlage jedoch derart, daß im Jahre 1921 81 Prozent der Anbaufläche des Jahres 1914 bestellt waren, so daß man bei einer normalen Durchschnittsernte bereits mit einem Ausfuhrüberschuß von 100 Millionen Pud (1 640 000 Tonnen) hätte rechnen können. Dann kam jedoch die anormale Trockenperiode, die vom April bis zum August ohne Unterbrechung dauerte und die alle in die Ernte gesetzten Hoffnungen vernichtete.

Nach dem Bericht des Vertreters der Nansenhilfe in der Ukraine, des norwegischen Kapitäns Quisling, handelt es sich bei der Hungerkatastrophe in der Ukraine um ein Naturereignis größter Dimension. Der Kapitän, der bolschewistenfreundlicher Neigungen keineswegs verdächtig ist, führt in seinem Bericht aus, daß seiner Ansicht nach keine Regierung die Katastrophe hätte verhindern können, und erkennt ausdrücklich die

Anstrengungen der Sowjetregierung zur Behebung der Not an.

Selbstverständlich ist, daß die vorhergegangenen Kriege, Requisitionen und ähnliche Vorgänge einen besonders günstigen Boden für die Ausbreitung des Hungers schufen. Aber die Hauptschuld fällt auf die alle Vorstellungen übertreffende Mißernte. In zahlreichen Bezirken ernteten die Bauern noch nicht ein Drittel des in den Boden gesteckten Samens.

Diese Feststellungen sind von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung deutsch-ukrainischer Wirtschaftsmöglichkeiten. Denn sie zeigen, daß nach Überwindung der Hungerkatastrophe die Ukraine in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder Getreide wird ausführen können. Hiesige landwirtschaftliche Sachverständige rechnen damit, daß man bereits nach zwei normalen Ernten an die Ausfuhr denken kann.

Deutschland ist an dieser Ausfuhr in hohem Maße interessiert, denn aus keinem andern Getreideausfuhrland wird es zu ähnlich günstigen Bedingungen seinen Einfuhrbedarf decken können. Man ist ukrainischerseits auch durchaus bereit, seinen eventuellen Überschuß in erster Linie an Deutschland abzugeben, unter der Voraussetzung, daß deutsches Kapital sich an dem Wiederaufbau der ukrainischen Wirtschaft beteiligt.

Soweit man nach kurzem Aufenthalt im Lande urteilen kann, sind die Bedingungen für ein erfolgreiches Arbeiten fremden Kapitals in der Ukraine gegeben. Die ganze Wirtschaftspolitik der Sowjets ist ja seit dem Einsetzen des sogenannten „neuen Kurses“ auf Heranziehen

der privaten Initiative sowie des fremden Kapitals aufgebaut.

Die ganze Agrarpolitik des ukrainischen Kommissariats für Volkswirtschaft zielt darauf ab, einmal die Anbaufläche zu vergrößern, zum andern den bäuerlichen Betrieb zu intensivieren. Mit der alten kommunistischen Wirtschaftsform ist völlig gebrochen. Der Bauer hat nur eine Naturalsteuer von durchschnittlich 10 Prozent der Ernte zu entrichten und hat im übrigen völlig freie Hand.

Diese Steuer wird übrigens nicht nur nach dem Ernteerträgnis, sondern auch nach der jedem Bauern zugewiesenen Bodenfläche berechnet. Der Bauer hat also das größte Interesse daran, sein gesamtes Feld zu bestellen. Ist er dazu nicht imstande, so verpachtet er meist den Überschuß gegen Übernahme der Naturalsteuer. Die einzelnen Bauernwirtschaften betragen normalerweise 2, 5 bis 12 Desjatinen (1 Desjatine ist etwas größer als 1 Hektar). Bauern, die besonders gut wirtschaften, werden jedoch bis zu 21 Desjatinen überlassen. Außerdem gibt es in der Ukraine 72 Sowjetgüter, die teilweise an Genossenschaften verpachtet sind, insbesondere an Fabriken. Es besteht die Tendenz, möglichst jeder Fabrik ein Gut zur eignen Versorgung ihrer Arbeiter mit Lebensmitteln zuzuweisen.

Die Beteiligung fremden Kapitals ist in der Weise gedacht, daß landwirtschaftliche Konzessionen auf 24 Jahre verteilt werden sollen, und zwar handelt es sich um jene nationalisierten Güter, die noch nicht aufgeteilt sind. Als Pachtschilling sind 20 bis 25 Prozent der Ernte geplant.

Nach Ablauf der Konzession sollen die Güter in Staatswirtschaft übergehen. Besonders aussichtsreich erscheint die von ukrainischer Seite vorgesehene Form der gemischten Wirtschaft, bei der die Einlage von seiten des fremden Kapitals in Form von Maschinen und landwirtschaftlichen Geräten erfolgen würde, während die ukrainische Regierung das flüssige Betriebskapital beisteuert.

Unter Umständen ergibt sich hier eine geeignete Zusammenarbeit zwischen ehemaligen deutschen Domänenpächtern und Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen. Der Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen ist, nebenbei bemerkt, außerordentlich groß, da einmal sehr viel durch Krieg und Revolution zerstört ist und zum andern eine intensive landwirtschaftliche Schulung der Bauern, insbesondere in Winterkursen, auf die Verwendung von Maschinen hinarbeitet. Diese Maschinen kamen vor dem Krieg so gut wie ausschließlich aus Amerika. Der deutschen Industrie bietet sich heute die Gelegenheit, die Amerikaner von ihrem frühern Absatzgebiet gänzlich zu verdrängen.

Während das oben Gesagte bis zu einem gewissen Grad Zukunftsmusik ist, hat der Ukrainer andrerseits eine ganze Reihe Ausfuhrartikel verfügbar. Die Ukraine ist Produzent zahlreicher viehwirtschaftlicher Rohprodukte, die Deutschland benötigt.

In erster Linie handelt es sich um Häute, Felle, Därme und Schweinsborsten. Diese Produkte liegen teilweise bereits in Lagern, zum großen Teil aber noch verstreut bei den Bauern. Es wäre Sache einer gemischten deutsch-ukrainischen Gesellschaft, die großen

Vorräte zu sammeln und zu exportieren. Die Bezahlung könnte in Form von deutschen Maschinen, Werkzeugen, Textilwaren, Medikamenten erfolgen, an denen teilweise ein großer Mangel ist und für die groteske Preise bezahlt werden. Auch hier ist daran gedacht, durch eine besondere Gesellschaft Warenlager über das ganze Land zu verteilen.

## 10. Unter ukrainischen Bauern.

Ljubotin.

Der Regen hatte endlich aufgehört, und zwei Tage Sonne trockneten die Wege so weit, daß wir fahren konnten. Die Stadt rutschte den Hügel hinunter, den das Auto hinaufknatterte, die Vorstadtstraßen liefen in immer dünnere Fäden aus, die sich schließlich ganz verloren, und unser Wagen mahlte den Sand der Landstraße.

Ukrainische Steppe ist nicht anders als russische oder polnische, aber der Zustand der Felder und Dörfer überrascht, so gut gehalten, ja gepflegt sind sie. Die Häuser sind tadellos weiß gekalkt, Türen und Fenster hübsch gestrichen. Auf der ganzen Fahrt sehe ich nicht eine zerbrochene Scheibe. Die Felder deckt der grüne Teppich der Wintersaat, und rings um die Häuser sind saubere, peinlich ordentliche Gemüsebeete angelegt.

Der ukrainische Bauer stand wirtschaftlich von jeher auf einer wesentlich höheren Stufe als der russische. Es gab Großbauern unter ihnen, die kleine, oder nach deutschen Begriffen vielmehr bereits recht große, Güter be-

saßen von 20, 50, 100 und mehr Desjatinen Land. Allen diesen kam nicht wie in Nord- und Mittelrußland die bolschewistische Revolution als die große Befreierin, sie mußten vielmehr einen Teil ihres Landes hergeben.

Ganz allgemein suchte man Bauernwirtschaften von 2½ bis 12 Desjatinen Durchschnittsgröße herzustellen. Allein die Landaufteilung ist noch keineswegs überall durchgeführt. Einmal hat man jenen Bauern, deren Wirtschaft in besonders gutem Stande war, auch wesentlich größere Flächen gelassen oder in der letzten Zeit zurückgegeben, und dann gibt es noch eine ganze Menge Bauern, die nicht einmal die unterste Norm von 2½ Desjatinen ihr eigen nennen. Ich treffe auf meiner Fahrt verschiedene Bauern, die nur über dreiviertel Desjatinen verfügen und die auf dieser kleinen Fläche schlecht und recht mit einem Pferd und einer Kuh wirtschaften.

Im übrigen hat die Hungerkatastrophe alle Agrarprobleme und Theorien über den Haufen geworfen, und man kann sagen, heute kann jeder in der Ukraine so viel Land bekommen, als er erfolgreich zu bewirtschaften verspricht. Hinter der brennenden Notwendigkeit, die Produktion überhaupt wieder zu heben, tritt die Art und Weise der Wirtschaft ganz zurück.

So sehr auch in der Landwirtschaft die kommunistische Wirtschaftsform rückwärts revidiert ist, darf man allerdings doch nicht vergessen, daß es auch unter dem gegenwärtigen Regime der „neuen ökonomischen Politik" Privatbesitz an Grund und Boden nicht gibt. Der gesamte Grund und Boden gehört nach wie vor dem Staat. Auch den Bauern ist ihr Land nur pachtweise überlassen. Nach der

ganzen Art und Weise der Bauern hat man den Eindruck, daß sie sich unbedingt als Herren und Besitzer auf ihren Höfen fühlen. Von den Sowjetbehörden wird ja auch die ganze Frage des Grundbesitzes der Bauern mit äußerster Vorsicht behandelt. Die stärkste Stütze des bolschewistischen Regimes liegt heute auf dem Lande. Der russische Bauer hat die Erfahrung gemacht, daß die Agrarprogramme der Sozialrevolutionäre und Menschewiki auf dem Papier blieben, daß die Weißen, unter welchen Namen sie auch immer auftreten mochten, als erstes darangingen, den alten Großgrundbesitz wiederherzustellen; die Bolschewiki aber gaben ihnen das Land und ließen sie bis heute in dessen Besitz. Mit dem bolschewistischen Regiment verteidigen sie ihren Grund und Boden.

* *
*

Die erste Station machen wir in Kuriasch. Hier war früher ein berühmtes Kloster. Rings um die Kirche herum stehen große Unterkunftshäuser für die Wallfahrer. Jetzt sind darin teilweise Kinder aus den Hungergebieten untergebracht, für die im Klosterhof Ringelspiel und Schaukel aufgestellt wurden, zum andern liegt eine Trainabteilung der Roten Armee darin. Vor dem Eingang zur Kirche stehen einige Dutzend Trainwagen, mit preußischer Exaktheit in einer geraden Linie ausgerichtet.

Nur ein paar Mönche sind zurückgeblieben, grollend über den Wandel der Zeiten, denn in den letzten Wochen hat man ihnen auch noch die Klosterschätze abgenommen,

für deren Erlös Brot für die Hungernden gekauft werden soll.

Ich möchte die Popen inmitten ihres so veränderten Klosters photographieren, und der Führer der Trainabteilung verhandelt darüber mit ihnen. Der Rote Offizier ist ein Balte aus Riga, hochelegant in seinen roten Breeches und knapper brauner Jacke. Wie mit andern Dingen in Rußland hat sich ja auch mit der Roten Armee ein erheblicher Wandel vollzogen. Man trifft noch jene abgerissenen Gestalten unter den Rotarmisten. Die Eliteregimenter aber unterscheiden sich weder in Haltung noch in Uniformierung und Ausrüstung von einer europäischen Armee.

Endlich kommen die Popen. Sie haben sich erst fein gemacht. Übrigens lohnte es nicht des Wartens. Diese Mönche sind viel unintelligenter und stumpfer als die Bauern ihres Bezirkes.

Es ist Sonntag, und längs der Dorfstraßen, die sich kilometerlang ausdehnen, sitzen die Mädchen vor den Zäunen, in ihren farbigen Tüchern einer Reihe bunter Vögel gleichend. In einem Dorfe wird zum Klang einer Ziehharmonika getanzt. Wie ich die Szene kinematographisch aufnehmen will, gibt es ein sich zierendes Stocken, bis eine Bäuerin auf mein Drängen hin mit Stampfen und Drehen wieder einen ukrainischen Nationaltanz anhebt.

Nach dem Tanz führt sie uns in ihr Haus. Nach unsern Begriffen ist es eigentlich nur eine Hütte, aus Zimmer und Vorraum bestehend. Ein Viertel des Zimmers füllt der ungeheuere Ofen aus, in den der

Herd hineingebaut ist und dessen gemauerte Bänke als Betten dienen. Originell ist der „Sommerherd", wenn der Ofen nicht geheizt wird. Dann dient zum Kochen eine Art Retorte, aus Lehm geformt, die an den Ofen gesetzt ist. Sie ist gerade groß genug, einen Topf zu erwärmen.

Dem Ofen schräg gegenüber befindet sich eine „Altarecke". Hier hängen die Wände von oben bis unten voll Heiligenbilder. Das übrige Zimmer ist mit wunderhübsch gestickten Leinentüchern ausgeschmückt. Trotzdem es nur das Haus eines ganz armen Bauern ist, ist alles von einer überraschenden Sauberkeit.

In Ljubotin, wo wir am Abend eintreffen, kommen wir gerade zu einer Sitzung des Dorfsowjets zurecht. Der ganze Platz vor dem Gemeindehaus ist von Bauern angefüllt. Mein Begleiter benützt die Gelegenheit zu einer Rede, in der er auch mich als Gast aus Deutschland vorgestellt, der gekommen sei, um sich ein objektives Bild von der Lage in der Ukraine zu machen.

Wie die Bauern hören, daß ich aus Deutschland komme, werde ich mit Fragen bestürmt. Ich soll sagen, wie es in Deutschland aussieht, was das Pfund Brot dort kostet; wie man in Deutschland über Rußland denkt, ob es Rußland helfen wird, was es nach Rußland exportieren will. „Werden die Deutschen mit Maschinen kommen oder mit Maschinengewehren?" ruft einer dazwischen. — Unausrottbar lebt ja in manchen Köpfen hier die Vorstellung — teils als Hoffnung, teils als Furcht —, daß eines Tages deutsche Truppen wieder die Ukraine besetzen werden.

Im Handumdrehen entspinnt sich eine lebhafte politische Unterhaltung über die Parteien in Deutschland, über Genua, über den Vertrag zwischen Deutschland und Rußland, über die Haltung der Entente. Ich mustere die Gesichter um mich und vergleiche sie in Gedanken mit denen, die ich von früher kenne. Hier haben acht Jahre Krieg und Revolution ihre Wirkung getan. Der russische Bauer ist ein anderer. Er ist heute ein politischer Faktor, mit dem jede wie immer geartete Regierung wird rechnen müssen.

## 11. Die apokalyptischen Reiter.

Rostow am Don.

Europa schläft. Über die russische Steppe jagen die apokalyptischen Reiter, und Europa sieht nicht auf. Europa ist müde. Es hat den einen, den auf dem roten Pferd, lange genug innerhalb seiner eigenen Grenzen gesehen. Es ist so gesättigt mit eigenen Schrecken, daß es stumpf geworden ist gegen fremde.

In manchen unserer Städte stehen auf den Märkten die Pestsäulen. In Chroniken liest man von dem Schrecken der Hungerjahre. Heißt es nicht in alten Gebeten: „Behüte uns Gott vor Hunger, Dürre und Pestilenz"? Wir sehen, lesen und sprechen das, ohne uns etwas dabei zu denken. Für uns ist das „Mittelalter", und wir machen uns nicht klar, daß es heute wieder Wirklichkeit geworden, unmittelbar vor unsern Toren. In Rußland und der Ukraine sind die Reiter auf dem fahlen und auf dem

schwarzen Pferd dem auf dem roten gefolgt. **Hunger und** Seuche ziehen über das Land.

„Sie fahren nach dem Süden?" fragte mich der lange, blonde Norweger, der Leiter der Nansenschen Hungerhilfe für die Ukraine. „Sehen Sie sich vor. Die Züge sind die schlimmsten Ansteckungsherde."

Ich weiß es. Aber was soll ich machen? Ich habe keine Zeit zu warten, bis der desinfizierte Sonderwagen irgendeiner hohen Kommission oder eines Volkskommissars kommt und mich mitnimmt. So muß ich schon auf mein gutes Glück vertrauen, das mich auch während der Cholera-epidemie auf dem Balkan und inmitten flecktyphuskranker bolivianischer Indianer bewahrte. Und dann, wo gibt es wirklichen Schutz? Als ich in Kijew mit dem Kurier auf die polnische Gesandtschaft kam, gab es ernste Gesichter: zwei neue Flecktyphusfälle. In Charkow lag der älteste Mitarbeiter des Leiters der deutschen Gefangenen-fürsorge an der gleichen Krankheit darnieder. Ehe ich noch abreiste, war er daran gestorben.

Zu Typhus und Fleckfieber ist in den letzten Wochen die Cholera getreten. In Charkow nannte man mir nach meiner Ankunft die Zahl der Fälle: im Februar 100, im März 300 und in den ersten zehn Tagen des April 500. Die Seuche steht erst in ihren Anfängen; breitet sie sich aus, so wird sie unter den durch den Hunger Geschwächten fürchterlich aufräumen.

Hunger! Wir fahren, und der Hunger kommt uns entgegen. In Deutschland glauben wir während der letzten Kriegsjahre den Hunger kennengelernt zu haben, aber nach hiesigen Begriffen war es noch immer Wohl-

leben. Hier spricht man vom Hunger erst dort, wo effektiv kein Brot mehr vorhanden ist, nicht einmal das halbe Pfund Brot, das als Existenzminimum gilt. Ein halbes russisches Pfund, das sind 200 Gramm.

Man mag noch so viel von dem Hungerschrecken gelesen haben, klar macht man sich die Katastrophe in ihrer ganzen Furchtbarkeit doch erst, wenn man die ersten „Hungernden" gesehen hat, diese jämmerlichen Skelette in schmutzstarrenden Lumpen. Da, ein Junge; er hatte nichts weiter an als einen alten zerrissenen Pelz, der ihm nachschleppte; seine Augen verschlangen das Brot, das er in den Händen der Satten sah. Aus dem Schmutz suchte er jede einzelne Krume.

Das Brot, das in den Hungergebieten gebacken wird, besteht ja selbst zum größten Teil aus Schmutz. Kartoffelschalen und Sonnenblumenkerne sind noch seine besten Bestandteile. Man schaudert, wenn man es sieht, und man kann sich nicht entschließen, es auch nur zu kosten. Und doch ist glücklich, wer auch nur solches Brot hat. Es erschüttert, wenn man sieht, wie zur Mittagsmahlzeit der Vater oder die Mutter das Brot unter die zahlreichen Kinder verteilt, in herzlich kleinen Portionen. Und die Kinder machen sich über die schmutzig-grauen Brocken her, die aussehen wie aus Sand und Steinen zusammengebacken. Und ist das letzte Stückchen verzehrt, so wird sorgsam jede Krume zusammengekehrt und in den Mund gesteckt.

Der Hunger ist über das Land gegangen wie ein gefräßiges Tier; er hat es leer und kahl gefressen, als seien ungeheuere Heuschreckenschwärme eingefallen. Die

Felder sind ohne Halm, die Bäume ohne Rinde, die Häuser ohne Dächer; längst wurde das letzte Strohdach an das Vieh verfüttert oder in das Brot verbacken.

Und wenn die letzten Surrogate verzehrt sind, wenn Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse lange nicht mehr genossene Leckerbissen geworden sind, dann beginnt jener Zustand, in dem Menschen sinnlos schreiend hin- und herlaufen wie jenes Mädchen, das, ein halbnacktes, schmutzstarrendes Lumpenbündel, unsern Zug entlang schlich, nur noch ein einziges grauenhaftes Wimmern und kaum mehr fähig, die Brotreste anzunehmen, die man ihm reichte.

Dann fängt das zweite Stadium des Hungers an, da die dürren Leiber plötzlich aufzuschwellen beginnen, zuerst die Füße und Beine und dann der ganze Körper, bis schließlich das dritte Stadium einsetzt, in dem der Leib hart wie Leder wird und das mit dem Tode endigt.

Die Fälle von Kannibalismus und Leichenfresserei hat man in Europa als etwas Ungeheuerliches empfunden. Das Ungeheuerliche ist hier, daß in den schlimmsten Hungergebieten derartige Fälle bereits das Alltägliche sind.

Eltern schlachten ihre Kinder, Kinder fressen ihre Eltern, der Bruder die Schwester. Ein häufig vorkommender Fall ist, daß sich der Vater auf die Reise nach dem Norden begibt, um Brot herbeizuschaffen. Irgendwo am Wegrand verendet er. Inzwischen stirbt zu Hause die Mutter, und die Kinder machen sich über die Leiche her. In einem Dorfe fand man einen Jungen tot vor der Leiche seines geschlachteten Bruders, das



Basarstraße in Rescht.

Moschee in Kaswin.

Kanonenplatz in Teheran.

Messer in der Hand, Reste der schauerlichen Mahlzeit noch auf den Lippen. All das wird festgestellt, protokolliert, photographiert, mit einer grauenerregenden Häufigkeit.

In manchen Gegenden, so in den griechischen Kolonien am Schwarzen Meer, haben sich richtige Menschenfresserbanden gebildet, die auf das kostbare Menschenwild Jagd machen, um es zu schlachten und zu fressen, während sich andernorts die Hungernden mit den verwilderten Hunden in die Leichen teilen.

Im allgemeinen aber stirbt das russische Volk mit einem für einen Europäer unbegreiflichen Stoizismus. Hier am Asowschen und Schwarzen Meer sind die schlimmsten Hungergebiete. Schon sind ganze Gemeinden ausgestorben. In den Städten aber kann man für Geld noch alles haben, und vor den reichbesetzten Läden schleichen und liegen die Verhungernden, ohne an Aufstand und Revolte gegen die Satten zu denken.

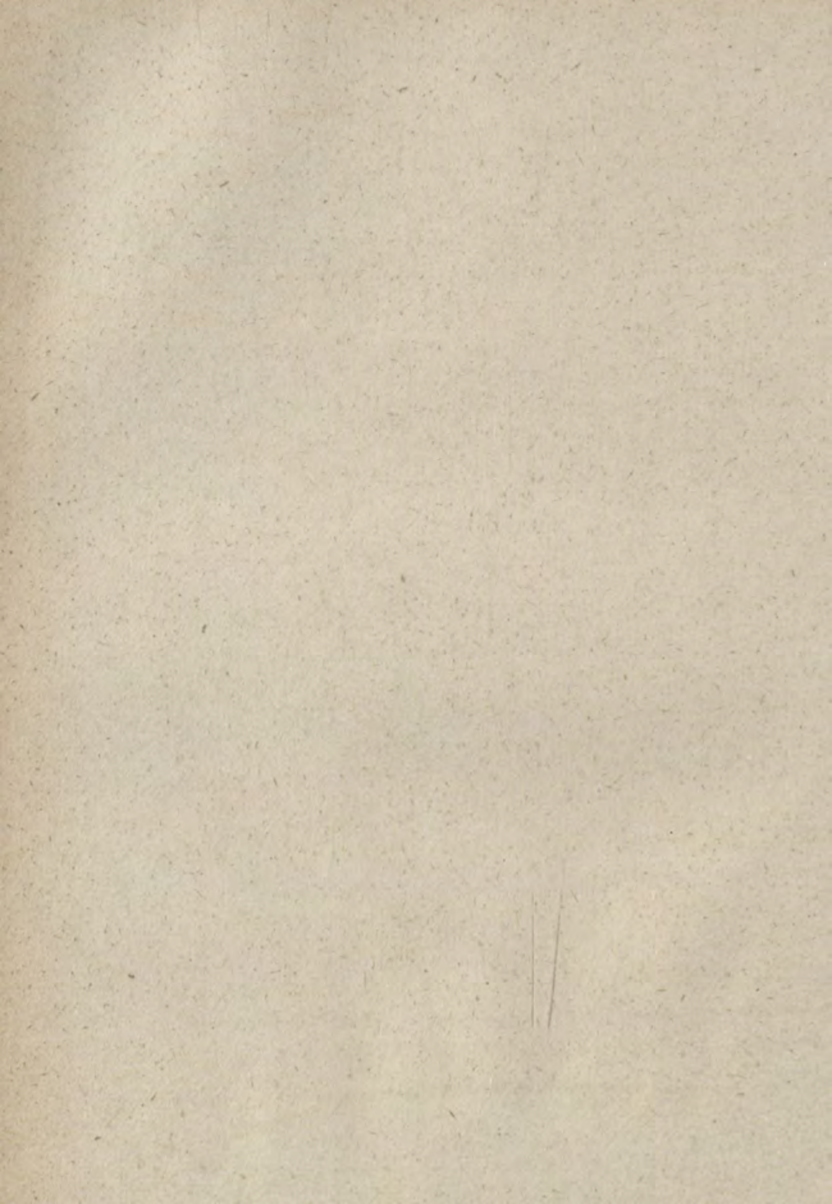
In manchen Leichenhallen hat man noch Lebende zwischen den Toten gefunden. Sie hatten sich eingeschlichen und neben die Leichen gelegt, um in Ruhe zu sterben und wenigstens Anspruch auf ein ordentliches Grab zu haben.

Jedes andere Volk würde sich erheben, um sich mit Gewalt aus den Ländern der Satten Nahrung zu holen. In Rußland aber sterben apathisch Millionen — in der Ukraine allein schätzt man heute bereits die Zahl der Hungernden auf 5 Millionen.

Europa braucht also nicht zu fürchten, daß die Hungernden raubend in seine Grenzen einfallen. Aber

eine andere Gefahr droht: die der Seuchen. Kommt nicht rasche und ausreichende Hilfe, so müssen Typhus und Cholera in grauenhafter Weise um sich greifen, zumal es an Medikamenten so gut wie völlig fehlt. Man mag auch noch so sorgsam die Grenzen schützen, sie sind viel zu lang, um wirklich restlos gesperrt werden zu können. Und vielleicht läßt der Gedanke an das, was dann droht, auch harte Herzen die Hand öffnen.

# Aserbeidschan



## 12. Aus der Ukraine in den Kaukasus.

Baku.

Durch die hohen gotischen Fenster fällt helles Sonnenlicht. Die Fenster sind oben blau und gelb verglast, und das farbige Glas gibt einen traumhaft magischen Schimmer, der mir meine Situation noch unwirklicher erscheinen läßt. Ich liege in der Sakristei der armenisch-lutherischen Kirche in Baku. Mir zur Linken hängt Martin Luther, zur Rechten führt eine steile Treppe zur Kanzel. Der drei Meter lange Sakristeitisch ist mein Lager. Es ist hart, denn ich liege nur in meine Decke gewickelt auf dem blanken Holz. Aber schließlich bin ich all die letzten Tage auf den Bänken der dritten Klasse nicht weicher gelegen. Einen Vorteil hat mein Lager wenigstens: es ist absolut ungezieferfrei, das will heute in Rußland viel bedeuten. Das heißt, auch im Zuge hatte ich Glück. Oder verdankte ich mein Verschontbleiben von Läusen den großen Mengen Jodoform, mit denen ich mich eingepudert hatte, so daß ich wie ein ganzes Feldlazarett roch? Es ist ja heute im Osten eine dumme Sache mit dem Ungeziefer: der Biß einer einzigen Laus kann den Flecktyphus bringen.

„Haben Sie denn wenigstens bereits einmal Fleckfieber gehabt?" meinte der Herr, der mich an die Bahn begleitete, als wir am Schalter hörten, alle Schlafwagen seien besetzt und ich müßte dritter Klasse fahren, falls ich mitwollte. Ich mußte verneinen; schon rollte auch der Zug heran, und ich hatte alle Not, daß ich noch hineinkam.

Der Anfang war recht vielversprechend. Man konnte sich kaum durch den überfüllten Wagen zwängen, aber mein europäisches Aussehen* und Auftreten, das im ganzen Osten wirkt, verschaffte mir doch noch einen recht ordentlichen Platz.

Schließlich war ich froh, daß ich überhaupt fahren konnte, und dann handelt es sich ja auch nur um eine kurze Reise von ein paar Tagen. Das ist in Rußland gar nichts. Mein Gegenüber, ein junges Ehepaar aus Krasnojarsk, sitzt bereits seit drei Wochen auf der Bahn. Nach ihren Berichten ist es in Sibirien recht schlecht, und sie wollen in Georgien versuchen, sich eine neue Existenz zu gründen.

In der zweiten Etage — in Rußland gibt es in allen Wagenklassen aufklappbare Lager wie in unsern Schlafwagen — wohnt eine Jüdin aus Baku mit ihrer siebzehn- oder achtzehnjährigen Tochter. Das Mädel ist ein wenig mollig, aber sonst bildhübsch; nur ist sie so schmutzig, daß man sie erst mit dem Schrubber bearbeiten möchte. Jeden Morgen baumelt sie mir erst eine Weile vom obern Lager herunter mit ihren Beinen vor der Nase und jeden Abend singt sie mir ihr ganzes Repertoire vor, wobei ich feststelle, daß der „Walzertraum" und die „Dollarprinzessin" heute in Rußland augenscheinlich populär sind. Im dritten Stockwerk, das ist auf den Gepäckbrettern, wohnen ein Türke und ein Tatare, die weiter nicht viel in Erscheinung treten, da sie meist oben liegen und schlafen.

Mit der Zeit freunden wir uns an und bilden dann für die weitere Reise einen eigenen kleinen Staat im

Wagen. Auf den größern Stationen geht immer einer hinaus, um heißes Wasser für den Tee zu besorgen, und dann werden die Mahlzeiten gemeinsam angerichtet und eingenommen. Meist gibt es gebratenen Fisch, der von Rostow bis Baku auf allen Stationen angeboten wird, außerdem Eier, Milch und an den ersten kaukasischen Stationen auch junge Zwiebeln, die mitsamt den grünen Stielen gegessen werden und, nebenbei gesagt, ausgezeichnet schmecken.

Während in der Ukraine der Frühling noch gar nicht recht kommen wollte, ist hier schon alles in voller Blüte, und jede Station und jedes Streckenwärterhäuschen ist mit weiß und rosa schimmernden Bäumen eingefaßt. Das Land ist einsam. Man sieht keine Dörfer, nur inmitten der Felder einzelnstehende Häuser. Je weiter es nach Süden geht, desto satter und sommerlicher wird das Grün, desto mehr tritt Wald an Stelle der Felder. Leider ist regnerisches Wetter, so daß die Eis- und Felskette der Berge des Kaukasus völlig hinter den Wolken verschwindet.

In eintöniger Regelmäßigkeit verläuft unser Leben im Zuge; sie wird nur unterbrochen durch die Fahrkarten- und Paßkontrollen, die meist irgendwelche Zwischenspiele bringen. Schon in Südamerika werden die Fahrkarten während der Fahrt von zwei Beamten zugleich revidiert. Hier in Rußland aber treten die Kontrolleure gleich zu dritt und viert auf; außerdem begleitet sie ein Rotarmist mit geschultertem Gewehr.

So eine Fahrkartenkontrolle ist, besonders des Nachts, immer eine größere Affäre. Voran geht ein Beamter,

der auffordert, die Fahrkarten bereitzuhalten. Dann kommt der eigentliche Schaffner. Einer hält ihm das Licht, ein andrer sieht ihm über die Schulter interessiert zu. Nach einer Weile erfolgt dann unter ähnlichem Aufgebot die Paßrevision. Die Paßbeamten erscheinen in Lederjacken und mit Revolvern, den Insignien der politischen Macht in Rußland. Meist gibt es irgendwelche Beanstandungen, Proteste und Verhandlungen, die nach Abzug der Beamten von wenig schmeichelhaften Bemerkungen über die Sowjetregierung begleitet zu sein pflegen.

Die häufigen Kontrollen scheinen sich insbesondere gegen die blinden Passagiere zu richten. Im Gegensatz zu der Ukraine geht man hier sehr streng gegen sie vor. Auf jeder Station wird ein Schub hinausexpediert. Trotzdem sind immer wieder neue im Zug, denn nach jeder Station springen welche auf den fahrenden Zug.

Von Rostow bis nach Baku fahren wir durch eine ganze Anzahl verschiedener Republiken der R. S. F. S. R., der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik. Ab und zu ist Zollkontrolle. Die Beamten suchen sich dann irgendwelche ihnen verdächtig scheinende Reisende aus. So greifen sie bei uns den Türken heraus, der mitsamt seinem Gepäck unter Bewachung abgeführt wird. Als er nach 24 Stunden noch nicht zurück ist, läßt sein Kamerad, der Tatar, betrübt den Kopf hängen. Aber kurz vor Derbent erscheint der Türke samt seinen Körben und Säcken, vom ganzen Waggon stürmisch begrüßt. Wo er die ganze Zeit war, weiß ich nicht. Augenscheinlich gibt es im Zug einen besondern Wagen für derartige Zwecke: Untersuchungen und Verhaftungen.

Derbent ist bereits aserbeidschanischer Kaukasus. Von hier ab sind die Stationsschilder in russischen und arabischen Schriftzeichen, und die Lebensmittelverkäufer sind Tataren, mit denen man sich auf russisch nur schwer verständigen kann.

Viele dieser Stationen sind zerstört, denn bis hierher erstreckten sich im Jahre 1918 die Kämpfe zwischen den Türken, die Baku eingenommen hatten, und den Russen. Die Landschaft ist öde Steppe. Zur Linken rollt in flachen bräunlich-gelben Wellen das Kaspische Meer, zur Rechten steigt welliges Hügelland an.

Ab und zu eine Schafherde, ein paar Reiter in hohen Mützen und zottigen Fellmänteln oder eine Kamelkarawane. Die Tiere sind mit Leinen aneinandergebunden, die durch die Nasenringe gezogen sind, und gehen in schwerem, schaukelndem Trott, wie Schiffe, die im Sturmwind auf- und abstampfen.

Ein Wald von Bohrtürmen kündet Baku an. Bald liegt die Stadt selbst da, zwischen Bucht und Fels. Mit ein paar tatarischen Trägern ziehe ich los und nehme Marschrichtung auf den gotischen Kirchturm, der sich weithin sichtbar über die flachen Dächer erhebt.

Der deutsche Pfarrer, den ich aufsuchen will, ist allerdings tot, aber der armenische, der ihn vertritt, will mich nicht fortlassen. Da seine ganze Wohnung aus einem Zimmer und einem als Küche dienenden Vorplatz besteht, in dem der Pastor mit Frau und vier Kindern wohnt, werde ich in der Sakristei untergebracht. Müde wie ich bin, schlafe ich bald auf meinem Tisch unter den Augen Martin Luthers ein.

## 13. Karl Marx unter dem Halbmond.

Baku.

Mitten auf dem Parapet, dem Hauptplatz von Baku, thront auf einem Sockel aus Latten und Gips eine mächtige Büste von Karl Marx. Marx ist überall zu Hause, in der ganzen Sowjetföderation; kein bolschewistisches Amtszimmer, in dem nicht sein Bild hinge. Aber an diesem Marxdenkmal gehen verschleierte Mohammedanerinnen vorüber; in seinem Schatten spielen braune Tatarenjungen in bunten Kitteln. Über ihm wölbt sich eine Triumphpforte, die ein riesiger Halbmond ziert.

Karl Marx unter dem Halbmond ist sicher ein eigenartiger Anblick; er selbst hätte sich zu seinen Lebzeiten das kaum träumen lassen. Aber so fastnachtsmäßig das Ganze auch aussieht, es versinnbildlicht doch ein Problem von weltpolitischer Bedeutung: die Verbindung von Islam und Bolschewismus.

Es gibt Gegner der Sowjets, die jeden Zusammenhang der mohammedanischen Religion mit bolschewistischen Ideen als einen Widerspruch in sich selbst bezeichnen. Ob aber die bolschewistische Herrschaft über mohammedanische Völker wirklich so rasch abbröckeln wird wie der Gipsbewurf des Marxdenkmals auf dem Parapet, ist noch sehr die Frage.

Ein zutreffendes Urteil über die Dauerhaftigkeit der kommunistisch-mohammedanischen Ehe kann heute auch ein genauer Orientkenner wohl noch nicht fällen. Dazu dauert das ganze Experiment viel zu kurz; auch aus dem wechselvollen Schicksal von Aserbeidschan lassen sich Schlüsse

nicht ziehen. Die mohammedanischen Tataren haben sich gegen die bolschewistische Invasion viel weniger gewehrt als die christlichen Georgier. Andererseits fanden die Bolschewiki in der internationalen Arbeiterschaft der Bakuer Naphthagruben natürlich eine starke Stütze.

Baku hat wechselvolle Schicksale hinter sich. Das bolschewistische Regime machte sich nach der Oktoberrevolution zunächst wenig fühlbar, dagegen kam es im Herbst 1918 zu Kämpfen zwischen Armeniern und Tataren, wobei den letzteren ziemlich übel mitgespielt und das schönste mohammedanische Gebäude, das Ismailie, niedergebrannt wurde.

Kurz darauf rückten die Türken vor die Stadt und erstürmten sie nach schweren Kämpfen am 15. September. Sie nahmen blutige Rache an den Armeniern, konnten sich aber trotz der Unterstützung durch die Tataren nur bis Ende Oktober halten. An ihre Stelle traten Engländer, die von Nordpersien aus Aserbeidschan besetzten. Die englische Herrschaft dauerte bis zum März 1919. Bei ihrem Abzug legten die Engländer die politische Gewalt in die Hände des Musawat, einer nationalistischen Tatarenregierung menschewistischer Tendenz.

Der Musawat regierte etwas über ein Jahr. Er räumte mit allem Russischen auf und brachte das tatarische Element überall an die Spitze. Am 28. April 1920 kapitulierte er jedoch vor zwei bolschewistischen Panzerzügen, die unerwartet in die Stadt einfuhren.

Seitdem hält die bolschewistische Herrschaft an, ohne daß sich Widerstand von seiten der Bevölkerung dagegen geltend gemacht hätte. Allerdings haben die Bolschewiki

von Anfang an eine sehr kluge Politik befolgt: sie haben überall das eingeborene tatarische Element in den Vordergrund gestellt. Herr Kaderli, das stellvertretende Regierungsoberhaupt, der mich in einem ehemaligen Mädchengymnasium empfängt, dem jetzigen Sitz der Sowjets, ist ebenso Tatare wie der zur Zeit meines Besuchs in Genua weilende aserbeidschanische Präsident und alle andern hohen Beamten. Staatssprache ist in erster Linie die turkotatarische. Aserbeidschan macht ganz den Eindruck eines autonomen Staates. Es hat sein eigenes Heer, sein eigenes Geld, seinen eigenen Vertreter im Ausland.

Für den Außenstehenden ist es jedoch sehr schwierig zu beurteilen, ob es sich dabei um nationalistische Bestrebungen handelt, die auf eine Lockerung des Verhältnisses zu Rußland abzielen, oder ob im Gegenteil diese ganze Autonomie von Moskau gefördert wird. Von hier lebenden Ausländern wird die ungeklärte staatsrechtliche Stellung Aserbeidschans sehr unbequem empfunden. Klagen über irgendwelche Regierungsmaßnahmen werden unter Hinweis auf das allein maßgebende Moskau abgewiesen; beruft man sich aber auf Moskau, so wird mitunter erklärt, Moskauer Dekrete hätten in Aserbeidschan keine Gültigkeit.

Die Sowjets hatten Aserbeidschan besetzen müssen, da sie die Naphthagruben von Baku nicht entbehren können. Ursprünglich ging auch die gesamte Ausbeute nach Rußland. Heute wird die Produktion zwischen der R. S. F. S. R. und Aserbeidschan geteilt.

Von der ökonomischen Seite ganz abgesehen ist Aserbeidschan für Moskau wichtig als Brücke nach Persien und Vorderasien. Da es sich nur um einen kleinen Staat

von 2½ Millionen Einwohnern handelt, kann Moskau ihm äußerlich gern alle Freiheiten lassen, denn nötigenfalls genügt schon ein leichter wirtschaftlicher Druck, um seine Politik auf die Interessen der Zentrale einzustellen.

Andererseits bietet diese Autonomie Moskau manche Vorteile. In Persien insbesondere scheint man gegen bolschewistische Strömungen sehr empfindlich zu sein. Beispielsweise muß wegen jeder einzelnen Einreisebewilligung nach Persien vom persischen Konsulat vorher in Teheran angefragt werden. Unter diesen Umständen würde ein einheitliches bolschewistisches Rußland als unmittelbarer Nachbar wahrscheinlich als sehr unangenehm empfunden werden und zur strengsten Absperrung führen. Ein mohammedanisches Aserbeidschan, in dem der Kommunismus nicht so stark in Erscheinung tritt, gilt dagegen nicht als in gleichem Maße gefährlich. Auf diese Weise kommen die kommerziellen und politischen Beziehungen zwischen Sowjetrußland und dem nichtbolschewistischen Orient rascher und ungestörter wieder in Fluß.

Das Denkmal Karl Marx' auf dem Parapet von Baku blickt über das Kaspische Meer nach den heiligen Stätten des Islam, und es besteht wohl immer noch unverändert der Plan, das rote Banner dorthin zu tragen.

## 14. Erlebnisse in Baku.

Baku.

Man muß wohl die russische Revolution in ihren entscheidenden Phasen miterlebt und miterlitten haben, um die heutige Lage des Landes und vor allem die

Psyche seiner Bewohner richtig zu verstehen. Die Situation hat sich ja seit einem Jahr gründlich geändert, so daß man zu völlig falschen Urteilen kommt, wenn man sich das Vorgefallene nicht immer wieder ins Gedächtnis zurückruft.

Das Erstaunlichste an dieser Revolution ist eigentlich der tief eingewurzelte Konservatismus aller menschlichen Gestaltung. Man begreift, daß die Natur so ungeheuer weit über das Ziel hinausschießender Eruptionen bedarf, um die Entwicklung der Menschheit auch nur ein kleines Stück voranzutreiben.

Nach den Berichten, die ins Ausland kamen, mußte man annehmen, die russische Bourgeoisie und Intelligenz sei ausgerottet oder vertrieben. Hier aber stößt man allerorten auf sie, natürlich in andern Lebensverhältnissen, aber sie hat sich doch behauptet und ist drauf und dran, eine der verlorenen Positionen nach der andern zurückzuerobern. Sie ist auch in allen Sowjetbehörden vertreten, und so mancher scheinbar ganz waschechte kommunistische Sowjetbeamte entpuppte sich mir bei näherer Bekanntschaft als alter „Burschuis".

Ich bin in einer deutschrussischen Familie in Baku zu Gast. Die Wohnung ist natürlich wie überall. Das große Zimmer, in dem wir sitzen, ist durch Schränke, Kommoden und Vorhänge in mehrere Räume geteilt: Salon, Schlafzimmer und Eßzimmer. Aber man sieht doch wieder Gäste bei sich; es sind sogar ziemlich viel Gäste eingeladen. Es gibt Sakuska, die russische Vorspeise, mit Lachs und Schnaps, dann einen warmen Gang, Kuchen und Wein. Gemessen an den Vorkriegsverhältnissen — der Hausherr war Großgrundbesitzer —, ist das

natürlich ärmlich, aber auch in den Privathaushaltungen befindet man sich bereits in der aufsteigenden Linie; man operiert schon wieder mit großen Zahlen, wobei die Hoffnung auf die Rückgabe des Grundbesitzes natürlich eine große Rolle spielt.

Aber an Kleinigkeiten merkt man ganz plötzlich wieder, wie unsicher sich doch noch alle diese wieder zu Geld und Stellung gelangten „Bürgerlichen" fühlen und wie tief ihnen der Schrecken des Überstandenen im Blute sitzt. Schon in Charkow erlebte ich es, daß der dortige deutsche Pastor zu tiefst erschrak, als ich ganz harmlos sagte, ich wollte auf unsern gemeinsam verabredeten Marktspaziergang eine Kamera mitnehmen. Ich ging auch richtig allein, und tags darauf fragte mich der Pastor ganz ängstlich, ob mich denn kein Tschekist habe verhaften wollen.

Hier in Baku dasselbe: Als ich das erstemal mit einem Bekannten ausging und meinen photographischen Apparat zückte, machte er mich sofort darauf aufmerksam, photographieren sei verboten. Als ich mich dadurch nicht abhalten ließ, ging er ängstlich auf die andere Seite, um nicht in das augenscheinlich von ihm befürchtete Renkontre mit der Polizei verwickelt zu werden.

Es ist ja möglich, daß man sich als Ausländer im Innern Rußlands in Unkenntnis der möglichen Gefahren etwa wie der „Reiter auf dem Bodensee" bewegt. Aber ganz abgesehen davon, daß man im Notfall doch einen Rückhalt hat, wirkt beim Einheimischen die Erinnerung an all das Überstandene lähmend mit. Jedenfalls ließ ich mich nicht abhalten, am ersten schönen Tage mit meinem Kinoapparate loszuziehen, trotzdem meine Papiere





noch nicht in Ordnung waren und ich infolgedessen jedes Ausweises entbehrte.

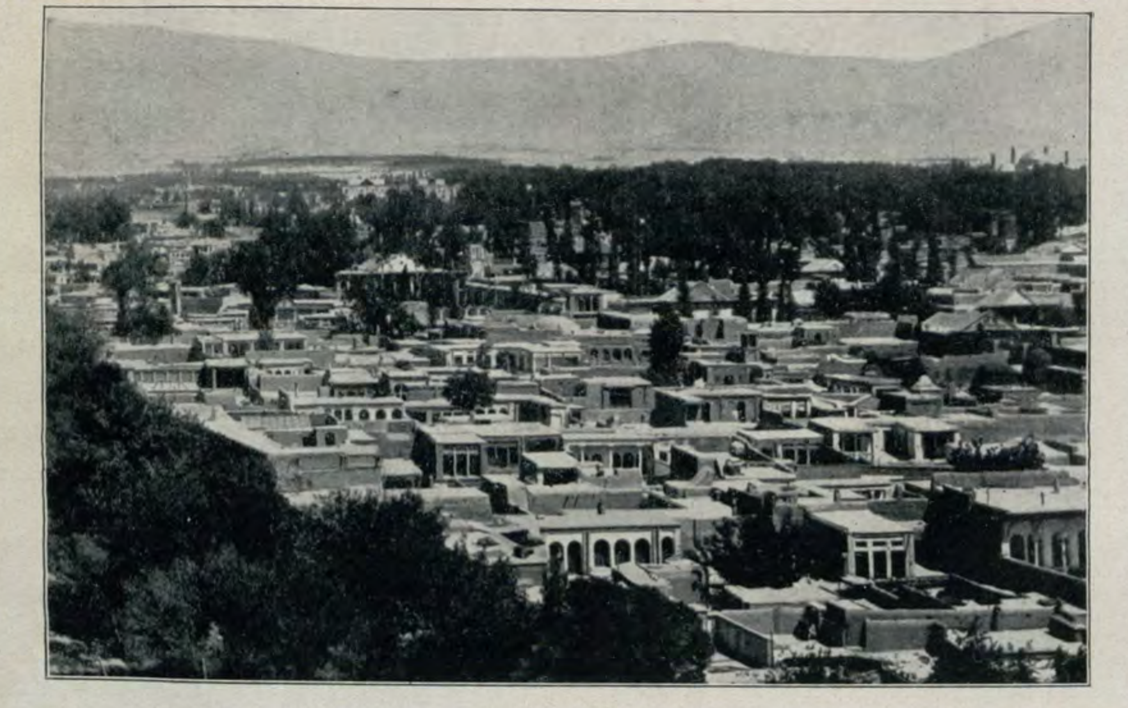
Allerdings erwies sich die Sache nicht so einfach, wie ich gedacht hatte. Denn kaum hatte ich meinen Apparat auf dem Parapet aufgebaut, um Karl Marx unter dem Halbmond zu kinematographieren, da umgab mich alsbald ein solch dichter Schwarm von Neugierigen, daß zunächst an irgendeine Aufnahme nicht zu denken war und ich erst langsam mit vielen: „Paschalusta tawarischtschi“ einigermaßen freies Sehfeld bekam.

Der Parapet erinnert in erstaunlicher Weise an die Plazas südamerikanischer Städte, wie überhaupt das ganze Baku. Als ich an einem brennend heißen Tage ankam, da erinnerte alles: die Hitze, der Sand, der viereckige Platz vor dem Bahnhof, die niedrigen Häuser mit den flachen Dächern und die Straßen, die schnurgerade vom Meer nach dem felsigen Berge zu liefen, um unvermittelt in Sand und Geröll zu verlaufen, in stärkster Weise an Antofagasta, die chilenische Salpeterstadt am Stillen Ozean.

Gleich Antofagasta ist Baku eine merkwürdige Mischung von einheimischen und fremden Elementen. Rußland, Orient und Amerika sind zusammengekommen, um ein Stadtbild von eigenartigem Reiz zu schaffen. Das lässige Gehenlassen des russischen Orients wird wettgemacht durch das europäisch-amerikanische Unternehmertum, das die Naphthagruben anzogen.

Dazu kam die Bedeutung Bakus als Stapelplatz und Transithafen. Wenn auch heute noch der Verkehr erschwert und unterbunden ist, hat doch in dieser Stadt, in der sich das kommunistische Regime nie so festsetzen

Colin Roß, Osten. 6



Teheran.

Flußübergang auf dem Weg nach Mianeh.

Auf persischer Karawanenstraße.

konnte wie in andern russischen Städten, orientalischer Händlergeist an allen Straßenecken wieder einnisten können. Auch der ausländische Import und Export hat in Gestalt eines großen deutschen Unternehmens festen Fuß gefaßt. Allerdings leidet der Absatz noch unter der geringen Kaufkraft des russischen Geldes und unter der Unsicherheit des Transportes nach dem fernen Osten. Ich habe noch keine einwandfreien Zahlen über den jetzigen Stand der Naphthaproduktion in Händen, aber, wie es damit auch bestellt sein mag, die natürliche Lage dieser Stadt bedingt, daß sie in kurzer Zeit ihre frühere industrielle und kommerzielle Bedeutung wieder erringen wird.

Nun, einstweilen zerbreche ich mir darüber nicht den Kopf und ich ziehe mit meinem Apparat auf der Suche nach ein paar hübschen Motiven weiter. Auf dem Markt nehme ich einen Brotladen auf, der mit seinen auf einem Gestell ausgestellten großen flachen Broten ein originelles Bild abgibt. Daraufhin werde ich von allen umliegenden Kaufleuten dringend aufgefordert, auch ihre Läden aufzunehmen. Allerdings auf Grund eines Mißverständnisses. Man hält mich augenscheinlich für einen Schnellphotographen, und auch der Brotladenbesitzer kommt mir nachgeeilt und bittet mich um das Bild. Die Menge um mich wächst, ich rette mich in die Festung.

Die „Festung" ist der älteste Stadtteil Bakus — ich weiß nicht, aus welchem Jahrhundert; sie ist umgeben von einer hohen tatarischen Mauer mit Zinnen, Pechnasen und runden Türmen. Hier nehme ich einige Tatarinnen auf. Ein junger Armenier bietet sich an, mich zu führen. Wir gehen durch Gassen, so eng, daß die Firsten der

Dächer sich berühren. In ihnen ist es dumpf und feucht. Immer enger und finsterer werden sie. Die Fenster sind vergittert, die Türen offen. Der Armenier dreht sich um: „Eine schöne Gasse! Die sollten Sie aufnehmen." Sein Grinsen ist so ekelhaft wie die Fassade der Häuser.

Endlich ist die Gasse zu Ende. Ein kleiner Platz senkt sich. Unten liegt eine Moschee. Auf ihrem Hof leuchten Kacheln in einem wundervollen intensiven Blau. Zur Seite führt steil eine Rampe aufwärts. Hier liegt hinter ungefüg gehäuften Mauern die alte Burg der Chane. Durch Gänge und enge Pforten, über Höfe und steile Treppen geht es. Endlich stehe ich in einem tempelartigen Kiosk inmitten eines viereckigen, von Säulenhallen eingeschlossenen Hofes. Hier stand der Thron des Chans, auf dem er Gericht hielt. Unter dem Kiosk ist ein Gewölbe, in dem die Urteile vollstreckt wurden; noch tiefer liegt ein Gewirr von Kerkern und geheimen Gängen.

Ich bin froh, wie ich wieder im hellen Tageslicht stehe. An dem aussätzigen alten Bettler vorbei schreite ich auf die freie geländerlose Terrasse vor dem Palast der Chane. Von hier hat man einen herrlichen, freien Blick über Hafen, Stadt und Meer, die im Lichte der Sonne gleißen. Nur im Norden baut sich eine schwarze Wand auf: die Mauer von Rauch und Dunst der Naphthagruben und Petroleumfabriken. Wie ich an mir niederschaue, sehe ich, daß Hand und Hemd schwarz gefleckt sind von dem Ruß, den die „Schwarze Stadt" im Norden Tag für Tag auf die Stadtteile am Meer niedersendet.

## 15. Die schwarze Stadt.

Baku.

Eigentlich ist es nur die Bezeichnung für einen Teil der Stadt, in dem sich nördlich des Hafens die Petroleumfabriken aneinanderdrängen. Allein, man könnte sie gleich gut auf das ganze rußige Baku ausdehnen, vor allem aber auf jene merkwürdige Turmstadt mehrere Kilometer von Baku, in der die Bohrtürme wie Scharen plötzlich erstarrter Riesen in endlosen Reihen nebeneinander aufmarschiert sind. Von welcher Seite man sich auch der Naphthastadt nähern mag, stets hat man den verblüffenden Anblick jenes unheimlichen Waldes von Bohrtürmen. So dicht stehen sie, daß dazwischen kaum Platz zu bleiben scheint, den Fuß zu setzen.

Baku ist sein Naphtha. Die Naphthaindustrie ist der Lebensnerv der Stadt, sie gibt ihr das eigenartige Gepräge. Selbstverständlich, daß ich unter diesen Umständen nach Balachany und Surachany hinauszukommen suchte, nach dem Naphthadistrikt auf der Halbinsel Apscheron, in dem die Bohrtürme am dichtesten stehen.

So ging ich bald nach meiner Ankunft zu Zerebrowski, dem Sowjetbeamten, dem alle Naphthagruben unterstehen. Zerebrowski ist der Sohn eines Naphthaarbeiters, der in den Werken Nobels arbeitete, dem seinerzeit die größten Naphthawerke gehörten. Nobel ließ den begabten Jungen studieren. Zerebrowski wurde Ingenieur auf dem gleichen Werk, auf dem sein Vater am Bohrturm stand, und nach der Nationalisierung der Gruben durch die Bolschewiki wurde er Leiter der gesamten Naphthaindustrie.

Zerebrowski war erst ein wenig zurückhaltend. Sobald er jedoch erfuhr, daß ich Deutscher sei, war er wie umgewandelt; er erklärte, das hätte ich doch gleich sagen sollen, das sei ganz etwas anderes, und einem Deutschen würde er gerne alles zeigen.

Am folgenden Tag holte er mich pünktlich zur festgesetzten Stunde ab. In einem prachtvollen neuen Auto rasten wir durch die schwarze Stadt der Petroleumfabriken; die meisten von ihnen waren außer Betrieb. Nur aus wenigen Schornsteinen stieg schwarzer Rauch. Leider war es Donnerstag nachmittag, der Feiertagvorabend — in Aserbeidschan als einem mohammedanischen Staat ist der Freitag der offizielle Feiertag. So konnte ich nicht erkennen, welche Fabriken wegen des Feiertagvorabends und welche wegen Produktionseinschränkung stillagen. Aber zahlreiche trugen deutliche Zeichen des Verfalls, so daß kein Zweifel war: nur ein Bruchteil der Werke arbeitete.

Je näher wir Balachany kamen, desto unheimlicher wuchs uns der Wald der Bohrtürme entgegen. Zwischen Verwaltungsgebäuden ging es hindurch, eine Senkung hinunter. Der Wagen donnerte über eine Brücke, und dann sind wir mitten drin.

Rechts, links, vorne, hinten, von allen Seiten stechen spitz die Naphthatürme aus dem Boden, als sei eine Saat von Drachenzähnen aufgegangen. Es gab alte und junge Türme, solche, deren Bretterkleid in Fetzen herunterhing, und solche, bei denen es in neuem Glanz schimmerte. Allein der neuen waren nur wenige und viele gab es, denen man deutlich ansah, daß sie nicht

nur des Feiertagvorabends wegen feierten, daß sie tot waren, daß in ihnen der sprudelnde Lebensstrom längst versiegt war.

Hier und da klang aus einzelnen Türmen dumpfer Schlag. Wir stiegen aus und gingen hinein. Alte Bohrer arbeiteten da nach der Schlagmethode, bei denen ein mächtiger Balancier auf- und niederging wie bei einer Dampfmaschine aus Watts Zeit. Wir waren auch in modernen Türmen, wo tief in die Erde eine endlose Reihe von Bohrgestängen nacheinander hinuntergelassen und verschraubt wurden. Trübe rann das Naphtha glucksend durch Rinnen, gurgelte in Rohrleitungen.

Wir fahren wieder, endlos, auf und ab. Türme auf der Höhe, Türme im Tal, Türme an Teichen, Türme so nah nebeneinandergebaut, daß einer dem andern den Platz nicht zu gönnen scheint. Und an andern Stellen wieder spärlich vorpostengleich über das Land gestreut, um erst die Güte des Bodens zu erkunden.

Es war ein übermächtiger Eindruck. Allein das Gefühl fehlte doch, an einer Stätte fieberhaft pulsierender Arbeit zu weilen. Ich möchte hier keine statistischen Zahlen wiedergeben, für deren Zuverlässigkeit ich mich nicht verbürgen kann, und möchte mich darauf beschränken, meinen rein persönlichen Eindruck wiederzugeben, der natürlich nur ein sehr allgemeiner sein kann.

Krieg, Revolution, der häufige Regierungswechsel und die anfänglichen Fehlgriffe der kommunistischen Wirtschaftsweise mußten bei einer für Störungen so empfindlichen Industrie, wie es die Naphthaproduktion ist, zu uneinbringlichen Rückschlägen führen. Eine große Anzahl

der Brunnen ist infolge Stillstandes versiegt, und wenn die Bakuer Werke heute vielleicht auch den dringendsten Bedarf Rußlands decken und die Produktion in langsamem Ansteigen begriffen ist, so erfordert die volle Inbetriebnahme doch intensivere Arbeitsmethoden und gewaltige Kapitalien, größere Kapitalien jedenfalls, als der Sowjetregierung zur Verfügung stehen. Man möchte deshalb die Naphthagruben gern im Konzessionsweg an eine ausländische Kapitalistengruppe vergeben. Man verhandelte mit der amerikanischen Standard-Oil-Kompanie, und Vertreter dieses Konzerns besuchten Baku. Bisher kam es jedoch noch zu keinem Abschluß.

Unweit Balachany ist der alte Tempel der Parsen. Noch vor vierzig Jahren brannten hier die ewigen Feuer, die von den aus dem Boden strömenden Naphthaquellen gespeist wurden. Vor diesen Flammen, dem Symbol des Lichtgottes, saßen die letzten Feueranbeter, bis die Intoleranz der mohammedanischen Tataren sie vertrieb.

Heute steht der Tempel verlassen und langsam verfallend neben den Bohrtürmen: zwei Symbole zweier grundverschiedener Welten. Eine Zeitlang war wohl die gesamte Naphthaindustrie Bakus in Gefahr, von dem gleichen Schicksal ereilt zu werden, denn eine einmal versiegte Grube läßt sich kaum oder nur unter größtem Kapitalaufwand retten. Aber wenn heute die Schwarze Stadt auch nur ein Bruchteil von dem ist, was sie einst bedeutete, so ist doch wenigstens die Gefahr gebannt, daß Rußland dieser wichtigen Quelle seines nationalen Reichtums verlustig geht.

# Persien



## 16. Reise nach Persien.

Rescht.

Ab und zu, wenn irgendein neues, unerwartetes Hindernis die Fortsetzung meiner Reise in Frage stellen will, taucht in mir der Gedanke auf, als sei der ganze Reiseplan ein wenig gewagt. Nicht, daß er an sich undurchführbar wäre, allein die gegebenen Umstände, die beschränkte Zeit und die begrenzten Mittel stellen seine restlose Durchführung doch immer wieder in Frage.

Am lästigsten sind natürlich die Grenzschwierigkeiten. Als ich nach Aserbeidschan kam, stellte ich mir allerdings nicht vor, daß eine Reise von hier nach Persien so schwierig ist, wie es etwa eine Reise zu Kriegszeiten aus Deutschland in ein nicht gerade freundlich gesinntes neutrales Land war. Aserbeidschan siebt siebenfach, ehe es jemand hinausläßt, und Persien macht für die Einreise keine geringeren Schwierigkeiten. Kompliziert wurde die ganze Situation noch dadurch, daß der deutsche Konsul zur Zeit nicht amtierte. Auf eine Weisung von Moskau hin hatte die aserbeidschanische Regierung ihn aufgefordert, seine Tätigkeit einzustellen, und er hatte nach Tiflis fahren müssen. Das bedeutete für mich, daß ich meine Ausreise ohne konsularische Unterstützung betreiben mußte. Ich zog also von Behörde zu Behörde, bis ich endlich die richtige fand und feststellen konnte, daß der heilige Bureaukratius im Kaukasus nicht weniger zu Hause ist als in Deutschland. Das Auswärtige Amt erklärte zunächst, die Anweisung des Sowjets, mir das Visum so rasch als möglich zu geben, müsse auf offizielles Papier

geschrieben sein. Ich ging also nochmals zurück, um mir eine neue auf „offizielles“ Papier schreiben zu lassen. Dann fand ein anderer Beamter, daß ich unbedingt erst im Ministerium des Innern als Ausländer registriert werden müßte. Da meine Ausreise schon feststand, wurde ich eingetragen und gleichzeitig wieder ausgetragen: der Form war damit Genüge getan.

Da sich auf diese Weise die Akten allzusehr häufen und Papier teuer ist, werden sie nach kurzer Zeit einer nützlichern Verwendung zugeführt, indem man sie als Makulatur verkauft. Ich hörte bei dieser Gelegenheit von einem Herrn, der so in den Besitz seines eigenen Todesurteils kam. Er war zum Tode verurteilt, zu Gefängnis begnadigt und schließlich entlassen worden. Kurze Zeit darauf erhielt er sein Todesurteil ausgehändigt als Einwickelpapier in einem Wurstladen!

Inzwischen war es Donnerstag geworden, am Freitag sollte der Dampfer abgehen. Ich hatte alles bis auf den Passierschein, als es auf einmal hieß, der Dampfer gehe erst am Sonntag. Jetzt drohte alles ins Stocken zu kommen, denn nun war es ja nicht mehr eilig. Aber ich ließ nicht nach, bis auch die letzte Formalität erfüllt war. Die Anstrengung lohnte sich; denn als ich in der Stunde des Bureauschlusses meinen Paß endlich fix und fertig ausgehändigt bekam, hörte ich gleichzeitig, daß der Dampfer nun doch am Freitag fahre.

Gott sei Dank! Nun heißt es nur noch, festzustellen, um wieviel Uhr er abfährt. Eine Anfrage auf dem Dampfer selbst wie in der Direktion ergibt die übereinstimmende Angabe: um 4 Uhr. Ich glaube also be-

ruhigt, am Mittag noch auf den Paradeplatz hinausgehen zu können, um Aufnahmen von einer revolutionären Feier zu machen. Inmitten der Truppen marschieren nicht nur die Schulen, sondern auch verschleierte Tatarinnen. Mohammedanische Frauen in einem Demonstrationszug! Dies im Bild festzuhalten ist schon der Mühe wert. Ich bin gerade im besten Filmen, da kommt ein Bote, der die Fahrkarte besorgen sollte, eilig angestürzt. Der Dampfer fährt bereits um eins!

Ich ziehe die Uhr. Es ist zwölf vorbei. Also eins, zwei, drei zusammengepackt, nach Hause und dann zum Schiff. Auf der Mole ist Zoll- und Paßkontrolle. Eine aufgeregte Menschenmenge schreit und gestikuliert. Körbe und Säcke werden geöffnet und durchwühlt. Ziemlich rasch bin ich mit der Kontrolle fertig. Da höre ich lautes Rufen. Ein junges Mädchen hält mir einen Topf hin. Richtig, das ist ja das hübsche Judenmädel, mit dem zusammen ich nach Baku fuhr und das mir jeden Morgen ihre Beine vor der Nase baumeln ließ. Ich verstehe aus ihrer aufgeregten Rede so viel, daß ich augenscheinlich den Topf mit auf das Schiff nehmen und einem Mann geben soll, der von Bord aus lebhaft herüberwinkt. Nun bin ich selbst schon ziemlich bepackt; vor allem aber warnt mich ein unbestimmter Instinkt. So winke ich den schönen bittenden Augen ein Nein zu und gehe aufs Schiff.

Kaum bin ich an Bord, da wächst da unten der Tumult zum Orkan. Das Mädchen ist durch den absperrenden Kordon durchgebrochen und reicht gerade den Topf auf das Schiff hinüber, als ein Soldat danach

greift. Der Deckel fällt herunter — — im Topf ist nur Reisbrei. Aber der Soldat langt in den Reis, und siehe, in der Hand hält er Goldstücke. Das Mädchen wird unter Heulen und Schreien abgeführt. Den Mann holt man vom Schiff. Er wehrt sich, bekommt Krämpfe. Menschen wälzen sich auf dem Boden. Dazwischen läutet die Glocke zur Abfahrt, heult die Sirene des Dampfers. Einige verschleierte Perserinnen eilen noch über den Landungssteg.

Das Ganze hat sich in der Schnelligkeit einer rasch abrollenden Kinoszene vor mir abgespielt. „Donnerwetter," denke ich bei mir, „da hättest du ja um ein Haar eine nette Dummheit machen können!" Da heult die Sirene noch einmal, der Steg wird zurückgeschoben, die Taue werden abgeworfen, und mit fabelhafter, in Rußland bisher noch nicht erlebter Pünktlichkeit fahren wir ab.

Das Kaspische Meer ist schwarz mit weißen Schaumkronen. Bald fällt Regen. Baku entschwindet wie hinter Schleiern. Über der Schwarzen Stadt steht finster die dunkle Rauchwand.

Das Schiffsdeck ist mit einem Schlag leergefegt. Die mohammedanischen Frauen haben sich in die Kajüten zurückgezogen, aus denen sie erst unmittelbar vor der Ankunft in Enseli wieder zum Vorschein kommen. Im Salon sitzen die Männer. Unter den Mänteln hervor und aus den verschnürten Teppichbündeln haben sie silberbeschlagene Dolche und Schwerter gezogen, und so hocken sie kriegerisch geschmückt mit untergeschlagenen Beinen auf den Polsterbänken beim Tee.

Als es Nacht wird, lege ich mich in dem kleinen Decksalon zur Ruhe. Ich bin schon eingeschlafen, als mich

sonderbares Murmeln weckt. Im Türrahmen vor dem dunklen Vorhang der regenkühlen Nacht steht mit erhobenen Armen einer der Perser. Wie eine Vision sehe ich ihn sich neigen und zur Erde beugen. Seine Lippen murmeln die Suren des Propheten. Im tiefschwarzen Himmel sind nur einige lichte Flecken. Sie führen wie eine Treppe zu einem Himmelssee von blassem Blau, in dem als strahlende Insel die Venus schwimmt.

Der nächste Tag kommt mit unerhörtem Glanz. Ich sehe von meinem Lager direkt in die Strahlen der aufgehenden Sonne. Nur vor der persischen Küste steht noch eine Nebelwand, aber über ihren dunstigen Kamm heben sich bereits in blendendem Glanz die Schnee- und Eisgipfel des Elburs.

Der Hafen von Enseli scheint wie Schwemmland gegen die Bergkette getrieben. Innerhalb der Molen mündet ein Flüßchen. An seinen Ufern stehen Häuschen mit Pfahlwerk, Veranden und tief herabgezogenen Strohdächern. Wie eine Lagunenstadt sieht es aus.

Im Zollamt wieder endloses Warten. Aber als man hört, daß ich Deutscher bin, bekomme ich überall freundliche Gesichter sowie die Versicherung, daß man die Engländer nicht ausstehen könne. Einer der Beamten ist besonders erfreut. Es stellt sich heraus, daß er Teilnehmer der deutschen Afghanistanexpedition war. Angelegentlich erkundigt er sich nach Hauptmann Niedermayer und Professor Zugmayer.

Am Nachmittag muß ich wegen meines Passes nochmals auf das russische Konsulat sowie wegen eines Passierscheins auf die Polizei. Mit Assistenz des Afghanistan-

dolmetschers nehme ich einen Wagen nach Rescht. Am Ausgang von Enseli prüft ein Polizist nochmals meine Papiere, dann habe ich endlich freie Fahrt ins Land der Sonne.

## 17. Stadt in Rosen.

Rescht.

Es dämmerte, als ich durch die Reisfelder fuhr. Da und dort waren noch einzelne Bauern auf dem Feld, bis zu den Knien im schlammigen Wasser, aus dem die jungen Pflanzen ihre grünen Köpfe steckten. Die meisten gingen heim. Unter den kuppelförmigen braunen Filzkappen quollen dichte schwarze Locken, über der Schulter trugen sie die langstieligen Schaufeln. Dann Frauen, die beim Nahen des Wagens sich eilig in ihre Tücher hüllten, aber hinter dem vorgehaltenen Zipfel neugierig nach dem Fremden schielten.

Bis ich nach Rescht kam, war es Nacht. Aber es ist ja Ramasan, der Fastenmonat, in dem der Mohammedaner die Nacht zum Tage macht. Als der Wagen in die ersten Basarstraßen einbog, da war's, als tauchten wir in ein Aquarium voll leuchtender Tiefseetiere, so eng und schmal war die Gasse, so fremdartig das Bild und so bunt die Fülle der ruhenden, schaukelnden und sich hin und her bewegenden Lichter.

Die Häuser bestanden eigentlich nur aus rechteckigen Kästen, die nach der Straße zu offen sind. In ihnen arbeiteten die Handwerker, hielten die Kaufleute ihre Waren feil; es war alles aufgebaut wie in einem lustigen bunten Panorama.

Der Kutscher setzte augenscheinlich seinen Stolz darein,

mir zum Schluß nochmal seine Geschicklichkeit sowie die Schnelligkeit seiner Pferde zu zeigen, und so jagten wir in einem halsbrecherischen Galopp durch die schmalen Basarstraßen. Plötzlich gab es einen Ruck, und sich bäumend parierten die Pferde, daß die Deichselstange in die Höhe fuhr. Um ein Haar wären wir in einen Menschenhaufen gefahren, der sich um einen umgestürzten Karren gebildet hatte.

Mein Kutscher schimpfte, aber der Weg war gesperrt. Mir war der Aufenthalt lieb, konnte ich doch dies ganze fremdartige Traumbild in mich aufnehmen. Jetzt erst sah ich, daß der ganze Basar wie mit Rosen überschüttet war. Der Milch- und Limonadenverkäufer hatte Rosensträuße als Pfropfen in seine Flaschen gesteckt. Der kleine Kuchenverkäufer, der mit seinem Tablett die Basarstraße auf und ab zog, hatte seine Zuckerbrezeln um ein Licht gruppiert und auf jedem Brezelhäufchen lag eine rote Rose. Der Bäcker hatte Rosen auf seine flachen Brote gestreut, und der Händler hatte sie in seine fettglänzenden Butterpyramiden gesteckt. Rosen überall!

In das Summen und Surren des Basars, dessen Unterton die in den Gärten rufenden Flöten bildeten, klang plötzlich eine Frauenstimme. Ich lauschte. Es war ein russisches Lied und die geschulte Stimme, die es sang, die einer reifen, überreifen Frau. Die Stimme setzte ab, und nun hörte man wieder die klagenden, rufenden Flöten in den Gärten. Dann hob das Lied wieder an, und nun erkannte ich deutlich: es war Tschaikowskys schwermütiger Sang: Patschemu ja lublju tebja, swjetlaja notsch" („Warum lieb' ich dich so, funkelnde Nacht").

Da zogen mit einem Ruck die Pferde wieder an. Das Hindernis war beseitigt, wir rasten weiter zum Hotel. Auch dort standen im Eßsaal alle Tische voll Rosen, und ihr Duft mischte sich mit dem des schweren süßen Weines von Kaswin.

Am nächsten Morgen ging ich in das türkische Bad und danach in den Garten der Stadt, der nichts war als aneinandergereihte Beete voll Rosen. Frauen gingen dort auf und ab, eingehüllt in schwarze oder weiße Tücher, mit dichten undurchdringlichen Schleiern gleich Gittern und Panzern vor dem Gesicht, so daß nichts von ihnen erkennbar war als die schmalen Fesseln, um die sich knapp die Bünde der weiten Hosen schlossen. Unter all den Orientalinnen aber, die in ihrer Verhüllung plump und unförmig wirkten, ging schlank und feingliedrig eine Europäerin: gestern noch ein Kind, die Augen voll Unschuld und voll Sehnsucht, ein ungeweckter Mund, um dessen schmale Lippen doch schon die Ahnung aller Leidenschaften zitterte.

Langsam ging sie von einem Beet zum andern und pflückte lässig einen großen Rosenstrauß. Als wir aus dem Garten gingen, berührten wir einander fast — die Ausgänge sind sehr schmal und eng —, und einen Augenblick sahen unsere Augen ineinander.

Nachdenklich wanderte ich die Basarstraße hinunter. Fremd und verloren kam ich mir vor in der bunten frohen Stadt. So ging ich zu dem armenischen Arzt, dessen Adresse man mir in Baku genannt. Der Armenier hatte in Wien und München studiert, und er wie seine russische Frau nahmen mich mit aller Herzlichkeit auf.



Auf dem Basar in Sendschan.



Die persische Frau in und außer dem Hause.
(Nach persischen Kunstblättern.)

Wir aßen zusammen, gingen zusammen spazieren, und zum Abend nahmen sie mich in eine befreundete Familie mit.

„Die müssen Sie unbedingt kennenlernen, ehe Sie Rescht verlassen", sagte der Doktor. „Ihr Haus ist das einzige, was wir hier haben. Sie ist die Witwe eines armenischen Großkaufmanns und man weiß nicht, wer schöner und interessanter ist, sie oder ihre beiden Töchter."

Durch einen großen Garten gingen wir in ein hohes Haus mit breiten Glasveranden davor. Auch hier alles so voll Rosen, daß es wie ein Traum war, und ich war nicht einmal erstaunt, als ich in der jüngeren der beiden Töchter das Mädchen aus dem Rosengarten wiedererkannte. Unsere Augen grüßten einander, aber keines erwähnte die Begegnung.

Nach Tisch setzte sich die ältere der beiden Töchter an das Klavier und sang russische und armenische Lieder. Dann tanzte auf langes Bitten des Arztes und seiner Frau die jüngere zuerst einen armenischen Tanz, der ein langsames Sichdrehen war und eigentlich nur mit den Armen getanzt wurde. Dann tanzte sie russische Tänze. Wir saßen rings im Kreise um sie und schlugen mit den Händen den Takt, sie zu immer rascherem Drehen, zu immer bedenkenloserer Hingabe ihres Körpers an den Tanz anfeuernd.

„Die Kunst der Töchter ist nichts gegen die der Mutter", sagte der Arzt. „Bitten Sie sie um ein Lied."

Als die Frau am Klavier stand, sah ich erst, wie schön sie gewesen sein mußte, wie schön sie immer noch war. Und noch ehe sie die Lippen geöffnet, wußte ich,

daß nur dieser leid- und lustbewußte Mund gestern Nacht Tschaikowskys Lied gesungen haben konnte. So bat ich sie darum: „Patschemu ja lublju..."

Es war Mitternacht, als wir gingen. Oben auf dem Balkon stand die Mutter, eingefaßt von ihren beiden Töchtern, und sah uns nach. Auf der Straße war noch das ganze Leben des Ramasan. Unter den schaukelnden Lichtern gingen verschleierte Frauen; die Rosen dufteten, und die Flöten riefen.

Als ich in mein Hotelzimmer ging, stand auch dort auf dem Tisch ein Strauß von Rosen. Ich trat auf den Balkon hinaus. Schräg über der Straße ist eine religiöse Schule. Ein Weißbeturbanter ruft dort in langgezogenen Nasaltönen das Lob Allahs. Wie er eine Pause macht, klingt schluchzend und lockend wieder die Flöte zu mir herauf. Hart fassen meine Hände das Geländer. In meinem Herzen brechen tausend Erinnerungen auf, klingen zusammen in dem einen vollen Akkord: „Patschemu ja lublju..."

## 18. Ein Parteigänger Kütschük Chans.

Rescht.

„Als ich hörte, daß der Mann, der Mirza Kütschük den Kopf abschnitt, mit mir zusammen bei Tisch saß, stand ich auf und verließ die Tafel des Gouverneurs." In dem Österreicher zittert die Erregung in der Erinnerung nach, als er diese Worte spricht, so daß er aufspringt, trotzdem wir friedlich im Hause des armenischen Arztes beisammensitzen.

Dieser hat mich mit einem Kampfgenossen des berühmten persischen Revolutionärs Kütschük Chan zusammenbringen wollen und hatte uns deshalb zusammen eingeladen, nebenbei bemerkt: zu einem echt orientalisch-russischen Essen. Die Sakuska besteht aus Zwiebeln, Rettichen, einem halben Dutzend verschiedener Kräuter und Käse; danach gibt es Lüle Kabab, dann Pilaw.

Jedes Gericht wird in die flachen persischen Brote gewickelt, die dünn wie Nudelteig sind, und so aus der Hand gegessen. Zur Sakuska gibt es Wodka, dann Kaswiner Wein, d. h. mein armenischer Freund bleibt bei der Wodka, und die Stimmung wird rasch animiert.

Der Österreicher hat eines jener sonderbaren Schicksale erlebt, die nur der Krieg möglich machte. Ursprünglich Drechslermeister in Wien, kam er durch die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft nach Petersburg. Als der Krieg ausbrach, sollte er interniert und verschickt werden. Ein befreundeter Polizeimeister aber nahm ihn in seiner Wohnung in Haft, bis er als Ingenieur für die russische Kriegsindustrie mobilisiert wurde. Als solcher kam er nach Baku und später nach Trapezunt. Als dieses von den Russen geräumt wurde, blieb er zurück und schloß sich den Türken an. So wurde er unter Nuri Pascha Artilleriegeneral, zog mit vor Baku und nahm an der Erstürmung der Stadt teil. Von den Bolschewiki wurde er als früherer Sozialdemokrat mehrmals verhaftet, schließlich gewann er aber ihr Vertrauen in solchem Maße, daß ihm die Bakuer Kriegswerkstätten anvertraut wurden. Dies benutzte er, um zu gelegener Zeit nach Persien überzugehen. Er rüstete ein Schiff mit fünf Kanonen und

300 Gewehren aus und fuhr mit den Getreuesten seiner Beamten und Arbeiter nach Enseli. Wenn dieses Unternehmen gegenüber der bolschewistischen Regierung auch Hochverrat war, wurde es von der Zentrale der kommunistischen Partei doch nicht nur gebilligt, sondern sogar gefördert, denn diese unterstützte damals die Aufstandsbewegung in Nordpersien. So kam der frühere Wiener Drechslermeister zu Mirza Kütschük Chan und wurde dessen Intendant, Zeugmeister und Kriegsingenieur.

Die meisten exotischen Länder haben ihre revolutionären Zentren. In Mexiko ist es Chihuahua, in Chile Antofagasta, in Persien ist es Gilan, die Provinz am Ufer des Kaspischen Meers. Von hier zog 1918 Kütschük Chan unter Ephrem nach Teheran. Die Erhebung hatte Erfolg; der Schah mußte abdanken. Aber die Revolutionäre entzweiten sich, und Kütschük mußte vor den armenischen und bachtiarischen Führern der Revolution zurücktreten.

Als der Weltkrieg ausbrach, ging Mirza Kütschük in die Wälder bei Rescht und begann dort eine revolutionäre Armee zu organisieren. Sobald die Bolschewiki ans Ruder kamen, verbündete er sich mit ihnen und besetzte Rescht.

Nach einer vorübergehenden Besetzung von Enseli und Rescht durch englische Truppen landen die Bolschewiki in Enseli, Rescht wird zum zweitenmal von Kütschük besetzt und mit Hilfe der Russen dort eine revolutionäre nordpersische Regierung unter Mirza Kütschük eingesetzt.

„Kütschük Chan ist kein Kommunist“, versichert mir

der Österreicher. „Er suchte nur die Bundesgenossenschaft der Russen, um sein Hauptziel zu erreichen: die Engländer aus dem Lande zu jagen und die Teheraner Regierung, die sich auf England stützte, zu stürzen."

Tatsächlich überwarf sich der persische Revolutionär sehr bald mit den Russen. Es kam zu Kämpfen, und Kütschük zog sich wieder in seine Wälder zurück. Auch unter den einzelnen revolutionären Führern gab es Differenzen und Gefechte.

Diese Uneinigkeit unter den Revolutionären ermöglichte es der Teheraner Regierung, langsam wieder den ganzen unbotmäßigen Norden in die Hand zu bekommen. Kütschük wurde von den meisten seiner Anhänger verlassen und kam auf der Flucht in den Bergen durch Erfrieren ums Leben. Regierungstruppen fanden die Leiche und schnitten ihr das Haupt ab.

Die Russen zogen sich im Juli 1921 aus Persien zurück und gaben damit die Regierung des persischen Kommunistenführers Tsanula in Rescht preis, die sich noch bis zum Oktober hielt. In Moskau waren jedenfalls einflußreiche Kreise gegen ein aktives Eingreifen in Persien, vor allem Rothstein, der nachmalige Gesandte in Teheran. Diese sahen den Hauptzweck des russischen Eingreifens mit dem Abzug der englischen Truppen erreicht.

Die gesamte innere Politik Persiens läßt sich nicht als eine rein persische Angelegenheit betrachten. Sie ist zu einem großen Teil nichts anderes als eine Wirkung des englisch-russischen Interessenspiels. Dieses hat durch den Ausgang des Weltkriegs und durch die russische

Revolution keineswegs ein Ende gefunden, sondern geht nach wie vor weiter. Sowjetrußland ist dabei Persien gegenüber in einer ähnlichen Lage wie die Vereinigten Staaten gegenüber Mexiko.

So ist auch Kütschük letzten Endes nicht viel mehr gewesen als eine Schachfigur im Spiele der beiden Großmächte um seine Heimat. Sein Freund und Kampfgenosse, der Österreicher, ist übrigens noch recht gut weggekommen. Er wurde zwar nach Kütschüks Ende verhaftet, bekam jedoch nicht nur bald seine Freiheit wieder, sondern sogar ein Amt. Er ist heute städtischer Ingenieur von Rescht und ist sehr stolz darauf, daß er die elektrische Beleuchtung der Stadt wieder in Gang gebracht.

## 19. Mit der Postkutsche nach Teheran.

Teheran.

Gleich einem der Cowboys Buffalo Bills sitze ich hoch oben auf dem Dach der Postkutsche. Unter mir hockt der Kutscher, ein etwas struppig und verwegen aussehender Geselle im Lammfellpelz, auf dem Haupte den eigenartigen kuppelförmigen Filztopf, den die Perser als Kopfbedeckung tragen.

Mit ständigen Zurufen und Peitschenhieben treibt er seine Pferde an. Sie sind zu viert nebeneinander gespannt, und so geht es in flottem, ununterbrochenem Trab bergauf und bergab.

Lange Autoreisen sind gewiß etwas Schönes, und große Distanzritte auch, aber dieses tagelange Fahren mit

der Postkutsche ist es nicht weniger. Es ist doch ein hübsches Erlebnis, mit vier flotten Pferden durch eine grandiose Landschaft zu kutschieren, und die Romantik der Postkutsche hatte entschieden etwas für sich.

Hier kann man sie noch in vollen Zügen genießen, wie in Europa vor hundert Jahren. Es ist noch alles da: die Relaisstationen, alle paar Stunden Pferdewechsel, die ärmlichen, schmutzigen Gasthäuser am Weg und das Ungeziefer. Ich glaube, es ist alles genau so wie bei Goethes Reise nach Italien.

Und doch ist es hübsch, wenn man sich nicht scheut, tage- und wochenlang in einem Wagen zu sitzen, der nicht größer ist als eine zweisitzige Droschke. Eigentlich soll die Reise ohne Unterbrechung Tag und Nacht gehen, aber die Relaispferde sind nicht immer da oder sie sind noch nicht gefüttert oder der Kutscher hat einstweilen keine Lust, und so hat man Gelegenheit, von Zeit zu Zeit die Beine zu vertreten.

Zunächst sah es in Rescht gar nicht so aus, als ob ich bald weiterkäme. Man hatte mich in Enseli und Rescht über die Reisemöglichkeit nach Teheran falsch unterrichtet und mir gesagt, ich müßte ein Auto nehmen. Augenscheinlich nahm man von einem Europäer an, er könne nicht anders als im Auto reisen, denn jeder Europäer gilt ja als immens reich. Ich hatte aber wenig Lust, 120 bis 150 Toman — das sind 24 bis 30 englische Pfund — für ein Auto auszugeben, und so suchte ich nach einer andern Reisegelegenheit. Ich ging mit einem Vierteldutzend Perser, die im Wagen nach Teheran reisen wollten, feste Verabredungen ein und wurde von

allen sitzengelassen, bis mir der Hotelkellner einen Teheraner Kaufmann brachte, der eine Postkutsche mieten wollte — man mietet diese Postkutsche im ganzen — und der dazu einen Teilhaber suchte.

Ich sagte erfreut zu; am nächsten Tage um 2 Uhr sollte es losgehen. Nun liegt die Poststation gewöhnlich meilenweit vor der Stadt, so daß man erst einen Wagen nehmen muß, um zu ihr hinauszufahren. Endlos lange fuhr der Kutscher über freies Feld; ich fing schon an zu fürchten, er habe mich falsch verstanden. Endlich kamen wir doch zu einem großen verfallenen Gehöft. Man sah und hörte zwar keine lebende Seele, allein da ein Haufen teilweise ganzer, teilweise zerbrochener Leiterwagen und Droschken herumstanden, nahm ich an, es sei die Post. Schließlich fand ich, eine geländerlose, halsbrecherische Treppe hinaufkletternd, einen freundlichen, leidlich englisch sprechenden Herrn, der mir versicherte, es würde sofort losgehen, sobald die Relaispferde einträfen.

Nach einer Stunde kam denn auch mein Reisegefährte, nach zweien die Pferde, und nach drei Stunden ging es wirklich los. Zuerst wurde das Gepäck verstaut. Es füllte nicht nur den Raum, den der Europäer zur Unterbringung seiner Beine benötigt, sondern noch darüber den halben Wagen. Das macht aber für den Orientalen nichts aus; er hockt sich mit untergeschlagenen Beinen darüber und ist mit einem Minimum von Platz zufrieden. So waren denn der Perser und sein Sohn, der auch noch mitfuhr, leicht untergebracht. Für mich bedurfte es aber erst einer Reihe von Krümmungen und Verrenkungen, bis ich glücklich im Wagen war. Trotz der Enge zog ich

einstweilen den Platz im Innern vor, denn es fing an, in Strömen zu regnen.

Wir fuhren und fuhren. Draußen rauschte der Regen. Die Nacht kam, und das lustige Schellengeläute — jedes Pferd trug ein breites Schellenband um den Hals — wurde allmählich zum monotonen einschläfernden Klang.

Endlich halten wir; die Lichter einer Dorfstraße blinken, und durch unergründlichen Schlamm waten wir an Land. Dieses „Land" ist eine breite, gedeckte Galerie auf Pfahlwerk, die von einem Haus zum andern läuft. Die Häuser selbst sind viereckige Hütten mit einem ungeheuer hohen Strohdach. Die eine Seite nach der Galerie zu ist völlig offen, auch das Dach ist hier hochgezogen, so daß es wie abgeschnitten wirkt. Um die übrigen vier Wände läuft eine breite, mit Matten oder Teppichen belegte Lehmbank herum, die Eß-, Wohn- und Schlafraum ist.

Wir gehen ins erste Haus. Meine Begleiter schlüpfen aus den Schuhen und hocken auf der Lehmbank nieder. In der Mitte des Raumes ist eine Art Bar, gleichfalls aus Lehm mit vielen Etagen treppenförmig aufgebaut. Um ein Holzkohlenfeuer steht da eine Reihe von Teekannen, ein dampfender Samowar, ein Kupferteller mit Zucker, winzige Teegläser; auf den einzelnen Etagen verschiedene Pfeifen, darunter eine mächtige Wasser- und eine Opiumpfeife, dann zerbrochene, geschmacklose Vasen, unglaublich viele unbrauchbare Lampen und was der Wirt weiter an Prachtstücken europäischer Herkunft besitzt.

Nach dem Essen, das aus den mitgebrachten Vorräten besteht, muß ich erst einmal als Arzt fungieren.

Mein Begleiter hat auf meinem Passierschein gelesen, daß ich Doktor bin; mein Persisch reicht nicht aus, ihm zu bedeuten, daß dies kein medizinischer Doktor ist, ich muß ihm also erst einmal mit meiner Taschenlampe in den Mund leuchten, in dem ich einen hohlen kariösen Backenzahn entdecke. Kaum habe ich ihm etwas Myrrhentinktur verabreicht, als draußen fürchterliches Geschrei ertönt. Sein Sprößling, den wir als Wache im Wagen zurückgelassen, hat sich den Finger eingeklemmt. Auch er wird behandelt und bekommt einen Umschlag von essigsaurer Tonerde. Als nun aber auch die übrigen Gäste behandelt sein wollen, der eine auf seine verstopfte Nase, der andere auf seine schmerzenden Lenden zeigt, winke ich ab, mit dem Bedeuten, daß mir die Medikamente fehlen.

Inzwischen hat der Wirt die Pfeifen gefüllt; er legt glühende Kohlenstücke darauf und raucht sie für die Gäste an. Mein Reisegefährte macht sich mit viel Umständlichkeit die Opiumpfeife zurecht; dann muß diese erst reihum gehen, bis wir mit den frischen Pferden, die inzwischen eingetroffen sind, weiterreisen.

Wir fahren weiter durch die Nacht; stumm, die neuen Pferde haben keine Schellen. Der Wagen schüttelt und stößt. Neben mir hockt der Perser und schnarcht. Über meine Beine gekrümmt liegt schlafend sein Sohn. Ich weiß nicht, schlafe ich oder wache ich. Plötzlich höre ich fernes Läuten, ein wunderbares Klingen. Sollte es hier eine christliche Kirche geben? Aber das Läuten wird voller und lauter, es kommt näher. Plötzlich ist es ganz nahe und hüllt den Wagen, der stehengeblieben ist, von beiden Seiten ein. Ich starre durch das Fenster in die

Finsternis. Da wandeln die Glocken vorbei. Sie hängen an den Hälsen von Lasteseln. Eine endlose Eselkarawane zieht an uns vorüber, und jeder Esel trägt eine große Glocke, deren Ton auf den der andern abgestimmt ist.

Wir fahren wieder, und wieder schlummere ich ein. Ich wache auf, als der Wagen aufs neue hält. Ich höre, wie der Kutscher die Pferde ausspannt und wie mein Reisebegleiter kläglich schilt. Augenscheinlich vergeblich; denn der Kutscher spannt ruhig weiter seine Pferde aus und reitet davon. Mein Perser schimpft noch eine Weile, dann klettert er mit seinem Knaben aus dem Wagen. Ich überlege einen Augenblick, ob ich ihm folgen soll, dann aber löse ich, froh über den vielen Platz, den ich mit einem Male habe, einen Knoten aus meinen Beinen und schlafe weiter.

Als der Morgen kommt, sehe ich, daß der Wagen allein und verlassen auf der freien Landstraße steht. Neben der Straße fließt ein Fluß; an seine Ufer grenzen Wald, Berge, dahinter schimmern schneebedeckte Gipfel. Wie ich mich nach meinem Reisegefährten umsehe, entdecke ich eine armselige Hütte, deren Dach größtenteils aus Löchern besteht. Drin liegen Vater und Sohn um die Reste eines verglimmenden Feuers.

Leider vermag ich nicht festzustellen, warum uns der Kutscher plötzlich hat stehenlassen noch wann es weitergeht. So mache ich erst unten am Fluß ausführlich Toilette, frühstücke, schreibe, und als es Mittag wird und noch immer weder Kutscher noch Postpferde zu sehen sind, nehme ich in dem reißenden, eiskalten Gewässer ein herrliches Bad.

Am späten Nachmittag erklingen Schellen. Sobald angeschirrt ist, klettere ich auf das Dach der Kutsche und fahre nun fünf Tage lang durch eine immer großartigere Gebirgslandschaft auf das iranische Hochland hinauf, auf dem es, bald durch Wüste, bald zwischen künstlich bewässerten Feldern, schnurgerade und brettleben Persiens Hauptstadt zugeht.

## 20. In den Palästen des Königs der Könige.

Teheran.

Es ist nicht gut, auf den Wegen von Tausendundeiner Nacht zu wandeln. Um manche Illusion ärmer kehrt man zurück. Vielleicht ist im ganzen Orient die Enttäuschung nirgends größer als in Persien. Mit den Worten: Teheran, Schah und König der Könige verknüpft sich in der Vorstellung noch irgendwie die Idee von fabelhaftem orientalischem Glanz und Reichtum. Aber was man zu sehen bekommt, entspricht auch nicht im entferntesten diesen Erwartungen.

Steht man vor dem Schamsol-Amaré, dem auch in Europa aus Bildern wohlbekannten kaiserlichen Palaste in Teheran, so wirkt dieser noch ganz stattlich. Persiens Hauptstadt kennt im allgemeinen nur ein Stockwerk hohe Häuser, und so macht dieser turmartige, etwa 4 oder 5 Stockwerk hohe Bau einen viel größeren Eindruck. Und dann denkt man wohl auch, dieser majolikaverkleidete Doppelturm sei nur eine Art Eingangspforte, hinter der sich erst die Wunderwelt des Palastes mit Säulengängen, Höfen und Prunkbauten ausbreitet. In Wirklichkeit aber ist dieser Turm das Hauptstück.

Schon der berühmte Marmorthron enttäuscht. Er steht in einer Art Loggia, ähnlich denen für die Musikkapellen in Gartenrestaurants. Es ist ein Thronsaal, dessen eine Vorderwand fortgenommen ist. Wie eine Bühne ist er einem Garten mit großem Bassin vorgelagert. Hier hielt der Schah seine großen Empfänge ab, und dieser Raum mit seiner kassettierten Spiegeldecke, seinen bunteingelegten Wänden und dem umfangreichen Marmorthron weist immerhin eine gewisse, wenn auch barbarische orientalische Pracht auf. Immerhin hätte man an einem Hofe, dessen Herrscher sich „König der Könige" und „Zentrum des Universums" nennt, ein wenig mehr erwartet. Außerdem ist die Hauptsache damit erschöpft. Die Staatsräume im Innern des Palastes weisen die schlimme Mischung auf, die man in ganz Persien trifft: Reste wundervoller altorientalischer Kunst und Kultur mit dem schlimmsten europäischen Kitsch. Es ist merkwürdig, wie die Orientalen, die doch heute noch wenigstens auf einzelnen Gebieten des Kunstgewerbes Hervorragendes leisten, sofort jegliches Stilgefühl verlieren, sowie sie mit europäischen Erzeugnissen zu tun haben.

So ziert bereits die Treppe, die zu den Staatsgemächern hinaufführt, ein merkwürdiger Wirrwarr. Auf jeder Stufe steht beiderseits eine „Kostbarkeit". Auf eine wundervolle alte Bronze folgt eine vergoldete Gipsfigur, auf eine köstliche Vase eine üble europäische Lampe. Besonders fielen mir zwei wundervolle chinesische Vasen auf, in die man je eine silberblinkende Glaskugel gelegt hatte, wie sie bei uns die Bauern zwischen ihre Blumen stecken.

Den Hauptempfangssaal schmücken die überlebens-

großen Porträte fast aller europäischen Potentaten. Auch Kaiser Wilhelm I. fehlt nicht, und Kaiser Franz Joseph ist gleich zweimal vertreten, als Jüngling in ungarischer Uniform und im Greisenalter als österreichischer Feldmarschall. Diese Bilder sind Geschenke der Monarchen, die Nasr eddin und Musaffer eddin von ihren Europareisen mitbrachten. Seitdem reisen persische Könige nicht mehr an europäische Höfe. Der jetzige Schah weilt zwar auch in Paris, aber lediglich als Privatmann. Das Bild, das der „Matin" von ihm brachte, hat gar nichts Königliches an sich; es zeigt einen jungen Mann im Hut, der vergnügt lächelt und augenscheinlich froh ist, daß er sein Land hinter sich hat, dessen Zeitungen ihm wütende Schimpfartikel nachsandten, weil er heimlich die Kronjuwelen mitgenommen, und dessen Parlament ihn öffentlich zur Rückkehr mahnt. So empfängt denn in dem großen Empfangssaal auch kein Schah mehr, sondern der Ministerpräsident.

Das Schönste am ganzen Schahpalast ist der Garten. Er ist nicht groß und im Grunde mehr ein System von miteinander verbundenen Teichen. Diese Teiche mit den sie umgebenden Blumen und Baumgruppen sind sehr hübsch oder vielmehr wären es, wenn nicht auch hier europäischer Kitsch seinen Einzug gehalten hätte, in Form von Gipshirschen und buntbemalten Blechfiguren, die als Leuchterträger um jeden Teich herumstehen.

Die eigentlichen Wohnräume sind heute leer, mit Ausnahme eines Teils des Enderun, des Frauenhauses. Aber während hier unter Nasr eddin die schönsten Mädchen des Landes versammelt wurden — Musaffer eddin

bevorzugte mehr Knaben —, so wohnen heute im kaiserlichen Harem in Teheran nur noch ein paar alte Tanten.

Der jetzige Schah Achmed hatte seinen Wohnsitz auch für den Winter nach außerhalb an den Fuß des Gebirges verlegt, bevor er ganz nach Paris übersiedelte. Auf der Fahrt dorthin kommen wir an Ferahabad vorüber, dem Jagdschloß Nasr eddins. Das weitläufige Schloß liegt auf einem steilen Hügel mit einem weiten wundervollen Blick. Aber seinen Nachfolgern gefiel es wohl nicht, und so ließ man es nach gut persischer Manier einfach verfallen. Der Perser baut ja nicht für Zeit und Ewigkeit. Die gewöhnlichen Häuser bestehen einfach aus „Dreck". Man rührt da, wo man gerade bauen will, die Erde mit Wasser an, setzt etwas Stroh hinzu und führt aus dieser wenig haltbaren Mischung die Mauern auf. Als Träger nimmt man grünes, frisch gefälltes Holz. Für öffentliche Bauten verwendet man luftgetrocknete, ab und zu auch gebrannte Ziegel. Aber haltbar zu bauen, versteht man auch hier nicht, und so verfallen rettungslos die gesamten Denkmäler persischer Baukunst. Wir wandern durch die Ruinen von Ferahabad, und es ist ein Jammer, zu sehen, wie mit den Lehmmauern auch die sie bedeckenden, teilweise sehr schönen Stuckarbeiten und vor allem die herrlichen alten Kacheln zugrunde gehen. Die stürzenden Mauern begraben sie, und niemand kümmert sich weiter darum.

Kaum eine halbe Stunde von Ferahabad liegt Doschantepe, das sich Sultan Achmed, der jetzige Schah, erbaut hat. Es ist ein Muster von Geschmacklosigkeit. Das Schloß ist ein Kiosk aus sich verjüngenden Terrassen. Die Vorhalle hat eine Decke aus Spiegelfacetten. An

den Wänden hängen in buntem Durcheinander Photographien aller Art, meist Empfänge und Paraden, auch eine Potsdamer Kaiserparade ist dabei. Dann steigt man eine Treppe hinan, die Flamingos flankieren. Aber die Tiere sind aus Blech, schön weiß und rosa bemalt. An einzelnen Stellen ist die Farbe abgegangen, und man sieht das Blech.

In der Halle des oberen Stockwerks gibt es ein paar Bärenfelle von besonders großen Dimensionen und einige sehr wertvolle Tierbronzen. Dafür hängen dort aber auch, schön in Öldruck, ein paar ganz unmögliche nackte Weiber. Und so sind alle Zimmer. Sieht man schon in Südamerika meist nur den Ausschuß europäischer Malerei, so scheint hier ganz besondere Sorgfalt darauf gelegt worden zu sein, selbst vom Kitsch nur das Allerminderwertigste zu bekommen. In einigen Zimmern sind auf Konsolen, unter völliger Verkennung ihres Zwecks, elektrische Heizkörper aufgestellt. Was einem aber besonders auffällt, ist, daß man auch in Teppichen nichts Gutes sieht, sondern nur neues, möglichst grell mit Anilin gefärbtes Zeug.

Hier und in dem bescheidenen Enderun, den man von der Terrasse aus liegen sieht, hatte der Schah gewohnt, bis er fand, daß er am Seinestrand doch noch besser und vor allem sicherer lebe. Die Erinnerung an die Art seiner Thronbesteigung hat Sultan Achmed wohl nie verlassen. Sie fand unter dem Flintengeknatter der Revolution und dem Heulen und Wehklagen seiner Eltern statt, die die Führer der siegreichen Nationalisten anflehten, ihnen doch diesen ihren Lieblingssohn zu lassen und statt dessen einen andern ihrer Söhne zu nehmen. Auch der kleine Achmed



Dorf im Schachsewennengebiet.

Moschee an der Poststraße Teheran-Kaswin.

Mein Traumheim in Täbris.

weinte Tag und Nacht, bis man ihm erklärte, auf der russischen Gesandtschaft, in die sich die Schahfamilie geflüchtet, sei dies nicht erlaubt. Der Knabe wurde dann von den Nationalisten ins Parlament gebracht und sehr gegen seinen Willen zum Schah proklamiert, während seine Eltern ins Exil gingen.

Persien ist heute ein in der Auflösung begriffenes politisches Gebilde, das nichts so nötig braucht wie eine feste, stetige Führung. Der Schah aber ist ein verweichlichter furchtsamer Schwächling, der — wenigstens solange er noch in Persien weilte — aus Bazillenfurcht niemandem die Hand gab. So spricht manche Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Kiosk von Doschantepe der letzte Palast ist, den ein Schah aus der einst ruhmreichen Dynastie der Kadscharen für sich erbaute. „Schach dem Schah", aus dem Spiel ist Ernst geworden!

## 21. Teheraner Sommertage.

Teheran.

Es wurde Nacht, ehe wir in Teheran einfuhren. Kaum hatten Mauern und Gärten die Nähe der Stadt angekündet, da rasselten wir auch schon über eine Brücke, und ein mächtiges vieltürmiges Tor stand quergelagert. Von den Grundsteinen bis zu den Kuppeln seiner Türmchen war es mit bunten Majoliken verkleidet. Im Lichte der elektrischen Straßenlampen schillerte es blau, rot, gelb und grün wie ein buntes Wunder. Zu beiden Seiten des Tores hatten Süßigkeitenverkäufer ihre Tische aufgebaut, so daß die aus Öl und Zucker gebackenen Brezeln durchscheinend schimmerten, gleich lichten kleinen Türmchen.

Zahlreiche Equipagen und Mietwagen stauten sich vor der engen Einfahrt, und hinter dem bunten Märchentor schien eine verheißungsvolle Stadt zu liegen.

Aber mit der Einfahrt hat man das Schönste bereits gesehen; denn dieses sind die Tore. Die ganze Stadt umziehen noch Wall und Graben, beide trostlos lehmbraun, ohne irgendwelche Farben, ohne auch nur ein grünes Hälmchen, denn das ganze Erdreich ist überall ausgedörrt und verbrannt, wo ihm nicht die belebende Flut künstlicher Bewässerung zugeführt wird. Diese braune Öde durchbrechen von Zeit zu Zeit die buntesten und farbenfrohesten Tore, die man sich vorstellen kann. Die Schiiten halten es mit dem Verbot der Darstellung lebender Wesen nicht so genau. So prangt über dem Haupttor meist eine farbige Schlachtdarstellung, um die herum sich die Wunder persischer Ornamentik gruppieren. Die Farben sind von einer verblüffenden Stärke und Leuchtkraft, besonders das Blau und das Gelb. Ganz aus blauen Kacheln ist die schlanke elegante Kuppel der Gebre Aga, die hier unter diesem südlich glühenden Himmel wie die Inkarnation alles nur vorstellbaren lichten und satten Blaus wirkt.

Von diesen bunten Majoliken abgesehen, ist das ganze Stadtbild lehmbraun und enttäuschend kleinstädtisch. Aber als wir jetzt durch die nächtlichen Straßen fuhren, sah man das im Glanz der Lichter nicht. Aus allen Läden, die sich ohne Unterbrechung aneinanderreihten, glänzten die Lampen der Händler und spiegelten sich vielfach in den blinkenden Kupfertellern. Zuerst erkannte ich nicht, was all die blanken Scheiben bedeuteten, bis ich sah, daß nicht

nur die Waren, Zucker, Reis, Mehl und Früchte, in kupfernen Schalen lagen, sondern daß hinter jedem spitzen Zucker- oder Reiskegel nochmals ein Kupferteller blinkte. Auf diese Teller schüttet der Händler die abgewogene Ware und reicht sie so dem Käufer.

Am Tage aber sind die Sehenswürdigkeiten von Persiens Hauptstadt rasch erschöpft. Ihr Zentrum bildet die Zitadelle, ein von Lehmmauern eingefaßtes Viereck, das den Schahpalast und die Ministerien birgt. Vor einem der Tore der Zitadelle steht eine Langrohrkanone, die den Portugiesen abgenommen sein soll, als diese im 16. und 17. Jahrhundert noch am Persischen Golf saßen. Diese Kanone erfreut sich bei der Teheraner Damenwelt besonderer Verehrung: sie gilt als heilig und wundertätig. Ab und zu kann man es erleben, daß Mädchen unter dem langen Rohr hindurchkriechen, was dann die unfehlbare Wirkung haben soll, daß sie bald einen Mann bekommen.

Auch auf der andern Seite der Zitadelle stehen Geschütze, und zwar auf dem sogenannten Kanonenplatz. Auf diesem Platz fanden früher die öffentlichen Hinrichtungen statt, und noch kurz vor meiner Ankunft konnten die Teheraner das erbauliche Schauspiel erleben, daß hier zwei in Säcke gesteckte Frauen öffentlich ausgepeitscht wurden. Diese beiden Frauen gehörten den in Teheran recht zahlreichen Dämchen an, die in Lackschuhen und seidenem Tschador durch die Straßen streifen und die für männliche Annäherung durchaus empfänglich sind. Für den Europäer aber bedeutet eine Anknüpfung mit ihnen auch heute noch ein gefährlicheres Abenteuer. Zu den

bewußten beiden Dämchen waren zwei Herren der englischen Gesandtschaft als Perser verkleidet ins Haus gekommen. Die Polizei hatte davon erfahren. Die beiden Engländer mußten schleunigst aus Teheran verschwinden und entgingen nur dank ihrer Exterritor'alität weiteren Folgen. Die beiden Jüngerinnen der käuflichen Venus aber steckte man in Säcke und peitschte sie erbarmungslos aus. Man ist hier in Persien trotz aller modernen Aufmachung mit Parlament, Presse und anderm doch dem Mittelalter noch recht nahe. Ich sprach in Teheran Hussein Saba, den Herausgeber des „Setareh Iran“, einen der angesehensten Publizisten. Er hatte in seinem Organ den Kriegsminister angegriffen, und dieser ließ ihn darauf holen und in seiner Gegenwart bis zur Bewußtlosigkeit auspeitschen. Hussein Saba zeigte mir die Narben auf seinen Armen, die ihm von dieser Züchtigung zurückgeblieben waren. Im übrigen scheint aber für die Perser die Zeit der allgemeinen Anwendung der Bastonnade erst so kurz zurückzuliegen, daß sie die tödliche Schmach einer derartigen entehrenden Strafe gar nicht empfinden. Zu meiner größten Verblüffung lachte der Herausgeber des „Setareh Iran“, als er mir diese Geschichte erzählte, und meinte: Im Grunde sei er gut weggekommen, denn als er unter der Peitsche lag, habe er eigentlich mit seinem Leben abgeschlossen.

Dabei sind die Perser gar nicht so blutdürstig und grausam, wenigstens nicht auf den ersten flüchtigen Eindruck hin. Man kann sich nichts Friedlicheres vorstellen als den Teheraner, wenn er seiner Lieblingsbeschäftigung nachgeht. Diese besteht darin, daß er sich an einem der die

Straßen durchziehenden Wassergräben im Schatten der Sykomoren niederhockt. Neben sich, halb ins fließende Wasser, stellt er einen Vogelkäfig, vermutlich, damit sein Piepmatz ein Bad nehmen kann, und so kann er stundenlang sitzen, den Schatten genießend, dem Murmeln des Wassers und dem Gesang seines Vogels lauschend, wunschlos glücklich.

Diese Wassergräben stammen aus einer Zeit, in der in Persien noch große Bauten aufgeführt wurden: Straßen, Brücken, Karawansereien und jene zum Teil großartigen Wasserleitungen, die in unterirdischen Kanälen ein köstlich frisches, klares Wasser aus den Bergen in die Stadt leiten. Da im Sommer jedoch das Wasser mitunter knapp wird, hat jedes Haus einen unterirdischen Wasserkeller als Reservoir. Diese Wasserleitungen sind Privatbesitz, und die glücklichen Inhaber ziehen aus der Arbeit früherer Generationen eine hübsche Rente.

Andere Leitungen, die offen geführt werden, dienen zum Bewässern der Gärten. Sie sind beiderseits mit Bäumen, Sykomoren, Akazien oder Platanen, bestanden und machen die Straßen Teherans kühl und schattig. Gleichzeitig dienen sie zum Sprengen, das in einer geradezu vorsintflutlichen Weise vor sich geht. Mit Kannen wird das Wasser aus den Gräben geschöpft und über die Straßen gegossen. Wenn gegen 6 Uhr die Tageshitze nachzulassen beginnt, dann fangen überall die Straßenkehrer mit ihrer Danaidenarbeit an und schütten ihre kleinen Kannen über den Staub der Gassen.

Um diese Stunde gehört ein Spaziergang auf dem Stadtwall zu den schönsten landschaftlichen Eindrücken,

die man überhaupt haben kann. Im Norden erhebt sich dann in immer geisterhafterem Licht die Felskette des Elburs, auf dessen Gipfeln bis in den Hochsommer hinein Schnee liegt, über die Hochebene. Hinter den in allen Farben leuchtenden Felskulissen blendet in untadeligem Weiß der vollendete spitze Kegel des Demawend, der langsam in glühendes Rot übergeht.

## 22. Auf dem „Furgon".

Kirwe.

Wenn man unter normalen Verhältnissen lebt, kann man sich nur schwer vorstellen, daß man ein Nachtlager auf einem holprigen und ungezieferdurchsetzten Ziegelsteinboden als eine köstliche Erquickung empfinden kann. Aber wenn man eine dreißigstündige ununterbrochene Fahrt auf dem „Furgon" hinter sich hat, dünkt einem jedes Lager herrlich, wenn es nur still hält und nicht auf und nieder stößt. Ein Furgon ist die eigentliche allgemeine Postkutsche in Persien. Als ich in Reschtt einen Wagen nach Teheran nahm, wußte ich noch nichts von dieser Einrichtung, ich lernte sie erst unterwegs kennen. Als wir dann den ersten Furgon trafen, nahm ich mir gleich vor, die nächste Reise damit zu machen; denn erstens reist man mit dem Furgon rascher, zweitens billiger und drittens muß man alles kennenlernen. Auf Bequemlichkeit heißt es bei einer solchen Fahrt allerdings restlos verzichten, denn ein Furgon ist ein gewöhnlicher, ungefederter Leiterwagen. Er wird mit Postkollis und dem Gepäck der Reisenden beladen, und obendrauf hocken diese selbst, so gut es eben gehen will. Der Furgon hat nicht einmal eine Wagenplane. Wenn in

der Mittagszeit die Sonne erbarmungslos herunterbrennt, dann glüht man eben wie in einem Feuerofen, und wenn es regnet, dann wird man eben naß. Das Anstrengendste ist aber, daß, wenigstens auf den Hauptrouten, der Pferdewechsel so rasch erfolgt, daß man kaum ein Viertelstündchen verschnaufen kann.

Aber ich mußte meine Furgonfahrt haben, und der deutsche Geschäftsträger, der mir so lange ein liebenswürdiger, aufopfernder Wirt gewesen, ließ es sich nicht nehmen, mich am Abend des Abreisetages selbst zur Poststation zu bringen. Der Vertreter eines Hamburger Handelshauses, ein alter „Perser", gab mir noch gute Ratschläge: „Möglichst weit vorn, da stößt es am wenigsten." Also rutschte ich möglichst weit nach vorn, ohne darauf zu achten, daß ich dadurch auf eine scharfe Kistenkante zu sitzen kam, oder vielmehr auf die Kanten zweier ungleich hoher Kisten. Die ersten Stunden Fahrt durch die frische kühle Nacht waren herrlich. Aber mit der Zeit machten sich die beiden harten Kanten doch unangenehm fühlbar, besonders, als ich mich zum Schlafen zusammenkrümmte und mein Kopf auch keine weichere Unterlage fand.

Am nächsten Tage brannte die Sonne mit unerbittlicher Glut herunter; ohne Unterbrechung ging es weiter, unbarmherzig durch die größte Mittagshitze. Und als es dann noch eine zweite Nacht bis gegen 1 Uhr dauerte, da legte ich mich nach der Ankunft in dem Tschapparchanä, der Poststation, in Kaswin einfach auf die Veranda und ich hätte mich auf das köstlichste Lager nicht wohliger ausstrecken können als auf die harten Ziegel.

Am nächsten Morgen weckte mich einer meiner Reise-

gefährten, ein nach Enseli versetzter Polizeibeamter, um mir mitzuteilen, die Post nach Rescht fahre jetzt ab, und um mich zu fragen, ob ich nicht doch lieber mit nach Rescht wollte, um von Baku aus mit der Bahn nach Täbris zu fahren, anstatt den gefährlichen und gänzlich ungewissen Landmarsch zu wagen. Von Baku angefangen, hatte mir noch jeder von dieser Reise abgeraten, denn einmal waren die Kurden vom Urmiasee her im Anrücken und zum andern waren überdies seit einigen Tagen die Schachsewennen wieder im Aufstand und machten die Straße zwischen Mianeh und Täbris unsicher. Die letzte Nachricht stammte vom Postdirektor in Teheran und besagte, daß der Postverkehr nach Täbris eingestellt sei; er hoffe jedoch, in einiger Zeit Transporte unter Bedeckung abgehen lassen zu können. Die Aussicht, unterwegs überfallen und ausgeraubt zu werden, war nicht gerade verlockend, aber ich habe noch immer gefunden, daß die Gefahr in der Nähe besehen nicht so schlimm ist wie aus der Ferne, und dann: wollte man jedes Risiko vermeiden, so konnte man ja ebensogut zu Hause bleiben. Also widerstand ich auch dieser letzten Versuchung, den bequemen und sicherern Weg einzuschlagen, sondern ließ die Post ruhig ohne mich abgehen.

Mit welchem Verkehrsmittel ich übrigens nach Täbris gelangen konnte, ganz abgesehen von der durch Schachsewennen und Kurden drohenden Gefahr, hatte mir in Teheran niemand verraten können. Eines stand nur fest, daß bis Sendschan Postwagen verkehrten. Von da an sollte die Weiterreise über die schwierigen Gebirgspässe nur zu Pferd oder Maultier möglich sein.

Also zunächst nach Sendschan. Von dort sind es bis Täbris allerdings noch 300 Kilometer; aber irgendwie wird es schon gehen. Überdies habe ich Glück; denn die Post nach Sendschan geht bereits am folgenden Tag.

Meine neuen Reisegefährten sind ein Kaufmann aus Hamadan und ein Major mit seinem Burschen. Wir sind also einschließlich Kutscher und Postkurier nur zu sechsen und haben darum herrlich Platz. Außerdem suche ich mir diesmal, durch die Erfahrungen der letzten Fahrt gewitzigt, rechtzeitig eine einigermaßen erträgliche Unterlage aus. Der Kaufmann hockt, während der Furgon beladen wird, voll stoischer Ruhe, in einen herrlichen kaukasischen Pelz gehüllt, am Boden. Als er jedoch hört, daß ich ein Deutscher bin, geht ein breites, zufriedenes Grinsen über sein fettes apathisches Gesicht, und er frägt mich sofort nach Zugmayer und Niedermayer — zwei Namen, die in Persien jedermann zu kennen scheint.

Wir fahren zu früher Stunde durch das Kaswiner Stadttor. Im ersten Morgenlicht macht die Landschaft einen phantastischen, fast traumhaften Eindruck. Am Horizont ist bereits Sonne, und die Berge scheinen durchsichtigen Gebilden gleich über der Hochfläche zu schweben.

In flottem Tempo fahren wir zunächst die große Landstraße nach Hamadan hinunter. Sie wurde von den Engländern, nachdem sie Baghdad erobert hatten, aus strategischen Gründen gebaut und stößt in Kaswin mit der Chaussee zusammen, die die Russen aus den gleichen Gründen von Enseli nach Teheran gebaut hatten. Nach dem Rückzug der Russen und der Engländer gingen die beiden Einfallstraßen in den Besitz der persischen Regierung

über, die auf diese allerdings nicht ganz ungefährliche Weise billig zu ausgezeichneten Verbindungswegen kam. Bald biegen wir von der Chaussee ab. Ein sandiger Feldweg führt durch hügeliges Bergland. Die Landschaft wird einsam und öde.

Wir fahren und fahren. Ohne Aufenthalt werden die Pferde gewechselt. Am späten Nachmittag beginnt sich vor uns eine schwarze Wolkenwand aufzubauen. Unvermittelt wird es kühl, und plötzlich bricht ein rasender Wind los, der den Wagen in eine wirbelnde Staubwolke hüllt.

In der schwarzen Wand vor uns blitzt es. Helle Streifen, die auf strömenden Regen deuten. Der Kutscher schlägt auf die Pferde ein, damit wir die nächste Station noch vor dem Unwetter erreichen. Aber dieses ist rascher als wir. In schweren Tropfen beginnt der Regen zu fallen. Glücklicherweise hat der Major eine große wasserdichte Wagendecke mit. Wir breiten sie aus und kriechen darunter zusammen. Der Regen prasselt los. Auf der Decke beginnen sich kleine Teiche zu bilden, und langsam rinnt durch Löcher und Ritzen das Wasser auf uns hernieder.

## 23. Der Weggenosse.

Sengidsche.

„Erst der Genosse — dann den Weg", sagt ein arabisches Sprichwort. Sehr schön; nur, daß man in den allerwenigsten Fällen danach handeln kann; vielmehr muß man sich meist erst seinen Weg suchen, um es dann dem Schicksal zu überlassen, ob und welche Genossen es einem zuführt.

Diesmal schien ich es gut getroffen zu haben; es stellte sich heraus, daß der Major mit seinem Burschen auch nach Täbris wollte. Wir würden also zu dritt sein. Drei waffengeübte Männer! Das verlieh einem immerhin das Gefühl einiger Sicherheit.

Außerdem schien der Major gar kein schlechter Weggenosse zu sein, denn als wir endlich müde und durchnäßt Kirwe erreichten, wo wir keine Teestube, sondern nur ein leeres Unterkunftshaus vorfanden, traf er in umsichtiger Weise sofort alle Anordnungen, um es uns so behaglich wie möglich zu machen. Das heißt, eigentlich war es sein Bursche, der alles besorgte; aber das war in diesem Falle ja gleich, da der Bursche einen integrierenden Bestandteil seines Herrn bildete.

Dieser Kaka — wie der Major ihn rief — war wirklich eine Perle von einem Offiziersburschen. Im Handumdrehen hatte er auf der Lehmbank Teppiche ausgebreitet und dadurch einen behaglichen Raum geschaffen. Dann machte er sich an die Bereitung des Abendessens. Aus den umfangreichen Satteltaschen räumte er dazu aus. Ich staunte, was der Major alles mit sich führte: außer Teppichen und umfangreichem Bettzeug auch eine reich ausgestattete Küche mit Schüsseln, Holzkohlenvorrat und sogar einen entzückenden kleinen Reisesamowar.

Kaka machte Feuer, und es dauerte gar nicht lange, so hockten wir auf den Teppichen um den dampfenden Samowar. Dann servierte der treffliche Kaka eine große Zinnschüssel mit Buttersuppe und geschmorten Eiern. Wir formten, wie es hierzulande üblich, aus dem flachen dünnen Brot Tüten und schöpften und titschten um die Wette das

gute Essen aus der Schüssel auf. Nein, es würde sicher ein angenehmes Reisen mit dem Major werden.

Am nächsten Tage ging es noch bei Sternenlicht weiter. Als dann der Tag graute, passierten wir im Morgennebel eine Kamelkarawane. Ein Trupp der schwer und schwankend trottenden Tiere nach dem andern zog vorbei, und der Zug wollte noch immer kein Ende nehmen. Die Tiere waren zu je achten hintereinander gebunden. Das vorderste und das hinterste trugen je eine Glocke, letzteres war obendrein geschmückt mit einem puppenartigen Aufputz auf dem Sattel aus bunter Wolle.

Die Treiber grüßten sämtlich den fetten Kaufmann aus Hamadan, und als aus der Karawane heraus ein Mann mit einem Notizbuch zu dem Dicken hinsprang und eine lange Unterredung mit ihm führte, erfuhr ich den Grund. Dieser Mann im speckig glänzenden, grünlich schimmernden Gehrock, der sich bisher noch nichts anderes gegönnt als Brot und Käse, war der Besitzer dieser Karawane.

Da stellte mein Major schon andere Ansprüche. In jedem Dorfe wurde Kaka um Hühner und Eier geschickt, und ich fragte mich, ob auf die Dauer die Lebensweise des Majors sich wohl mit meinen Mitteln vereinen ließe, um so mehr, da er auch an mich Ansprüche zu stellen begann. Daß ich für ihn die Wegegelder bezahlte, war schließlich nur recht und billig, da ich ja auch seinen Diener und seine Sachen mitbeanspruchte. Aber als er mir zumutete, das Trinkgeld für den Kurier für ihn mitzubezahlen, und als er begann, mich in den Stationen um kleine Beträge anzupumpen, wußte ich, daß dies kein Genosse war, den man sich vor dem Weg ausgesucht hätte.

Je mehr wir uns Sendschan nähern, desto mehr beginnt mir der Major von den Beschwernissen der bevorstehenden Reise vorzujammern. Sein Gesicht wird dabei so kläglich, daß mir seine Unterstützung im Falle eines Überfalles immer problematischer erscheint.

Post gibt es nicht mehr. Wir müssen daher per Karawane reisen und uns dazu vollständig verproviantieren. Der Major zählt mir auf, was ich dazu alles in Sendschan einkaufen muß. „Aha!", denke ich mir. Aber der eigentliche Schlag kommt erst. Mein Weggenosse seufzt tief auf und sagt dann: „Ein Wagen wäre gut." — Jetzt weiß ich Bescheid. Es gibt in Sendschan kleine, leichte Wagen für die Reise über die Berge. Einen solchen soll ich also für uns zusammen mieten. Einstweilen verhalte ich mich kühl bis ans Herz, lasse den Major ruhig jammern und versichere, daß mir all diese Beschwernisse die Reise nur um so interessanter machten.

Um die Mittagszeit des sechsten Reisetages kamen wir in Sendschan an. Es ist die typische Wüstenstadt. Ein paar baumbestandene Kanäle führen durch brennend heiße Straßen. Überall sitzen am Wasser Frauen und Mädchen und waschen und scheuern Kupfergeschirr. In ganz Sendschan scheint heute großer Wasch- und Putztag zu sein. Man ist hier übrigens viel sittenstrenger als in dem lockeren Teheran. Die Frauen verhüllen sich alle sofort, als unser Wagen naht, und schielen nicht einmal hinter einem gelüfteten Zipfel hervor.

Der Major führt mich in ein persisches Gasthaus, wo wir bei einem Glase Tee erst einmal einen Schlachtplan für die Weiterreise machen wollen. Zwei freundliche

Herren — ich halte sie für den Wirt und den Oberkellner oder dergleichen — unterstützen uns dabei mit ihren Ratschlägen, d. h. sie versichern, die einzige Möglichkeit, nach Täbris zu kommen, sei, einen Wagen zu nehmen. Das Gesicht des Majors hellt sich auf, und er sieht mich vielsagend an. Nun aber führe ich meinen Gegenschlag und erkläre rundheraus, ich würde keinen Wagen nehmen, sondern zöge die Karawanenreise vor. Jetzt fällt man zu dritt über mich her mit einer Sturzflut von Schilderungen der Beschwernisse und Gefährlichkeiten einer Karawanenreise. Als ich erkläre, das mache nichts, ich sei ein guter Reiter, entgegnet der wohlbeleibte Perser, den ich für den Wirt halte, das nütze nichts, es gebe keine Pferde, ich müßte zu Esel reiten.

„Schön, reiten wir also zu Esel", sage ich.

„Aber die machen nicht mehr als einen Farsach — das sind 6 Kilometer — im Reisetag."

Als auch dies mich nicht schreckt, geben meine Gegner sich einen Augenblick geschlagen, und ich benutze ihre Verblüffung zu dem Vermittlungsvorschlag, doch zum Tschapparchanä zu gehen; vielleicht fahre doch eine Post. Nach einigen Beteuerungen, daß dies gänzlich nutzlos sei, brechen wir endlich gemeinsam dorthin auf. Im Tschapparchanä sitzt ein kleiner Junge, der erklärt, Post gehe wohl, aber wann, wisse nur der Inspektor, der in etwa einer Stunde kommen würde. Der Major hielt die Schlacht für gewonnen; er mußte plötzlich aufs Telephonamt und pumpte mich zu diesem Zweck um einen Toman an, da er sein Portemonnaie im Gasthaus gelassen. Obwohl dies offenbar eine Lüge war, gab ich ihm das

Geld, beschloß aber, es am Abend zurückzufordern und mich dann von ihm zu trennen.

Trotzdem ich wenig Hoffnung hatte, ging ich nach einer Stunde nochmals auf die Post. Der Inspektor war da. Ja, ich könne nach Täbris reisen, bis Mianeh — also den halben Weg — gehe ein Furgon. Und von da hätte ich Gelegenheit, zu Pferd oder zu Maultier weiterzureisen. Im übrigen müßte ich mich beeilen, der Furgon fahre gleich ab.

Ich eile also ins Hotel und bitte den Wirt, den Major von meiner Abreise in Kenntnis zu setzen. Schade um meinen Toman, denke ich noch, man soll doch nie etwas ausborgen.

Der vermeintliche Wirt aber fährt entsetzt in die Höhe: „Was, die Post fährt gleich!"

Und er beginnt Koffer anzuschleppen und in Hast zu packen. Auf mein erstauntes Gesicht stößt er aus:

„Aber wir haben doch schon Fahrkarten nach Mianeh!"

Nun ist die Überraschung auf meiner Seite, und ich frage ihn sehr kurz und wenig höflich, wie er dazu komme, die Reise unmöglich zu nennen, wo er doch schon Fahrkarten dafür habe. Er wurde verlegen und stotterte etwas wie „fast unmöglich". Aber es war keine Zeit zu langen Auseinandersetzungen, und so eilten wir alle drei zur Post, wo für die Gebirgsreise ein Furgon von lächerlich kleinen Abmessungen bereits gepackt und bespannt auf uns wartete.

Ehe wir aus der Stadt ausfuhren, hatte ich noch die Genugtuung, daß wir den Major trafen. Er machte ein erstaunlich dummes Gesicht, als er mich auf dem

Furgon sitzen sah: eine schöne Hoffnung war ihm entschwunden, und außerdem hatte er nun auch noch die Post verpaßt.

Ich aber war niederträchtig genug, den Wagen anzuhalten und das geliehene Geld zurückzufordern. In seiner Verblüffung kramte der Major, der angeblich kein Geld bei sich hatte, aus seinen Taschen einen Toman zusammen. Als ich aber auch noch die vorher geliehenen zwei Kran wollte, erklärte er, die habe er nicht. Natürlich war das gelogen, aber verblüfft über so viel kleinliche Schäbigkeit schenkte ich sie ihm; ich gab dem freudig grinsenden Kaka ein gutes Trinkgeld und kutschierte aus der Stadt, ohne irgendwelche Hoffnungen in meine neuen Weggenossen zu setzen, die sich später aber doch als die richtigen erweisen sollten.

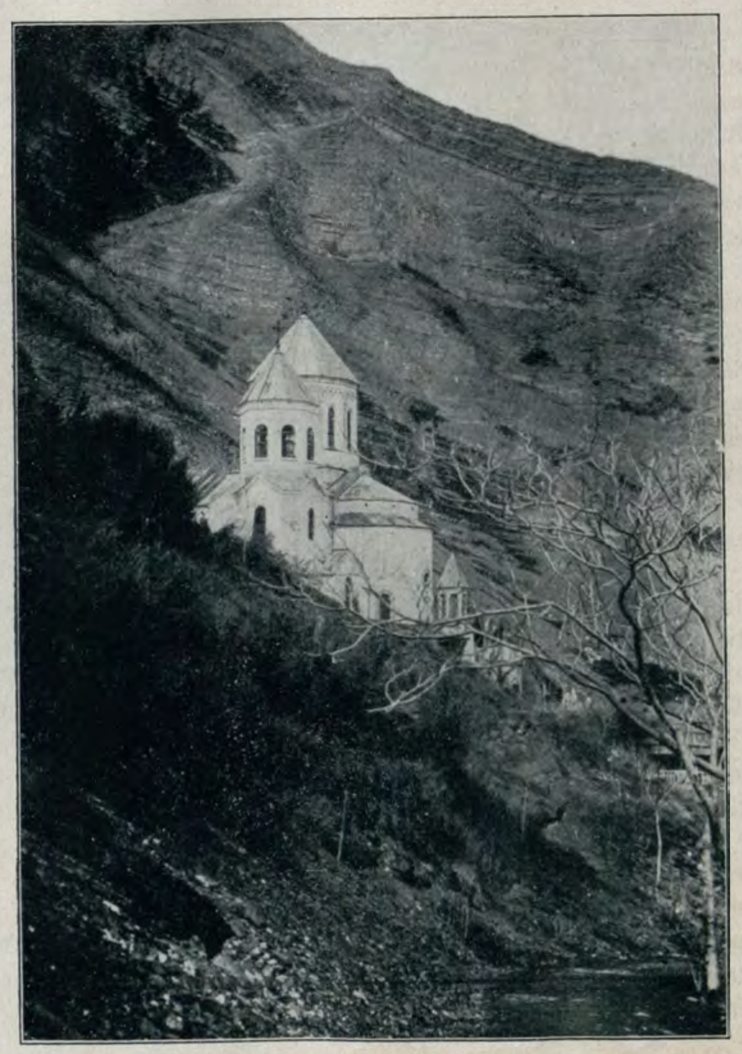
## 24. Längs der Kanonenstraße.

Akmezan.

Der Karawanenweg, den wir ziehen, ist eine alte Kriegsstraße. Bis zum heutigen Tage, wo auf ihr die von Persiens Militärdiktator Reza Khan organisierten Truppen gegen Kurden und Schachsewennen marschieren, zogen hier Heere von Süd nach Nord, von Nord nach Süd. Als die Perser gegen Eriwan rückten, wurde der Gebirgsweg für Kanonen fahrbar gemacht. Von dieser großartigen gepflasterten Straße ist nichts geblieben als der Name. Man ließ sie verfallen wie alles in Persien. Nur ab und zu taucht zwischen Sand und Felsgeröll ein breiter Streifen gepflasterten und mit Randsteinen eingefaßten Weges auf.



Der Gipfel des Kasbek im Kaukasus.



Davidsberg bei Tiflis.

Wie die Straßen verfielen die Karawansereien, die sie einst säumten. Heute stehen nur noch Trümmer mit dem einen oder andern noch erhaltenen Gewölbe, das einen kümmerlichen Stall für die Relaispferde der Post abgibt. Die Karawanen selbst müssen heute im Freien nächtigen, oder vielmehr ihre Tagesrast halten, denn in der Hauptsache marschieren sie des Nachts.

Nur wir, die wir mit der persischen Post fahren, müssen ausgerechnet um die Mittagszeit in glühendem Sonnenbrand reisen. Unser neuer Postkurier muß jeden Morgen erst seine Opiumpfeife rauchen; endlich fahren wir, meist von 7 Uhr bis gegen 1 Uhr; dann bleiben wir liegen, weil bisher noch auf keiner Station die Relaispferde da waren.

Die Gegend, durch die wir reisen, wird immer wüstenhafter, die Entfernungen zwischen den grünen Oasen der Stationen werden immer größer. Zu unserer Linken begleitet uns zwar seit einem Tage der Sendschané, aber sein Bett liegt so tief, daß nur an wenigen Stellen Kanäle zur künstlichen Bewässerung abgezweigt werden können. Mitunter ist das Dorf abseits, und dann liegt an der Straße in greller Sonnenglut und Wüste nur der viereckige ausgeglühte und ausgedörrte Lehmkloß der Poststation mit dem Tschaichanä, dem Teehaus.

In dem einzigen engen Raum des Teehauses sitzen wir dichtgedrängt. Der Samowar brodelt, die Wasserpfeife gluckst und kollert. Unermüdlich läuft der Wirt mit den winzigen Teegläsern hin und her. Der Tee ist siedend heiß, und man kann ihn nur trinken, indem man ihn nach russischer Sitte durch ein zwischen den Lippen

gehaltenes Stück Zucker in den Mund rinnen läßt, oder nach persischer Art aus der Untertasse schlürft.

Nachts wird's im Teehaus erst recht belebt, denn dann treffen die Karawanen ein, und die Kamel- und Eseltreiber kommen auf ein Glas Tee herein, und die mannigfaltige Auswahl an Ungeziefer vermehrt sich noch um einige Sorten. Aber muß man tagsüber um des Schattens willen im Hause sitzen, so hat man des Nachts ja die ganze Wüste, um sich ein Lager zu suchen. Wenn ich meinen Joghurt mit Brot und Zucker, mein tägliches abendliches Mahl, verzehrt habe, gehe ich mit dem Schlafsack hinaus, um draußen mein Bett aufzuschlagen. Meist lege ich mich unmittelbar hinter den Postwagen, der auf der Landstraße stehengelassen ist, damit ich nicht unversehens unter die Hufe eines Kamels komme.

Aber trotz der Müdigkeit dauert es lange, bis man einschläft; die Nacht ist lärmend längs der Karawanenstraße. Vor der Poststation sitzen noch der Kutscher und ein paar Bauern, und einer singt ein Lied, langgezogen und monoton. Vom Fluß herauf quaken die Frösche, ein mächtiger quarrender und knarrender Chor.

Sss kommt der erste Moskito angeschwirrt. Natürlich hier am Fluß! Sicher gibt es auch Malaria. Ich hätte eigentlich Chinin nehmen sollen! Ob ich jetzt noch welches einnehme? Aber es liegt ganz unten im Rucksack, und ich bin so schön in den Schlafsack eingehüllt und außerdem so müde. So schlägt man nur nach dem Insekt und schläft dann doch ein, bis man aufwacht, die Stirn ganz angeschwollen von Stichen.

Wach liege ich auf dem Rücken und starre in die

Sterne. Ich sauge das Bild des strahlenden Firmaments in mich ein und empfange es wie ein großes unverdientes Geschenk. In der Ferne läuten Glocken. Karawanen nahen. Beiderseits zieht es an mir vorbei: die Esel mit eifrig nickenden Köpfen verschwinden fast unter ihrer übergroßen Last, und die Kamele schwanken schwer daher gleich unheimlichen Nachtgespenstern.

In das Läuten der Glocken tönt der grelle Ruf der Treiber. Es ist ein häßlicher Laut, den sie ausstoßen und in dem sich wohl auch die eigene müde Qual des ewigen Wanderns und Treibens ausdrücken mag. Blutjunge Lockenköpfe und müde Weißbärte sah ich hinter den Kamelen trotten. Ein Leben ewigen Wanderns beider Los.

Viel unglückselige Wanderer schritten diese Straße: die assyrischen Christen, die von Kurden aus ihren blühenden Dörfern am Urmiasee vertrieben waren, die Armenier, die vor den türkischen Massakern fliehen, und dann all die, die aus Rußland flüchteten und die nun ziellos wandern. Die drei, die ich heute unterwegs traf, stehen mir wieder vor der Seele. Wie ein Stich ging es mir durch das Herz, als ich die blonde Russin sah: barfuß, in Fetzen, ein Kind auf dem Arm; daneben der Mann, zerfressen und zersorgt von Hunger und Not. Die drei bettelten nicht, als der Wagen sie überholte; sie starrten nur mit großen Augen auf uns, die wir satt und wohlgekleidet an ihnen vorbeifuhren. Ich hatte gerade kein Kleingeld zur Hand und dann: man sieht so viel Elend im Orient und man wird des Gebens müde. „Du kannst nicht jedem etwas geben", beschwichtige ich mich selbst, als wir schon eine ganze Strecke weit waren. Aber

dann kam es mir übermächtig, daß ich den Blick der drei nie loswerden würde. Und ich sprang vom Wagen und lief zurück, um mich loszukaufen.

Aber nun stehen sie wieder vor mir; sie und ihr Schicksal: sinnloses Wandern ohne Hoffnung und Ziel. Aber ist, was ich tue und treibe, etwas anderes? Sind alle die selbstgestellten großen Aufgaben und Ziele am Ende etwas anderes als ein einziger Betrug, um sich hinwegzutäuschen über Leere und Sehnsucht, sind sie nicht ewiges neues Suchen? — — —

Ein wohlbekanntes Murmeln in meinem Rücken läßt mich aufsehen. Da steht der kaukasische Türke, der auf der letzten Station als Fahrgast zu uns kam, und hält sein Nachtgebet. Vom Himmel hebt sich seine Gestalt ab, wie er sich neigt, hinkniet und dann wieder hochaufgerichtet steht und aus den vor der Brust flach gehaltenen Händen sein Gebet zu lesen scheint. Nie sah ich etwas Freundlicheres, Hilfsbereiteres als diesen einfachen Türken. Bleibt der Wagen stecken, so springt er ab und hilft schieben. Kreuzt ein Bewässerungsgraben die Straße, so bleibt er zurück und bessert die durch die Wagenräder zerstörten Dämme aus, damit den Bauern kein Wasser verlorengeht. Und nie sah ich ihn eines der vorgeschriebenen Gebete versäumen. Für ihn sind Ritus und Dogma noch eins mit dem lebendigen Gott.

Wie ich ihn dastehen und beten sehe, faßt mich der Neid. Wie einfach und sicher ist sein Leben! Gebet und Waschung, die der Mollah ihn lehrte, leiten ihn die gerade Straße ins Paradies, und fremd ist ihm die Qual des immer neuen Ringens um Gott.

Der Türke hat sein Gebet vollendet; er wickelt sich in seinen Teppich, und bald höre ich seine regelmäßigen tiefen Atemzüge. Ich aber schlafe diese Nacht nicht mehr ein, sondern fasse alle meine Glaubenskraft zusammen und sende sie hinauf zu den offenen, leuchtenden Toren des Himmels, bis ich eins bin mit dem Allewigen.

## 25. Begegnung mit der Schlange.

Sertscham.

Als wir die erste Station am Sendschanéfluß machten, ging ich gleich nach der Ankunft hinunter an den Fluß zum Baden. Die Station lag auf der Höhe, und der Weg war weit. Die Luft brannte, als seien Himmel und Erde die Pole eines elektrischen Flammbogens, den es zu durchschreiten hieß. Dann galt es noch eine Steil-böschung hinabzuklettern und zwischen Schilf und durch Tümpel fauligen Wassers zum eigentlichen Strom zu waten. Dort war die Strömung so reißend, daß sie einen wie einen Balken über das flache, steinige Flußbett kollern ließ.

Einigermaßen zerschunden, aber doch herrlich erfrischt kam ich zurück. Meine Reisegenossen saßen rauchend und Tee trinkend um den Samowar. Der Kaufmann aus Baghdad, der zu seinen Eltern nach Täbris zurückkehrte, sah mich groß an und fragte:

„Haben Sie keine Schlangen gesehen?"

„Schlangen? Nein!"

„So? Das wundert mich. Die Gegend im Fluß ist voll davon, am Ufer sowohl wie im Wasser."

„Giftige?" frage ich.

„Ja, der Wirt erzählt gerade, daß gestern ein Bauer von einer Schlange gebissen wurde und starb."

Sonderbare Leute, diese Perser, muß ich denken. Als ich sagte, daß ich im Fluß baden wolle, hat er nichts von den Schlangen erwähnt. Aber vielleicht hätte ich mich dadurch nicht abhalten lassen, wie ich auch trotzdem am folgenden Tag wieder an den Fluß hinuntergehe, nur daß ich mich vorher sorgfältig umsehe. Allein ich bemerke wieder keine Schlangen, nur Hunderte von Fröschen und eine dicke, sich sonnende Schildkröte. Vielleicht sind die Reptilien fortgezogen, denke ich.

Allein dann sollte ich der Schlange doch begegnen: rascher und anders als ich mir vorgestellt.

In Sertscham badete ich nicht allein, sondern mit mir tummelten sich ein paar nackte braune Perserjungen im Wasser. Einer von ihnen, ein Knabe von vielleicht zehn Jahren, hatte ein reizendes junges Hündchen mit. Ängstlich folgte die alte Hündin den beiden überall nach. Als ich mich angezogen hatte und ins Dorf zurückging, sah ich gerade noch, wie die Hündin an einem Flußarm stand, durch den der Knabe mit ihrem Jungen gewatet. Das Wasser war ziemlich reißend, und der Hund hatte sichtlich Furcht, aber dann erwies sich die Mutterliebe doch als stärker, und er schwamm tapfer durch die Strömung.

Im Teehaus war es schon ziemlich voll. Außer unserer Reisegesellschaft saßen einige Eseltreiber darin und ein Sejjid, ein Nachkomme des Propheten, in schwarzem Turban. Gleich hinter mir trat noch ein Gast ein. Es war seinem zerlumpten Äußern nach ein Bettler, aber kaum war er eingetreten, so holte er aus einem Sack,

den er auf dem Rücken trug, einen großen Lederbeutel. Der Beutel bewegte sich, und als der Mann ihn öffnete, züngelte eine dicke Schlange daraus hervor. Sofort fuhren alle Anwesenden mit den Beinen auf die Lehmbank hinauf und begannen sich gegen den Hintergrund des Raumes zu konzentrieren.

Der Zerlumpte aber griff die Schlange geschickt am Schwanzende und begann, sich mit ihr zu produzieren. Was er zeigte, war ziemlich harmlos, zumal das Reptil sicher nicht giftig oder zum mindesten der Giftzähne beraubt war. So blieb ich gelangweilt sitzen und ließ meine Füße ruhig, wo sie waren, trotzdem die Schlange mir mehrmals nahekam.

Meine Sorglosigkeit machte den Schlangenbändiger ärgerlich; denn plötzlich griff er mit einem unglaublich raschen Griff das Tier am Kopf, kniete vor mir nieder und drückte der Schlange den Rachen auf. — Weiß Gott, da saßen spitz und gebogen beide Giftzähne! Nun fuhr ich mit den Beinen in die Höhe; ich hatte gar keine Lust, mich beißen zu lassen.

Der Bändiger war befriedigt und begann einzusammeln; d. h. eigentlich war es nur eine bessere Art Erpressung. Denn die Rechte streckte er verlangend nach der Gabe aus, in der Linken aber hielt er die Schlange. Wenn einer zögerte, so kam ihm die Hand mit der Schlange bedrohlich nahe, so daß er schleunigst seinen Tribut entrichtete. Sogar der Wirt — ich hatte bisher noch nie gesehen, daß der Wirt eines Tschaichanä irgendeinem Bettler oder Gaukler je etwas gegeben, griff in die Kupferschale und gab eine Handvoll Zucker.

Als der Zerlumpte mit Einsammeln fertig war, wollte er wohl noch eine Extravorstellung geben. Plötzlich ließ er mitten im Raum die Schlange auf den Boden gleiten, die sofort mit unglaublich raschen Bewegungen wegzugleiten begann. Aber der Bändiger lenkte ihre Bewegungen, so daß sie sich im Kreise drehte. Als sie trotzdem forthuschen wollte, warf er ihr rasch seinen Kalpak über den Kopf. Die Schlange hielt sofort still. Unheimlich sah der geringelte Leib unter dem Pelz der Mütze hervor.

In diesem Augenblick stürzte kläffend das junge Hündchen in das Zimmer, geradeswegs auf den Kalpak mit der Schlange zu, hinter ihm her der Knabe.

Das Folgende spielte sich so rasch hintereinander ab, daß ich es mir in der Erinnerung kaum mehr rekonstruieren kann. Ich weiß nur, daß die Schlange unter der Mütze hervorschoß, daß ich aufsprang und den Knaben zu mir auf die Lehmbank riß. Als ich aufschaute, hatte der Bändiger das Reptil bereits gegriffen und wieder in den Sack gesteckt.

Wir alle umstanden den heulenden Knaben und suchten fieberhaft nach der Bißstelle, aber nichts fand sich. Er heulte nur vor Schreck und begann sich langsam zu beruhigen. Dagegen hörte man jetzt das Wimmern des Hündchens, das mit schleppendem Hinterleib sich in eine Ecke verkroch.

Der Zerlumpte griff es und wollte triumphierend die Bißstelle zeigen, aber da drängte ihn die allgemeine Empörung rasch zum Zimmer hinaus.

Ich nehme den Hund, öffne die Wunde und unterbinde das gebissene Glied. Aber es war zu spät, das

Gift begann bereits zu wirken. Der kleine Leib schwoll auf, und weinend ging der Junge hinaus, den sterbenden Hund in den Armen.

Aber er tröstete sich rasch. Als ich mit sinkender Sonne einen Abendspaziergang vor das Dorf machte, sah ich ihn mit einem jungen Kätzchen vergnügt umherspringen. Am Weg aber lag sein toter kleiner Spielgefährte, und nur die alte Hündin stand dabei und leckte unermüdlich den aufgedunsenen Leib.

## 26. Das zweite Gesicht.

Mianeh.

Als wir Sendschan verließen, war unser kleiner Furgon so schwer belastet, daß ich es für ausgeschlossen hielt, noch irgend etwas darauf zu verladen. Allein es zeigte sich, daß ich immer noch nicht wußte, was in Persien möglich ist. In der Folge kamen noch dazu: zwei kaukasische Türken, ein Kosakensergeant, der von seinem Truppentransport malariakrank zurückgeblieben war, und schließlich noch ein zweiter Kutscher, dazu bestimmt, bei großem Gefälle vor der Deichsel zu gehen und die Pferde auf die Köpfe zu schlagen, da die Postwagen nicht einmal eine Bremse haben. Dies alles hockte nun mit seinem Gepäck noch auf dem Wagen, so daß dieser mehr einem wandelnden Turm glich, auf dem sich ein Schwarm Zugvögel niedergelassen hatte.

Die Folge war denn auch, daß wir alle Augenblicke steckenblieben, zumal die Perser an sich miserable Kutscher sind. In jedem Flußbett, bei jeder starken Neigung wiederholte sich immer die gleiche Geschichte. Es fiel niemandem ein abzusteigen, der Wagen blieb natürlich

stecken. Dann wurde erst eine halbe Stunde auf die Pferde eingeschlagen unter wütendem Geschrei und Winken aller Fahrgäste. Schließlich stieg der Kutscher erschöpft ab, spuckte jedes einzelne Pferd verächtlich an; dann erst ging man daran, den Wagen zu erleichtern und in die Räder zu greifen und damit das Hindernis zu überwinden. Nur die beiden Türken machten eine Ausnahme; sie sprangen jedesmal rechtzeitig ab und leisteten beim Schieben die Hauptarbeit. Anfangs schob ich kräftig mit, allein als die Perser, insbesondere der Kutscher und der Kurier, dies als Aufforderung zu betrachten schienen, nun ihrerseits nichts zu tun, hielt ich mich an die klassischen Worte des Königs Friedrich August von Sachsen: „Macht euren Dreck alleene!“ Ich stieg ab und ging langsam voraus, darauf vertrauend, daß der Wagen schon irgendwie nachkommen würde.

Wir kamen überhaupt nur dank des trockenen Wetters durch, denn der Weg war miserabel. An allen Kurven war er durch den Frühlingsregen so ausgewaschen und abschüssig, daß ich das bestimmte Gefühl hatte: da sausen wir noch hinunter. Wenn man so tagelang in glühender Sonnenhitze auf einem Wagen vor sich hinbrütend hockt, können einem Gedanken von zwangsläufiger Vorstellungskraft kommen. So kam ich von dem Gedanken nicht los, ich müsse ein Anerkennungsschreiben an die Ertel-Werke in München richten, daß der von ihr gelieferte Kinoapparat alle Strapazen der Reise einschließlich eines Sturzes mit dem Wagen einen Abhang hinunter glücklich überstanden habe.

Dazu kam es allerdings nicht, wohl aber kollerte mein

Apparat schon am zweiten Tage nach der Abreise aus Sendschan vom Wagen, als wir gerade einen Fluß passierten und die Pferde mit viel Geschrei und Hallo im Galopp einen Steilhang hinaufgehetzt wurden. Einer der Perser hatte seinen schweren Sack an meinen Apparat gebunden, und der Sack riß ihn im Fallen mit sich.

Erstaunlicherweise war der Apparat heil geblieben. Da ich nun mit gutem Gewissen das Anerkennungsschreiben abfassen konnte, hoffte ich die Zwangsvorstellung los zu sein. Allein sie kam immer wieder: „Sehr geehrte Herren! Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der von Ihnen gelieferte Apparat trotz eines Sturzes mit dem Wagen den Abhang hinunter ....“ Und so weiter, es wurde schon fast langweilig.

Wir waren glücklich bis Dschemalabad gekommen und hofften, noch am Abend Mianeh zu erreichen, wo die Wagenfahrt ohnehin zu Ende sein würde, da wurde das so lange Vorgestellte doch noch Ereignis.

Wir hatten die Höhe hinter Dschemalabad passiert und fuhren gerade einen steilen Hang hinunter. Die andern Fahrgäste waren abgestiegen, ich saß allein noch auf dem Wagen, um meinen Apparat zu befestigen, der zu rutschen drohte. Wie ich mich zu ihm neige, steht mit einem Male der ganze Wagen schief. Ich stürze, schlage schwer auf und habe nur den einen Gedanken, rasch zur Seite zu rollen, damit nicht der Wagen und das ganze schwere Gepäck auf mich kollere.

Und dann lag ich unten im Grund zwischen Kisten und Säcken. Ich fühlte einen stechenden Schmerz im Rücken, konnte mich jedoch mit einiger Mühe aufrichten,

um die Lage zu überschauen. Der Wagen war oben hängengeblieben: es hatte nur ein Rad und ein Pferd gekostet. Nur ich und das Gepäck lagen unten, einigermaßen ramponiert, aber im ganzen doch noch leidlich heil.

Das heißt, ich war so schwer auf den Rücken gefallen, daß ich zunächst wie betäubt auf einem Sack hockte, denn liegen konnte ich nicht. Was mich jedoch so sehr erfüllte, daß ich weder den Schmerz in seiner ganzen Stärke spürte noch an die möglichen Folgen des Sturzes dachte, war das unheimliche Gefühl von der Überführung meiner Vorstellungsbilder in die Wirklichkeit.

Es ist eine dumme Sache, von Dingen zu schreiben, die die Grenze des Übersinnlichen streifen. Der eine glaubt daran und hält jeden Zweifel für ausgeschlossen, ein andrer hat für dergleichen nur Spott und das Wort „Aberglauben" übrig. Ich persönlich habe zu viele Fälle des „zweiten Gesichts" erlebt, um dessen Möglichkeit ohne weiteres abzulehnen. Ich will damit aber keinem meiner Leser zumuten, gleichfalls daran zu glauben, um so weniger als ich für mich selber durchaus immer noch die Möglichkeit eines bloß zufälligen Zusammentreffens offenhalte.

Diesmal aber deckten sich Vorstellung und Wirklichkeit in solch verblüffender Weise, daß ich ganz bestürzt war und mir der Gedanke kam, von einer Weiterreise Abstand zu nehmen, falls die Vorahnungen, die sich in mir von der Möglichkeit eines Überfalls durch die Schachsewennen zu bilden begannen, konkrete Formen annehmen sollten.

Aber dann traf der neue Wagen ein, und wir fuhren wieder. Es war eine mühsame Fahrt über die schwierigen Gebirgspässe von Mianeh. Wie ich den hohen Bogen

der Brücke über den Kisil-usen passierte und dann mit schmerzendem Rücken den steilen Paßweg hinanzuklettern begann, sagte ich mir, daß die Gefahr nahelag, von meiner Phantasie irregeführt zu werden. Ich hatte diese Reise ja nicht nur im Bewußtsein ihrer Gefährlichkeit unternommen, sondern — offen gestanden — zu einem großen Teil gerade um der Gefahr willen, aus dem Wunsche heraus, Abenteuer zu bestehen. So war es nur natürlich, daß ich mich in Gedanken mit diesen Abenteuern, insbesondere mit einem Zusammentreffen mit den Schachsewennen, beschäftigte, wobei die Möglichkeit eines Überfalls infolge der augenblicklichen besonderen Unsicherheit des Wegs besonders groß schien.

Ehrlicherweise muß ich anführen, daß mir am gleichen Tag noch ein paar Unglücksfälle zustießen, an die ich weder freiwillig noch unfreiwillig gedacht hatte. Als ich oben auf der Paßhöhe ein altes persisches Fort aufnahm, scheute eines der Pferde. Der Hilfskutscher sprang so ungeschickt, von hinten darauf zu, daß er beide Hufe des wild ausschlagenden Pferdes in den Unterleib bekam. Nun wurden auch die andern Pferde wild und begannen loszurasen; erst unmittelbar vor dem Abgrund brachten wir den Wagen zum Stehen. Dieses Unglücksgefährt kam überhaupt nicht mehr am gleichen Tag nach Mianeh; bei der Bergfahrt brach die Deichsel. Wir Passagiere waren vorangegangen und warteten unten am Fuße des Passes. Als es Nacht wurde und der Wagen noch immer ausblieb, begannen wir unruhig zu werden. Endlich kam der Kutscher allein mit den Pferden angetrabt. Wir mußten zu Pferde weiter, je zwei auf einem Tier.

Das Pferd, das ich ritt — ohne Sattel natürlich — hatte einen besonders hohen Widerrist. Ich war von Schmerzen bereits so erschöpft, daß ich mich am Ende meiner Widerstandskraft fühlte. Allein ich weiß aus Erfahrung, daß sich die Grenzen des Ertragbaren immer noch weiter hinausschieben lassen. Außerdem wollte ich mir vor den Persern nichts merken lassen. Man hat nun einmal bei Reisen in exotischen Ländern einen dummen Rassestolz.

So ritten wir denn los. Hinter mir hockte der Vetter des Baghdader Kaufmanns. Ich hatte das Gefühl, als ginge von dem knochigen Widerrist des Gauls, der sich mir in den Spalt bohrt, eine glühende Nadel direkt ins Rückenmark. Ich mußte immer an mich halten, um nicht laut aufzuschreien.

Allein es half alles nichts. Ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen. Die Nacht war stockdunkel. Die Brücken über den Karangu waren zerstört. Wohl eine halbe Stunde lang ritten wir immer durch neue Flußarme.

Als der Schatten des Kutschers vor mir her über das Wasser glitt, das unter den Hufen der Pferde hoch aufspritzte, hatte ich die deutliche Vision — das zweite Gesicht, wenn man will —, daß ich mit den Schachsewennen zusammentreffen würde. Aber Schmerz und Erschöpfung waren viel zu groß, als daß das irgendwelchen Eindruck auf mich machte. Ich gab nur noch dem einen Gedanken Raum, an den ich mich immer wieder klammerte, den ich mir immer wieder vorsagte: Einmal kommen wir an, einmal sind wir am Ziel, einmal endigt die Qual.

# 27. Rasttage in Mianeh.

Mianeh.

Das niedere Lehmtor von Mianeh schluckte uns wie ein unheimlicher Schlund. Ich aber wagte noch nicht, das Glück zu fassen, daß dieser qualvolle Ritt zu Ende sein sollte, und sagte mir immer wieder: „Freue dich noch nicht, es folgt noch ein weiter Weg durch die Stadt." Tatsächlich ritten wir endlos lange durch enge Gassen, so eng, als wollten die Lehmfassaden der Häuser uns erdrücken. Groß war meine Enttäuschung, als es durch ein finsteres Tor wieder hinausging, nochmals über freies Feld und nochmals durch ein Tor, bis wir endlich vor der Karawanserei hielten.

Das Licht, das durch die offene Tür fiel, fraß einen hellen Fleck in die dunkle Straße und legte unerbittlich deren Schmutz und Unrat bloß. Auf den Holzpritschen vor dem Café kauerten ein paar Soldaten und sogen an ihren Wasserpfeifen. Drinnen stand ein hagerer, kleiner Mann mit einem Geierhals und einem ausgemergelten Wasserkopf. Er trug eine bis auf die Knöchel fallende, schmutzige und zerrissene Gaba und den Amameh, den weißen Turban der Mollahs. Mit vielem Kopfzurückwerfen und Augenverdrehen hielt er in krächzenden Lauten eine mißtönende Predigt. Als wir eintraten, stürzte er sich auf uns als eine gute Beute, empfahl unsere Weiterreise dem Schutze Allahs und streckte dann schmutzige, mit Henna gelbgefärbte Krallen gierig um Almosen nach uns aus. Ihm folgte ein Flüchtling aus Urmia, der uns gleichfalls anbettelte, so daß wir froh waren, als aus unserm Zimmer endlich der Dreck gefegt war.

Dieses kleine Zimmer, für uns alle bestimmt, die beiden Baghdader, die beiden Kaukasier, den Kosaken und mich, war auf das flache Dach der Karawanserei aufgesetzt, so daß wir wenigstens etwas Luft hatten. Ein „Kellner", dessen Kleidung nur aus zerlumpten Fetzen bestand, trug ein Zinntablett von dem Umfang eines Wagenrades herein. Darauf stand eine große Schüssel mit Pilaw und Kabab — Butterreis mit gebratenem Fleisch —, und alle setzten sich darum auf den Boden und langten tapfer mit allen fünf Fingern hinein. Nur für mich als Europäer gab es einen Zinnteller und einen originell geschnitzten Holzlöffel von den Abmessungen einer kleinen Suppenterrine.

Nach dem Essen legten wir uns alle dicht nebeneinander, um warm zu haben, wenn die Morgenkühle kam; denn unsere Decken und Mäntel waren ja bei dem zerbrochenen Wagen geblieben. Ich war so gänzlich erschöpft, daß ich einschlief, trotz des Ungeziefers und trotz des grellen Scheins der Lampe, die wir sorglich brennen ließen; denn ihr Licht bildete doch einen gewissen Schutz vor den Wanzen von Mianeh, die eine besondere Spezialität dieses Ortes bilden und deren Biß ein bösartiges, langwieriges Fieber zur Folge hat.

Wir blieben mehrere Tage in Mianeh. Die Schachsewennengefahr war doch recht ernst; infolgedessen war die Frage der Pferdebeschaffung nicht ganz einfach, um so mehr, als die Militärbehörden kurz vorher die meisten brauchbaren Reittiere beschlagnahmt hatten. Dieser unfreiwillige Aufenthalt sah zunächst nicht sehr verlockend aus. Mianeh ist das verlorenste und verwahrloseste



Mole der Quarantänestation von Krasnowodsk.



Turkmene mit Lammfellmütze.

Tatarinnen auf einem Dampfer im Kaspischen Meer.

Wüstennest, das man sich vorstellen kann. Die engen Gassen sind so löcherig und holperig, daß jeder Weg zu einer Bergpartie wird. Trotzdem der Karangu so nahe ist, daß man genug Wasser in die Stadt leiten könnte, durchziehen nur einige Rinnsale die Straßen. Deren Wasser ist so schmutzig, daß man sich nicht vorstellen kann, es vermöchte zu Reinigungszwecken dienen. Dennoch hocken beide Ufer voll waschender Frauen. Das gleiche Wasser durchschreiten Kamel- und Eselkarawanen, und Tiere wie Treiber verrichten mit Vorliebe ihre Bedürfnisse dorthinein. Das stört aber die Ortsbewohner nicht, sich weiter flußab auf den Bauch zu legen und das widerliche, schmutzige Naß in vollen Zügen zu trinken. Selten nur geht über die sonnenheißen Straßen eine Frau, die den Tschador so dicht vor dem Gesicht zusammenhält, daß kaum ein Schlitz bleibt. Begegnete ich ihnen, so drehten sie sich sogar meist mit dem Antlitz gegen die Mauer oder bogen vorher in eine Nebengasse ein.

Vom Aufgang bis zum Untergang glühte die Sonne unerbittlich auf unser kleines Zimmer auf dem Lehmdach herunter, so daß darin eine dumpfe Backofenglut herrschte. Glücklicherweise brauchte ich nicht lange in dem heißen Loch zu wohnen, denn meine Baghdader Reisekameraden hatten Freunde in Mianeh, die uns am Morgen nach unserer Ankunft aufsuchten und auch mich zu sich einluden.

Es gab eine lange, beschwerliche Wanderung durch die heißen, holprigen Straßen. Allein als wir endlich das schwere, eisenbeschlagene Tor durchschritten, sah ich mit Überraschung, welch herrliche, blühende Gärten hinter den weißen, hohen Mauern liegen. Hier in diesen abgelegenen

Städten im Innern sind alle Häuser noch ganz im altpersischen Stil, das heißt, alles ist nach innen gebaut und gegen die Straße zu sorglich abgeschlossen. Sogar die Tore in der hohen Umfassungsmauer sind so winklig angelegt oder durch Vorbauten geschützt, daß der Vorübergehende keinen Blick in das Innere werfen kann, auch wenn die Tür offensteht.

Jeder Garten ist von einem Wasserlauf durchflossen; man ist vollkommen auf künstliche Bewässerung angewiesen. Infolgedessen liegen Beete und Bäume in Versenkungen zwischen den Wegen. Die Häuser selbst haben in der Regel nur ein Wohngeschoß über einem hohen Kellergewölbe. Die Zimmer führen auf eine Veranda. Die großen Bogenfenster reichen bis auf den Fußboden und sind in ihren oberen Teilen bunt verglast.

Die Einrichtung ist wie überall in dem von europäischen Einflüssen unberührten Orient denkbar einfach und besteht lediglich aus Wandnischen und Teppichen. Will man essen, so wird auf den Teppich ein Tischtuch gebreitet, auf dieses werden die Speisen gestellt und das Eßzimmer ist fertig; geht man schlafen, so werden in dem gleichen Raume Matratzen, Kopfrollen und Decken ausgebreitet. Nebenbei bemerkt sind die Matratzen so kurz, daß man nur zusammengekrümmt auf ihnen liegen kann.

In den nächsten Tagen gab es uns zu Ehren eine ganze Reihe von Festessen: bei allen Honoratioren, beim Postdirektor, beim Wali, beim Direktor der anglopersischen Telegraphenlinie usw. Meist aßen wir mir zu Ehren an Tischen, im übrigen aber ging es unverfälscht persisch zu. Zunächst saß man endlos lange rauchend und

Tee trinkend beisammen. Abends dauerte das bis gegen 11 oder 12 Uhr. Dann erst wurde das Essen aufgetragen. Zwei Diener brachten ein als Paket zusammengefaltetes Tischtuch. Darin lag ein hoher Stoß der flachen persischen Brote, die so über den ganzen Tisch verteilt wurden, daß sie ihn völlig bedeckten und somit das eigentliche Tischtuch bildeten, allerdings ein Tischtuch, das man im Verlauf des Abends langsam aufaß. Dann werden die Schüsseln aufgetragen, und zwar so reichlich, daß kein freies Plätzchen bleibt; denn man kennt in Persien ja keine Gänge, sondern ißt alles gleichzeitig bunt durcheinander: Suppe und Fleisch, Käse und Obst, Süßes und Saures.

Am üppigsten war es beim Postdirektor. Da gab es Ap i guscht, Fleischbrühe, die zu 75 Prozent aus zerlassener Butter besteht und so fett ist, daß ein Europäer sie kaum herunterbringt, Asch — Suppe aus Sauermilch, Gemüse und grünen Pflaumen —, Hühner mit Aprikosen oder Pflaumen zusammengeschmort, in Weinblätter eingewickelte und gebackene Füllsel, dann natürlich große Schüsseln mit Pilaw, Kabab, Joghurt, Käse und Salaten. Als der Tisch so voll war, daß er unter der Last zu brechen schien, wurde erst das Hauptstück aufgetragen: ein riesiger, mit Mandeln, Rosinen und Datteln gefüllter Truthahn.

Und nun ging's los. Wie auf ein Signal begann ein Sturmlauf gegen das Essen. Im Nu häuften sich die Teller und leerten sich ebenso rasch. Jeder Gast fuhr mit den Fingern oder mit tütenförmig gedrehten Brotfladen in die verschiedenen Schüsseln. Nur der Truthahn wurde

10*

vom Hausherrn persönlich zerlegt. Er brauchte dazu weder Messer noch Gabel, sondern riß den großen Vogel mit fettriefenden Händen auseinander. Mit verbindlichem Lächeln legte er seinen Gästen das von den Knochen gelöste Fleisch vor, langte dann in die Brusthöhle des Truthahns, um auch die leckere Füllung auf die gleiche Weise zu verteilen.

Das ganze Essen ging mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüber. In wenig mehr als einer Viertelstunde war es geschafft; dann saß man schwer erschöpft um den leer gegessenen Tisch. Wie nach einer wohlgeschlagenen Schlacht war's. Nachdem man noch eine Weile schweigend verdaut und in gesundheitfördernder Weise laut und vernehmlich gerülpst hatte, verabschiedete man sich, zog seine Schuhe wieder an und machte sich auf den Heimweg, geleitet von dem Diener, der eine Laterne vorantrug, damit man auf dem Nachhausewege nicht noch unversehens abstürzte oder in einem der Schlammtümpel ertrank.

## 28. Durch das Gebiet der Schachsewennen.

Davadger.

Absichtlich hatte ich seit der Abreise aus Teheran nicht mehr nach den Schachsewennen gefragt. Von Sendschan an waren sie aber das unvermeidliche Gespräch während der Reise, und in jedem Tschaichanä, das wir passierten, gab es neue Nachrichten: zuerst von weggetriebenen Herden, dann von überfallenen Karawanen und schließlich von angegriffenen und geplünderten Dörfern, bis wir nach Mianeh kamen, in das Zentrum aller

Sorgen, Befürchtungen und Gerüchte, das voll war von Reisenden und Karawanen, die sich nicht weiter trauten.

Die Schachsewennen sind Nomaden türkischer Abstammung, die die ganze Nordostecke von Persien bewohnen und tatsächlich in völliger Unabhängigkeit beherrschen. Bisher ist es noch keiner persischen Regierung gelungen, die Straße Teheran—Täbris dauernd gegen ihre Überfälle zu sichern. Es ist gewiß kein leichtes Stück, mit den Schachsewennen fertig zu werden. Man schätzt sie auf 40000 Familien. Sie sind vorzüglich beritten und bewaffnet, und ihr Ruf gleicht dem der Hunnen. Als stärksten Bundesgenossen haben sie das unwegsame Bergland, in das sie sich nach jedem Überfall zurückziehen.

Trotzdem hat man den Eindruck, daß es der Regierung und dem Staat nie so recht ernst war mit einer wirklichen Entwaffnung und Vernichtung der Schachsewennen. Denn einmal sieht man in ihnen einen nicht unerheblichen Grenzschutz gegen Rußland, und dann dienten diese Reiterstämme mehrmals als Kampftruppe gegen die revolutionär gesinnten Täbriser, zuletzt im Jahre 1907, als Täbris von regulären Truppen des Schahs und von den Schachsewennen monatelang belagert wurde. Auch gegen die Kurden wollte man sie verwenden, allein der Kampf gegen diese gefährlichen Gegner behagte ihnen anscheinend nicht, und so zogen sie sich wieder in ihre Raubgründe zurück unter dem Vorwand, die Gegend nicht zu kennen.

Es scheint zwischen den Schachsewennen und den persischen Kosaken eine Art stillschweigenden Übereinkommens zu bestehen, sich gegenseitig nicht allzu wehe zu tun, und

der Kampf gegen die Räuber wird in der Hauptsache von den unter ihren Räubereien Leidenden geführt, d. h. von den Bauern, den Reisenden und den „Baschi-Bozuk", einer Art irregulärer Gendarmerie zur Sicherung der Karawanenstraße. Nur wenn die Schachsewennen allzu frech sind, werden in stärkerem Maße Kosaken gegen sie eingesetzt, und man veranstaltet eine Strafexpedition. Augenblicklich ist die Lage besonders kritisch, weil die Regierung alle Truppen gegen die aufständischen Kurden braucht, die in der letzten Zeit einen Erfolg nach dem andern errangen. Man spricht jedoch allgemein davon, daß eine energische Offensive gegen die Schachsewennen beginnen solle, sobald man nur irgendwie mit den Kurden zu einem Ende gelangt sei.

Einstweilen hat es bis dahin noch gute Weile, da die Kurden erst in den letzten Tagen Sautschbulak eroberten und den Kosaken eine schwere Niederlage beibrachten. Die Aussicht, in Mianeh liegenzubleiben oder umzukehren, hatte wenig Verlockendes an sich. Allein meine Reisebegleiter waren erfreulich schneidig, und so ritten wir, nachdem wir uns Pferde beschafft, eines Morgens los.

Wir waren zu viert. Die beiden Baghdader, der Kosakensergeant und ich. Den Kosaken wollten meine Begleiter gern mitnehmen, da sie in ihm eine willkommene Verstärkung unserer Macht sahen; im übrigen brauchten wir ohnehin vier Pferde für uns und das nötigste Gepäck, da konnte der Soldat gut noch auf das vierte Tier aufsitzen. Die Pferde sind hier ja gewöhnt, außer dem Reiter noch ein erhebliches Gewicht an Gepäck zu tragen. Wir waren am Abend vor der Abreise

eingeladen gewesen und waren sehr spät daran, so daß wir erst in glühendem Sonnenbrand die Berge westlich von Mianeh hinanritten. Oben auf der Höhe stießen wir auf den ersten Posten Baschi-Bozuk, der uns mitteilte, die Schachsewennen streiften in der Nähe umher. Wir bogen infolgedessen von der Straße ab und ritten durch Mulden und Schluchten, um gegen Sicht gedeckt zu sein. Ich selbst traf meine letzten Kriegsvorbereitungen, indem ich meine Geldkatze, die ich bisher als Gürtel getragen, unter das Hemd, auf den bloßen Leib schob. Gegen die Schachsewennen war es allerdings nur ein problematischer Schutz, da diese bis aufs Hemd auszuplündern pflegen. Aber immerhin brauchte man nicht zu zeigen, daß man größere Beträge bei sich führte.

Die beiden Baschi-Bozuk sahen sehr kriegerisch aus. Sie hatten Brust und Leib kreuz und quer mit Patronengurten behängt. Originell waren ihre Gewehre, die an den Mündungen lange Holzgabeln trugen. Diese Gabeln dienten jedoch nicht, wie bei den Tibetern, als Stütze beim Schießen, sondern als Bajonett. Eine Weile ritten wir in Begleitung der wandelnden Waffen- und Munitionsarsenale, dann schlugen sie sich seitwärts in die Büsche. Ich war nicht allzu betrübt darüber, denn ich hatte den leisen Verdacht, ihr militärischer Wert möchte im umgekehrten Verhältnis zu ihrem kriegerischen Aussehen stehen.

Wir ritten ein gutes Tempo, so daß wir bis zum Abend nach Hadschigias kamen. Das Dorf lag wunderhübsch in einem tiefeingeschnittenen Flußtal zwischen Wiesen und grünen Bäumen. Auf den Höhen zu beiden

Seiten standen feste Türme, auf deren Plattform sich die flintentragenden Gestalten der Wachtposten scharf von dem sich rötenden Abendhimmel abhoben. Jedes Dorf im Schachsewennengebiet hat diese Türme. Sie sind so angelegt, daß man von ihnen aus das ganze Dorf und sein Vorgelände übersehen und mit Gewehrfeuer bestreichen kann. In erster Linie dienen sie als Auslug, um jede Annäherung der Räuberhorden sofort zu bemerken und durch Warnungsschüsse die draußen weidenden Herden hereinrufen zu können. Auf die ersten Schüsse hin jagen die Herden in das Dorf, die waffenfähigen Männer aber eilen in die Türme, um von hier durch Flintenfeuer die Schachsewennen zu verjagen. Es ist ein primitives, aber gut funktionierendes Verteidigungssystem, zumal die Bauern durch die Besitzer der Dörfer — meist Teheraner Granden — in ausreichendem Maße mit modernen Gewehren ausgerüstet sind. Außerdem sind in allen Dörfern Reitertrupps organisiert, um sich bei größeren Angriffen gegenseitig unterstützen zu können.

Hadschigias war gerade am Tage vor unserer Ankunft überfallen worden. Wir sitzen in unserm Quartier, von draußen schaut friedlich die schmale Mondsichel herein, und unser Kosak brät am flackernden Feuer ein Huhn, da erzählt uns der Quartierwirt von dem gestrigen Tage. Die Schachsewennen hatten die Hirten erschossen; es war jedoch gelungen, die Herden ins Dorf zu retten und den Angriff abzuschlagen.

Am nächsten Morgen passierten wir zu früher Stunde Turkmentschai. Rings um das Dorf weideten Kamele der Karawanen, die sich hier aufgestaut hatten. Von hier an

kamen wir in die eigentliche und größte Gefahrzone. Wir ritten rasch und vorsichtig und hielten ständig nach allen Seiten Ausschau. Kaum eine kurze Mittagsrast gönnten wir uns. Gegen Abend erreichten wir glücklich das von starken Türmen flankierte Davadger. Wir waren recht froh, hier einen persischen Prinzen anzutreffen, der mit einer Kosakeneskorte nach Täbris reiste. Für morgen war dies keine unerwünschte Begleitung, da es an diesem Tag die längste und gefährlichste Strecke zu passieren galt.

## 29. Überfall.

Jussufabad.

Kurz hinter Davadger liegt eine festungsartig ausgebaute Baschi-Bozuk-Kaserne. Die Kaserne selbst — ein von hohen Mauern umschlossenes Viereck — liegt versteckt in einer Mulde. Von ihr führt ein gedeckter Laufgraben zu dem auf der Höhe liegenden Turm.

Bis hierher ritten wir und warteten dann, daß der Prinz mit seiner Eskorte nachkam. Ich setzte mich zum Schreiben in den Torweg, und als ich nach einer Weile eifrigen Schreibens aufschaue, sehe ich vor der Kaserne einen Wagen halten, in dem ein etwa sechsjähriges Bübchen sitzt, das ernsthaft ein großmächtiges Gewehr zwischen den Knien hält. Der Anblick war so putzig, daß ich laut auflachte. Gleichzeitig kam ich mir sehr wenig kriegerisch und heldenhaft vor; denn wenn man sogar Kinder mit auf diese Reise nahm, konnte sie nicht gar so gefährlich sein.

Das Bübchen war der Sohn des Prinzen, der als

Regimentskommandeur oder dergleichen von Kaswin nach Täbris versetzt worden war und nun seine Familie in die neue Garnison holte. Diese Familie bestand außer dem Sohn noch aus Frau und Tochter, die ich kurz darauf kennenlernte, als unsere Kavalkade sich in Bewegung setzte und wir alle zusammen zu Fuß die starke Steigung jenseits der Mulde hinankletterten.

Die Prinzessin war eine Russin, eine sehr energische Dame, was schon daraus hervorging, daß nicht nur sie selbst, sondern auch ihre vierzehnjährige Tochter in europäischer Kleidung und unverschleiert gingen. Denn wenn auch die mit Persern verheirateten Europäerinnen in der Regel ohne Tschador gehen, so müssen ihre Töchter doch fast immer Mohammedanerinnen werden und verfallen als solche rettungslos dem Schleier. Jedenfalls begegneten wir uns beide darin, daß wir die Schachsewennengefahr nicht allzu tragisch nahmen.

Unser Trupp bekam übrigens bald darauf noch Verstärkung. In wilder Karriere kamen flintenschwingend etwa ein Dutzend Baschi-Bozuk angesprengt und meldeten sich beim Prinzen als Eskorte. Jetzt bildeten wir schon eine kleine Kriegsmacht, und als wir aus den Schluchten heraus waren und die Hochfläche erreichten, die sich etwa 40 Kilometer lang bis Jussufabad erstreckt, schien wirklich alle Gefahr vorüber zu sein.

Es war Mittag geworden, und in der ermattenden Sonnenglut hatte sich unsere Gesellschaft etwas auseinandergezogen. Ich war sonst meist an der Spitze geritten, jetzt aber unversehens an das Ende der Kolonne geraten. An der Tete ging nunmehr der eine Fußkosak des

Prinzen, dann folgten die Baschi-Bozuk, hinter diesen die Equipage mit der prinzlichen Familie, eskortiert von den berittenen Kosaken. In einigem Abstand schloß sich daran Gholem Farchi, der eine der beiden Baghdader, eine leichte Karre mit dem Gepäck des Prinzen und schließlich der zweite Baghdader, der Kosakensergeant und ich, während die Nachhut der zweite Fußkosak des Prinzen bildete.

Bis vor kurzem waren die Kosaken und Baschi-Bozuk noch jeden Hügel beiderseits der Straße hinangaloppiert, mit auf die Hüften aufgesetzten Karabinern, um den Weg zu sichern. Aber nun dösten wir alle in der Mittagsglut dahin. Auf dieser freien Hochfläche war auch wirklich keine Gefahr. Zur Rechten lief allerdings die unheimliche Felskette, hinter der sich die Schachsewennen bergen, aber sie war hübsch weit entfernt. Zur Linken zogen sich die Vorberge des schneebedeckten Sahend, dessen mächtiges Massiv am Horizont in fleckenlosem Weiß schimmerte. An den Hängen sah man große ausgedehnte Dörfer liegen und zahlreiche starke Herden weiden. Kurz, es war ein Bild tiefsten Friedens.

Auf einmal fällt ein Schuß, ein zweiter, ein dritter, und dann geht ein allgemeines Geknatter los. Von irgendeinem Gegner ist nichts zu sehen. Dagegen gibt es einen wunderhübschen Anblick, wie mit einem Schlag die ganzen Herden in Bewegung geraten und in rasendem Galopp, mächtige Staubwolken hinter sich aufwirbelnd, den schützenden Dörfern zujagen.

Wie ich mich wieder umdrehe, sehe ich bereits weit vorn die Equipage davonsausen, umgeben von den Reitern, und hinterdrein alle Nachzügler verzweifelt

bemüht, ihr zu folgen. Auch mein Gaul hat sich in Galopp gesetzt, ich halte ihn aber zurück; denn zunächst möchte ich doch einmal wissen, von welcher Seite eigentlich Gefahr droht. Wir erhalten von rückwärts und von rechts Feuer, aber auch von links her wird geschossen; es sind das vermutlich die Bauern, die von ihren Türmen aus das Gefecht aufgenommen haben.

Das Feuer scheint von sehr weit herzukommen, zunächst ist also keine unmittelbare Gefahr. Da pfeift es wie ein Peitschenschlag, und auf der Straße stäubt ein Wölkchen auf. Das Pferd des Baghdaders stürzt, der schwere Sattel rutscht, und Mann, Pferd und Sattel bilden einen wirren Knäuel. Der Kosakensergeant mit der Tapferkeitsmedaille wirft noch einen Blick hinter sich und galoppiert dann im Caracho davon. Wir zwei andern helfen dem gestürzten Tier auf. Hinter uns liegt der eine Fußkosak auf den Knien und feuert nach rückwärts. Plötzlich aber gibt er das Schießen auf, rennt laut rufend und gestikulierend an uns vorbei und springt auf den Gepäckkarren, der sich gleichfalls in Galopp setzt. Mein Begleiter nimmt sich nun gar nicht Zeit, erst aufzusitzen, sondern rennt neben seinem Pferde her.

Ehe ich blindlings folge, möchte ich wissen, was eigentlich los ist, und reite daher eine kleine Anhöhe hinan, die freien Blick nach rückwärts gibt. Kaum habe ich mich jedoch umgesehen, so sehe auch ich zu, daß ich weiterkomme; denn in einer wirbelnden Staubwolke setzt am Horizont ein starker Reitertrupp hinter uns drein. Sind die feindlichen Reiter auch noch so weit entfernt, so ist es doch nur eine Frage der Zeit, wann sie uns auf

unsern schwerbeladenen und ermüdeten Tieren einholen; denn Hadschi-Agha, das nächste Dorf, ist noch ein gutes Stück Weg entfernt. So fange ich an, meine Situation als äußerst unbehaglich zu empfinden. Da fassen, Gott sei Dank, endlich die Kosaken und Baschi-Bozuk auf einem Hügel Posto und beginnen ein heftiges Feuer nach rückwärts zu richten. Die Schachsewennen, die, wie die Prinzessin mit Recht sagte, höchstens halb so tapfer sind wie ihr Ruf, bleiben zurück. Überdies werden auch die Schüsse aus der rechten Flanke immer schwächer und verstummen schließlich ganz. Augenscheinlich ist das Feuer der Bauern wirksam geworden.

Wir hasten aber trotzdem weiter, bis Hadschi-Agha glücklich erreicht ist. Dort ist alles in Verteidigungszustand. Schon von weitem empfängt uns das Brüllen und Blöken des in den Dorfstraßen zusammengetriebenen Viehs. Am Dorfeingang sitzt ein uralter Bauer mit brandrot gefärbtem Bart. Er reinigt umständlich sein Gewehr und prophezeit uns, daß es heute noch einmal losgeht. Ich höre dies mit sehr gemischten Gefühlen; denn wenn man eine Gefahr glücklich überstanden hat, geht man nur sehr ungern und zögernd unmittelbar darauf einer zweiten entgegen. Aber unter Umständen hieß bleiben nur die Gefahr vergrößern. So ritten wir nach kurzer Rast weiter, bis wir mit Einbruch der Nacht ohne weiteren Zwischenfall Jussufabad erreichten.

## 30. Auf dem Kriegspfad gegen die Schachsewennen.

Basmindsch.

„Wenn wir diesen Berg, auf dem mitunter noch Schachsewennen sitzen, glücklich hinter uns haben, sind wir morgen abend in Täbris“, sagte mein Freund und Weggenosse Gholem Farchi und deutete auf die Felsen von Schibli, die kurz hinter Jussufabad steil anstiegen. Wir saßen auf dem Dache unseres Quartiers, und ich sah mir die Straße an, die in engen Serpentinen den Paß hochkletterte. „Inschallah!“ war meine Antwort, und ich war gar nicht so sehr begeistert von der Aussicht auf einen neuen Überfall, denn ich wäre jetzt ganz gern ohne weiteren Zwischenfall nach Täbris gelangt.

Am folgenden Morgen brachen wir auf. Vorn die beiden Fußkosaken, die leichtfüßig wie Windhunde in flottem Tempo die Paßstraße hinanmarschierten, dann unsere Gruppe und weiter zurück der Prinz und sein Gefolge.

Da der Weg bald sehr steil wurde, stieg ich ab und überließ mein Pferd meinen Begleitern, die zurückblieben, um Anschluß an die prinzliche Gruppe zu suchen. Ich ging lieber mit den beiden Kosaken, da ich dort im Notfall ein Gewehr zur Hand hatte. Inzwischen hatte ich jedoch diese aus dem Auge verloren, und so wanderte ich ganz allein über die Paßstraße.

Als ich die Paßhöhe gerade überschritten hatte, geht auf einmal ein lebhaftes Geschieße los. Was nun? Zurück mochte ich nicht. Überdies konnte mir der Rückweg bereits verlegt sein, und dann lehrt eine alte Kriegs-

erfahrung, daß „durchgehen nach vorn“ meist das Sichere ist. Unten am Fuße des Schiblipasses lag ein Dorf. Wenn ich das erreichte, war ich in Sicherheit, und dann mußten doch die Kosaken noch irgendwo vor mir sein.

Ich beschloß demnach, weiterzugehen. Wie ich mich nach allen Seiten umsehe, um zu erkunden, woher eigentlich das Feuer kommt, schlägt es „sssssst pitsch!“ unmittelbar vor mir ein. Jetzt konnte wenig Zweifel mehr sein, und ich sprang in großen Sätzen von Deckung zu Deckung die Straße hinunter. Es war verhältnismäßig leicht; denn zu beiden Seiten hatte der Frühlingsregen tiefe Geröllrinnen in den Berg gerissen, die prachtvoll deckten.

Auf meinem Weg talab kam ich an einer ganzen Anzahl kleiner Eselkarawanen vorbei. Menschen und Tiere hatten sich in die Felsspalten verkrochen, und es sah putzig aus, wie zwischen den Steinen nur ein paar lange Ohren und ängstliche Gesichter zu mir herschielten. Alle winken mir eifrig und verstohlen zu, zu ihnen in Deckung zu kommen, allein ich habe wenig Lust, mich zusammen mit einer solchen Heldenschar abfangen zu lassen, zumal das Feuer immer mehr nachläßt. Daraufhin fassen einige von ihnen Mut und sie schließen sich mir an. Sehr gegen meinen Willen. Diese furchtsamen unbewaffneten Menschen können mir nur hinderlich sein. Und so eilen wir, ein ganzer Trupp, auf das Dorf Schibli zu.

Über eine Brücke, noch eine Wegbiegung, dann liegt das Dorf vor mir, tief unten, von allen Seiten eingekesselt von hohen Bergen. Dumpf brüllt das Vieh, das auf die Schüsse hin zusammengetrieben wird. Von den umliegenden Felskuppen rufen die dort aufgestellten

Wachtposten gellend etwas mir Unverständliches. Und dann kommen Männer, das Gewehr in der Hand, auf mich zugelaufen und reden und fragen auf mich ein.

Meine orientalischen Sprachkenntnisse sind an sich nicht hervorragend, hier redet man überdies einen mir völlig fremden turkotatarischen Dialekt. Ich verstehe zunächst nur immer wieder „Schachsewenn" und „Kasachlar"; dann gelingt es, mit einigen türkischen, persischen und russischen Worten sich leidlich zu verständigen, und ich beruhige zunächst die Aufgeregten durch die Mitteilung, daß auf der andern Seite alles voll Kasachlar, voll Kosaken, stehe.

Mir selbst ist es aber keineswegs so begeisternd zumute. Ich stehe jetzt hier allein, ohne Pferd, ohne Gepäck, und weiß vor allem gar nicht, was eigentlich los ist. Wo sind die beiden Fußkosaken? Und was ist aus meinen beiden Reisegefährten geworden? Im besten Fall sind sie rechtzeitig nach Jussufabad entkommen. Die Schachsewennen können sie aber ebensogut erschossen und ausgeraubt haben.

Als nach einigen Stunden Wartens nichts über den Paß kommt, sammle ich ein paar Baschi-Bozuk und Bauern und mache ihnen den Vorschlag, nach Jussufabad vorzustoßen. Ich begegne jedoch entschiedener Ablehnung, und es nützt mir auch nichts, daß ich meinen kriegsministeriellen Ausweis vorzeige, der mich ermächtigt, nötigenfalls überall militärische Hilfe anzufordern. Man händigt mir nur Gewehr und Patronengurt auf mein Verlangen aus und ist bereit, mit mir die Kuppe zu besetzen, die den Paßausgang beherrscht.



Turkmene in Askabad.

Turkmenenjurten.

Idyllische Beschäftigung.
Turkmenin läßt sich von ihrer Tochter lausen.

Wir klettern also hinauf und lagern uns oben hinter die Steine. Nach einer Weile taucht auf der Höhe jenseits der Paßstraße eine Reitergruppe auf. Deutlich hebt sie sich vom Horizont ab. Durch das Glas erkennt man sogar die spitzen Mützen. Also Schachsewennen! Wir eröffnen Schnellfeuer, und die Reiter rasen im Galopp hinter die schützende Kimme zurück.

Als sich daraufhin nichts mehr zeigt, steigen wir wieder zum Dorf hinunter. Dort ist inzwischen ein starker Trupp Armenier eingetroffen: an die 40 Männer, Weiber und Kinder. Lauter armes Volk, Flüchtlinge von Urmia, aus Eriwan und von weiter her. Sie wollen sich irgendwo in Persien oder Mesopotamien eine neue Existenz gründen. Groß ist die Bestürzung, als sie hören, der Paß sei besetzt. In aufgeregt debattierenden Gruppen stehen sie herum; sie wissen ja nicht, besteht wirklich eine Gefahr oder ist das Ganze nur ein Theater, um sie um ihr letztes bißchen Geld zu prellen. Wie sie mich sehen, stürzt alles auf mich los, und sie bestürmen mich mit Fragen. Auf meinen Bericht hin werden die Pferde von den hochbeladenen Planwagen abgespannt. In einigen halbzerfallenen Häusern werden Teppiche ausgebreitet, und bald summt der Samowar.

Ich sitze lange mit den Armeniern zusammen und lasse mir erzählen. Es ist eine endlose Geschichte endloser Leiden. Dann lege ich mich vor das Dorf unter ein paar Bäume, um zu schlafen. Kaum mag ich jedoch eine kurze Weile eingenickt sein, als wilder Lärm mich aufschreckt. Schüsse knallen, Weiber kreischen, Vieh brüllt. Ich springe auf. An mir vorbei werden die Herden, die man kaum hinausgelassen, wieder ins Dorf zurückgetrieben. Staub

aufwirbelnd springen blökend die Schafe und Ziegen und trotten brüllend die Rinder.

Ich eile zum Dorf. Da kommen mir schon die Armenier entgegen: ein einziger, jammernder, angstverzerrter Haufen. An der Spitze meine Bekannten, mit denen ich eben noch geplaudert und Tee getrunken.

„Fort, fort! Die Schachsewennen, die Schachsewennen!“ rufen sie mir zu.

Die armen Leute tun mir leid; ich überlege, ob ich sie nicht zurückhalten soll — mancher von ihnen hat sein Letztes an diese Reise gesetzt —, allein die Verantwortung ist zu groß. Weiß der Teufel, was los ist. Da kommen auch schon ihre Wagen im Trab angerattert.

Wie ich auf den Dorfplatz komme, herrscht dort ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Frauen und Kinder eilen schreiend hin und her, die Männer machen ihre Waffen fertig, das Vieh wird in die Karawanserei getrieben. Auf meine Fragen deutet man auf die Berge. Weiß Gott, da ziehen auf allen Kämmen große Reitertrupps auf das Dorf zu! Das sieht ganz nach einem konzentrischen Angriff aus, und einen Augenblick überlege ich mir, ob ich mich denn mit in diesem Dorf einschließen lassen soll. Aber dann nehme ich mein Gewehr und gehe mit in die Karawanserei.

Die Karawanserei ist ein uralter, mächtiger und fester Bau, ganz von Gewölben überdacht. Über dem Eingang ist ein Geschoß aufgesetzt, auf dem nochmals ein niederer, runder Turm mit Schießscharten steht. Es ist eine prächtige Festung. Selbst für den unwahrscheinlichen Fall, daß die Schachsewennen wirklich das Dorf angreifen, läßt sie

sich von ein paar entschlossenen Männern lange verteidigen.

Von diesem Turm und dem Dach der Karawanserei aus nehmen wir den Kampf gegen die anziehenden Schachsewennen auf. Die Entfernung ist noch sehr groß, allein unser Feuer wird doch wirksam. Einzelne Trupps kommen ins Stocken und gehen wieder hinter die Kämme zurück.

Auf einmal gibt es unten Geschrei und Pferdegetrappel! Hurra! Ein großer Trupp Baschi-Bozuk trifft ein. Nun gehen wir vor und besetzen zunächst einmal die den Paßausgang sichernde Höhe.

Um den ganzen Paß herum knallt es wie wild, — der Perser ist für ausgiebigen Munitionsverbrauch. Die Schachsewennen gehen zurück. Augenscheinlich werden sie auch von der andern Seite her energisch angepackt. Ihr Feuer wird schwächer, und dann sieht man überall am Horizont ihre abziehenden Kolonnen.

Der Paß ist frei. Jetzt heißt es, die Kameraden herüberholen. Ich bitte für alle Fälle den Führer der Baschi-Bozuk um eine Eskorte. Aber die Leute wollen erst ihre Pferde holen. So gehe ich einstweilen allein voraus. Glücklich komme ich über den Paß. Als ich mich Jussufabad nähere, zieht mir dort schon unsere Reisegesellschaft entgegen, verstärkt durch zahlreiche Kosaken und Baschi-Bozuk. Ich bleibe stehen und winke ihnen lustig zu. Allein nun ereignet sich etwas, worauf ich nicht gefaßt war: An der Spitze marschieren wieder die beiden Fußkosaken. Wie sie mich sehen, stürzen sie auf mich zu, und: Umarmung, Kuß! — haste nicht gesehen. Ich kann nur gerade noch den Mund wegdrehen. Aber dabei

machen sie so ehrliche und freudestrahlende Gesichter, daß ich nicht einmal ärgerlich sein kann. Und da ist schon unser „tapferer" Kosakensergeant bei mir, springt vom Pferde. Umarmung, Kuß! Dann die beiden Baghdader. Ich werde abgeküßt wie ein junges Mädchen. Und dazwischen höre ich — eilig und abgerissen —, daß man mich längst für tot gehalten. Die beiden Fußkosaken waren vor starken Schachsewennentrupps zurückgewichen und hatten berichtet, daß ich allein im Paß im Feuer der Schachsewennen stand.

Da hält die prinzliche Equipage vor mir. Ihre Hoheit die Prinzessin streckt mir beide Hände entgegen und singt ein Loblied auf meine Tapferkeit. Ihr gegenüber sitzt ihre Tochter und sieht mich nur an. Aber diesen Blick pflücke ich und stecke ihn ins Herz und freue mich daran, als wir jetzt mit viel Lärm und Hallo in großer Kavalkade über den gesicherten Paß ziehen.

## 31. Traumtage in Täbris.

Täbris.

Es gibt Träume, die so schön sind, daß man sich vor dem Aufwachen fürchtet, daß man mit aller Kraft das entschwindende Traumbild zurückzuhalten trachtet, wenn bereits das Bewußtsein aufdämmert.

So lag ich und blinzelte mit halb geschlossenen Lidern in den mondscheinverzauberten Garten. Die zitternde Silberplatte des bis an den Rand gefüllten Beckens, in dem der Mond ertrank und mit sich all die Rosen und Lilien längs der Marmoreinfassung hinabzog in wunderbare Zaubertiefen, mußte sich doch gleich auflösen in irgendeinen Tümpel längs der Karawanenstraße, und

mit ihm der ganze Traumspuk von Garten, Schloß und dem weichen Bett, in dem ich lag.

Noch einmal kostete ich mit aller Intensität die Süße des entschwindenden Traumes aus, ehe ich entschlossen die Augen öffne, um zu wissen, wo ich eigentlich bin. Aber was ist das? Der Garten verschwindet nicht, im Gegenteil, er kommt nur um so wirklicher mit kühlem Hauch und tausend Düften zu mir ins Zimmer. Und dieses Zimmer ist ein hoher teppichgeschmückter Saal, an dessen einer Wand drei breite, bis zum Boden hinunterreichende Fenster sich auf den Garten öffnen. An einem dieser Fenster steht mein Bett, ein europäisches Messingbett, das eigentlich in diesen Rahmen von Tausendundeiner Nacht gar nicht paßt. Und an diesem Bett kehrt die ganze Erinnerungsreihe wieder: denn ich protestierte lebhaft, als meine Gastfreunde es anbrachten, sie aber hinwiederum wollten auf keine Weise zugeben, daß ich als Europäer nach orientalischer Sitte auf dem Boden schliefe.

Richtig, als wir über den Schiblipaß ritten, lud mich ja mein Reisekamerad Gholem Hussein Farchi, der nach zweijährigem Aufenthalt in Baghdad in das Elternhaus zurückkehrte, so dringend und herzlich zu sich ein, daß ich nicht ablehnen konnte. Wir ritten, als wir glücklich über den Schibli hinüber waren, noch in der Nacht soweit wie möglich, um eine leere Karawanserei zu finden. Allein wir trafen es recht schlecht, denn so gelangten wir in die mit den geflüchteten Armeniern vollgepfropfte. Schließlich aber war es die letzte Nacht vor dem Ziel, und so wickelten wir uns, wie wir von den Pferden stiegen, am Wegrand in unsere Decken.

Beim ersten Morgenlicht brachen wir wieder auf, und da wir flott zuritten, hätten wir noch zu Mittag in Täbris sein können. Allein in Basmindsch, dem letzten größeren Ort, gab es noch einen für mich unerwarteten Aufenthalt. Ich wunderte mich bereits, daß wir hier, so kurz vor dem Ziel, noch groß Station machten. Meine Verwunderung wächst, als ein großer schwarzer Hammel in unser Zimmer gebracht und allseitig gemustert wird. Er wird wieder abgeführt, kommt aber nach kurzer Zeit in geschlachtetem und zerlegtem Zustand zurück. Und nun erzählt mir mein Freund, daß er gestern, als ich im Paß verschwunden war und die ganze Situation doch recht kritisch aussah, gelobt habe, einen Hammel zu opfern, falls wir alle die Gefahr glücklich überständen. Während er die Fleischstücke austeilt — die eine Hälfte bekommen die Armen, die andere wollen wir jetzt essen —, muß ich an jenen Abend in Mianeh denken, wie wir bei Babai, den Angehörigen einer neuen Sekte, eingeladen waren und sich nach dem Essen ein langes Gespräch über Gott entspann. Damals fragte mein Reisekamerad: „Muß man eigentlich an Gott glauben?" und ich erwiderte: „Ich denke, es tritt für jeden Menschen einmal die Notwendigkeit dazu ein." Und siehe, nun kam sie rascher, als wir damals dachten.

Der Wirt bringt ein Mangal — ein Becken mit glühenden Kohlen —, und wir gehen daran, Fleisch und Leber in kleine Stücke zu schneiden und über der Kohlenglut zu rösten. Während mir der erste „Spieß" ausgezeichnet mundet, denke ich, daß das Opfern von Hammeln doch entschieden zweckmäßiger ist als das von

Kerzen, denn so bekommen die Armen von jedem Gelöbnis ihren Teil und man selber auch.

Das letzte Stück der Reise führte nochmals durch öde Felslandschaft. Es ist heiß und staubig, so daß wir noch einmal rechtschaffen müde und ausgedörrt werden. So war es herrlich, als uns an der Stadtgrenze ein von Gholems Vater gesandter Wagen mit zwei prächtigen Arabern davor aufnahm. Ein Rudel von Brüdern und Freunden tauchte nacheinander zu Pferde auf. Begrüßung hin und her. Eine Fahrt im schärfsten Trab durch sonnengrelle, lächerlich enge Straßen und schattige Basargewölbe, ein kurzer herzlicher Empfang, dann bin ich plötzlich allein in weltabgeschiedener Einsamkeit.

Ich habe mir wohl manchmal in der Hetze des Tages gedacht, meine Wunschkraft möge eine Trauminsel schaffen, auf die ich mich zuzeiten zurückziehen kann, losgelöst von allem, was sonst mein Denken und Leben erfüllt. Völlig allein mit einem schweigenden Diener, der meinen Wünschen nachkommt, ohne daß ich sie erst auszusprechen brauche. Und nun ist dies alles mit einem Male Wirklichkeit geworden! Jeder reiche Perser besitzt zwei nebeneinanderliegende, aber sonst völlig voneinander getrennte Häuser mit eigenen Höfen, Gärten, Becken usw.: das Enderun — das Frauenhaus — und das Haus des Hausherrn, in dem die männlichen Mitglieder der Familie die Besuche nicht Blutsverwandter empfangen. Da nun Gholem zunächst völlig im Schoße der Familie untertaucht, sehe ich mich im Besitz eines ganzen Hauses mit Garten.

In dem Hauptempfangssalon mit dem herrlichen Blick auf den Garten hat man mein Bett aufgestellt, in das ich

jetzt wohlig wieder zurücksinke, wie ich sehe, daß Wirklichkeit und nicht Traum um mich ist. Die letzten Wochen waren doch sehr anstrengend, und erst jetzt, da Aufregung und Spannung nachgelassen, fühle ich die ganze Schwere des Sturzes mit dem Postwagen. So kann ich mir einige Tage absoluter traumhafter Ruhe wohl gönnen.

Und ich genieße sie mit aller Hingabe. Morgens gehe ich im Bademantel gleich vom Bett aus in „meinen" Garten und sehe nach, wie viele Lilien neuerblüht und wie viele Rosen sich über Nacht erschlossen. Die Lilien stehen rings um das Becken zu vielen Hunderten. In all ihrer makellosen Reinheit ist ihr Duft von solch sinnbetörender Süße, daß man ihren Schrei nach Frucht und Reife in allen Nerven spürt. Hinter ihnen blühen die Rosen. Und an diese schließen sich in endlosen Reihen die Weinstöcke, die die einhundertvier verschiedenen Traubensorten Aserbeidschans tragen.

Erfüllt von dem Duft all der Blumen springe ich in das geräumige Becken, das eine kleine Fontäne ständig mit frischer klarer Flut aus den Bergen speist. Um mich herum schwimmen Goldfische, und eine große Elster kommt an den Rand des Bassins herangehüpft und hält neugierig nach mir Ausguck.

Nach dem Ankleiden aber setze ich mich in einen der großen Lehnsessel gegenüber dem Mittelfenster, wo ich das blinkende Eismassiv des Sahend gerade vor mir habe.

Ehe ich noch ganz in Gedanken versunken aufsehe, ist der stumme Diener herangehuscht und hat ein Frühstückstischchen vor mich hingestellt mit Tee, hauchdünnem persischem Brot, Honig und Schlagsahne. Lautlos huscht

er auf Socken heran, verschwindet und ist wieder da, wenn ich ihn brauche, ohne daß ich ihn rufe. Noch kein Wort haben wir miteinander gewechselt, und doch bin ich noch nie in meinem Leben so gut bedient worden.

Wagen und Reitpferde stehen zu jeder Tagesstunde für mich bereit. Einladungen und neue Freunde warten, allein ich kann mich noch nicht trennen von dem Traumland, das meine Gastfreunde mit seltenem Takt für mich bereiten. Tag und Nacht bin ich allein mit mir. Selbst ohne Bücher oder Zeitschriften. Es ist ein absolutes restloses Versenken in sich selbst. Es ist, als erblicke man sein eigenes Ebenbild tief, tief auf dem Grunde eines Brunnenschachtes, hole es langsam zu sich herauf und vereinige sich wieder mit dem, das wesengleich und dennoch fremd.

Für eine kurze Spanne Zeit gibt es ein wunschlos ausgeglichenes Ruhen im Glück. Aber ewig kann es nicht währen. Wäre es sonst das Glück? Und so verlasse ich entschlossen das Traumland, ehe es mich entläßt.

Als ich zum ersten Male die staubgepuderten, in greller Sonne blendenden Straßen von Täbris wieder betrete, da ist mir, als weilte ich nicht seit Tagen in dieser Stadt, sondern als käme ich in sie unvermittelt aus weiter Ferne.

## 33. Die erwürgte Stadt.

Täbris.

An Lilawa, das Europäerviertel von Täbris, anschließend dehnen sich weitläufige Obst- und Gemüsegärten. Als vor Ausbruch des Weltkriegs Täbris

jenen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, entschlossen sich die Besitzer der Gärten, sie in der Mitte zu teilen und eine breite Straße herauszuschneiden, um auf diese Weise Fronten für ein neues, modernes Wohn- und Geschäftsviertel zu gewinnen.

Es war schade um die großen alten Gärten, allein es war sicher keine schlechte Spekulation, denn mit Ausnahme von Chiawan, der Allee, an der die berühmte Blaue Moschee liegt, gibt es in ganz Täbris keine einzige halbwegs breite Straße. Das Geschäftsviertel Armenistan und das Europäerviertel Lilawa sind genau so eng, krumm und winkelig wie die ganze Stadt. Man muß schon ein Stück hinausfahren oder auf eines der flachen Dächer steigen, um zu sehen, wie schön sie eigentlich zwischen den Bergen liegt, mit der mächtigen alten Festung in der Mitte.

Jenseits von Lilawa war man also drauf und dran, ein neues, modernes Täbris zu schaffen. Hierhin setzte auch die „Petag", die persische Teppichgesellschaft, ihren Fabrikspalast. Wohnhäuser für die Beamten, ein Gebäude für den Deutschen Klub und Magazine folgten. Dann kam der Krieg, und mit einemmal war alles wie abgeschnitten.

Die Entwicklung von Täbris, das auf dem besten Wege war, die Residenz Teheran zu überflügeln, beruhte auf zwei Faktoren, die zu seiner Eigenschaft als Hauptstadt der fruchtbaren und reichen Provinz Aserbeidschan hinzukamen: auf den Deutschen und auf dem Anschluß an das russische Eisenbahnnetz und damit an Europa.

Mit den Deutschen, die angefangen hatten, im Wirt-

schaftsleben der Stadt eine immer einflußreichere Rolle zu spielen, machten die russischen Truppen ein rasches Ende. Was man nicht internierte, wurde ausgewiesen. Die Petag liquidierte man, ihre Maschinen, Vorräte und Fertigfabrikate transportierte man nach Rußland. Mit dem Anschluß an Europa aber war es nach der russischen Revolution vorbei.

Täbris, das vorher über die raschesten Verbindungen verfügte, war nun mit einemmal zu einem verlorenen Winkel geworden. Vor dem Kriege brauchten Briefe oder Postpakete von Europa nach Täbris zehn Tage, heute werden letztere überhaupt nicht mehr befördert, Briefe aber sind zweieinhalb Monate unterwegs! Da Postverkehr zwischen Rußland und Persien noch nicht besteht, gehen Briefe von Täbris nach Europa über Teheran, Baghdad—Basra—Bombay—Suezkanal, also fast über die halbe Welt.

Für den Bezug oder Versand von Waren ist man auf die gleiche Route angewiesen. Sie bleiben mitunter ein halbes bis zu einem ganzen Jahr und darüber unterwegs, und man kann sich den Zustand vorstellen, in dem empfindliche Güter schließlich ankommen. Vor allem aber werden sie durch die angelaufenen Frachtkosten fast unverkäuflich.

Unter diesen Umständen sah sich auch die Teppichindustrie Nordpersiens vor einer Katastrophe, bis die Angora-Türkei den Transit ermöglichte. Heute ist ein lebhafter Warenverkehr von und nach Täbris über die alte Karawanenstraße Täbris—Trapezunt im Gang. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Reise über diese Route je nach der Jahreszeit auch immerhin ein bis drei

Monate beansprucht und daß sich schließlich nicht alle Waren auf Kamelrücken transportieren lassen.

Eine Reihe anderer Momente trägt dazu bei, die Lage für Täbris noch weiter zu verschlechtern: seit etwa zwei Jahren sind die Kurden in erfolgreichem Aufstand. Damit hat Aserbeidschan die fruchtbaren Gebiete westlich des Urmiasees verloren. Weitere Verluste drohen, und wenn auch für Täbris keine unmittelbare Gefahr besteht, so bindet der Kampf gegen die Kurden die Kräfte der Regierung doch in einer Weise, daß auf der andern Seite im Südosten die Schachsewennen tun können, was sie wollen, und zeitweise den ganzen Verkehr von und nach Täbris unterbinden.

Da auch nach Norden der Verkehr über den Kaukasus selbst für den einzelnen Reisenden keineswegs unbedingt sicher ist, hat man in Täbris gegenwärtig tatsächlich ein wenig das Gefühl, in einer Mausefalle zu sitzen, und es ist klar, daß eine derartige Situation auf das ganze wirtschaftliche Leben drücken muß. Trotzdem sind die großen Täbriser Kaufleute immer noch erstaunlich optimistisch und zukunftssicher. Nun sind allerdings die Aserbeidschaner der weitaus energischste, aktivste Teil der gesamten persischen Bevölkerung. Man mag ihnen nur wünschen, daß der Eindruck einer erwürgten Stadt sich bald als trügerisch erweist und daß die Öffnung des Verkehrsweges über Rußland an die Entwicklung anknüpft, die der Ausbruch des Weltkriegs so unvermittelt abschnitt.

## 33. Persische Nöte und Hoffnungen.

Täbris.

Die Folgen des Weltkriegs haben Persien für Deutschland in fast unerreichbare Ferne gerückt. Der Weg über Rußland war bis vor kurzem völlig gesperrt und ist heute noch für die meisten nicht frei, zum mindesten nur unter großen Schwierigkeiten gangbar. Will man den beschwerlichen Karawanenweg Trapezunt—Täbris nicht wählen, so bleibt nur die südliche Route, und die führt über — Indien.

Sonderbarerweise gibt es von Europa weder eine Linie nach den südpersischen Häfen noch nach Basra, dem Haupthafen Mesopotamiens. Man muß also nach Bombay fahren, dort auf ein Schiff nach Basra warten, dann mit der Bahn über Baghdad nach Karatu an der mesopotamisch-persischen Grenze, und von da mit Auto oder Wagen weiter. Auf diese Weise dauert die Reise von Berlin nach Teheran, die man im Frieden in 10 bis 14 Tagen machte, zwei bis drei Monate. Da sie zudem über britisches Interessengebiet führt, haben die Engländer es völlig in der Hand, jedem, der ihnen nicht genehm ist, den Eintritt nach Persien zu verwehren. Je mehr sich die Verhältnisse in Rußland konsolidieren, desto mehr wird allerdings mit der Zeit dieses englische Verkehrsmonopol durchbrochen.

Unter solchen Umständen ist es nicht weiter verwunderlich, wenn man über das heutige Persien in Deutschland gänzlich unorientiert ist, ja, wenn sogar die Rolle, die Deutschland einmal in Persien spielte, in Vergessenheit gerät.

Während des Weltkriegs gab es eine Zeit, da Persien

um ein Haar auf deutscher Seite in den Krieg gegen die Entente eingetreten wäre. Das Volk war ganz für die Mittelmächte, ebenso die von schwedischen Offizieren geführte Gendarmerie, die, verstärkt durch nationalistische Freiwillige, den Kampf gegen Russen und Engländer aufnahm. Auch das Parlament hielt es mit den Türken und Deutschen. Dagegen gelang es den Engländern, die finanziell völlig von ihnen abhängige Regierung in der Hand zu behalten und sie dazu zu bestimmen, im kritischen Augenblick das Parlament aufzulösen. Unterstützt wurden die Engländer durch den Vormarsch der Russen, die bis Kaswin in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt gelangten.

Der deutsche und der russische Zusammenbruch lieferten Persien völlig den Engländern aus. Heer und Finanzen sollten unter britische Leitung kommen, und englische Truppen rückten bis an die Ufer des Kaspischen Meers vor. Die unsichere Lage in Mesopotamien und Indien erlaubte jedoch den Engländern nicht, sich in Persien festzusetzen, zumal die Bolschewiki, kaum daß sie mit ihren Gegnern im Innern fertig geworden waren, die Forderung auf Räumung Persiens stellten. Rote Truppen warfen die Engländer aus Baku und landeten in Enseli. Unter diesem doppelten Druck zogen sich die Engländer zurück. Und da auch die Bolschewiki abzogen, war Persien frei.

Dieser politische Gewinn wurde allerdings teuer erkauft durch einen schweren wirtschaftlichen Zusammenbruch. Ganz Nordpersien gravitiert nach Rußland. Das Russische Reich war nicht nur der wichtigste Lieferant, sondern auch der Hauptabnehmer für den Reis, die Früchte und die Baumwolle, welche Gilan, Mazenderan und die andern

Nordprovinzen produzierten. Der gesamte lebenswichtige Handel hörte mit einem Schlag auf. Ja darüber hinaus gab es auf dem Wege über Rußland keinen Verkehr und keinerlei Verbindung mit der übrigen Welt mehr.

Diese Sperrung der russischen Handelsstraße gab Persien wirtschaftlich völlig in englische Hand. England allein befriedigte den Warenhunger, der in Persien nach dem Krieg wie in allen andern Ländern entstanden war. Als Persien so mit englischen Waren überschwemmt wurde, stand der Toman unter dem Einfluß des Goldregens der Kriegszeit sehr hoch. Er erlebte jedoch einen raschen Sturz, so daß, als die englischen Warenkredite fällig waren, zahlreiche Kaufleute Bankrott machten.

Inzwischen hat sich die wirtschaftliche und finanzielle Lage dauernd verschlechtert. Viel trägt dazu die unsichere innerpolitische Lage bei, die aus den Krisen nicht herauskommt. Die persischen Staatsfinanzen sind ein Loch geworden, das selbst mit Dollars nicht zu stopfen ist.

Den Hauptanteil aller Einnahmen und Anleihen verschlingt — abgesehen von dem, was die Korruption versickern läßt — das Heer.

Als der Weltkrieg zu Ende gegangen, war Persien ohne Armee! Im Grunde hatte es auch vorher keine besessen, sondern nur zwei völlig heterogene Heereskörper: die Gendarmerie und die Kosaken. Die ersteren traten, wie schon erwähnt, auf die Seite der Mittelmächte, die letzteren, die von russischen Offizieren ausgebildet und geführt wurden, schlossen sich der Entente an. So kam es, daß beide sich während des Krieges blutige Schlachten lieferten und daß bei Kriegsende nur noch dezimierte und demoralisierte

Verbände vorhanden waren. Heute muß eine Armee neu aufgestellt werden.

Dieses Heer ist keineswegs ein Luxus, sondern eine bittere Notwendigkeit; denn die weite iranische Hochebene untersteht ja nur nominell dem Schah und der Teheraner Regierung. Die Stämme im Süden und Westen haben deren Oberhoheit stets nur so weit anerkannt, als es ihnen paßte, ebenso die Schachsewennen im Norden.

Ernster ist die Kurdenfrage. Hier handelt es sich um planmäßige, zielbewußte Loslösungsbestrebungen vom Persischen Reich. Die Kurdengefahr ist für Persien um so größer, als die Kurden nicht nur wie bekannt tapfere unerschrockene Soldaten sind, sondern auch mit allen modernen Kriegsmitteln kämpfen. In Persien wird allgemein behauptet, daß diese Kriegsmittel aus England stammen und daß überhaupt hinter den ganzen Bestrebungen nach Schaffung eines unabhängigen Kurdistan Großbritannien stehe.

Wieweit dies zutrifft, läßt sich nicht leicht nachprüfen. Jedenfalls trägt es dazu bei, die antienglische Stimmung im ganzen Land noch zu verstärken, was aber nicht hindert, daß die Regierung de facto nach wie vor im englischen Fahrwasser segelt und wohl auch zu segeln gezwungen ist, solange die finanzielle Lage so hoffnungslos bleibt wie heute und solange sich nicht anderweitige Anleihemöglichkeiten öffnen.

Im Volke erhofft man diese ganz allgemein von den Amerikanern, wie überhaupt heute in Persien Amerika Trumpf ist. Diese Sympathien können unter Umständen für die Vereinigten Staaten recht einträglich werden; denn



Turkmenin vor der Jurte.



Turkmenisches Dorf.

Persien hat noch Werte zu vergeben. Insbesondere handelt es sich dabei um die nordpersischen Ölquellen.

Die südpersische Ölzone ist ganz an England ausgeliefert, und zwar zu für Persien recht ungünstigen Bedingungen. Die persische Regierung erhält nur 16 Prozent des Reingewinns der Anglo Persian Oil Co. Überdies ist sie von jedem Einfluß auf die Führung der Geschäfte ausgeschlossen, so daß sich die buchmäßige Feststellung des Reingewinnes ihrer Kontrolle völlig entzieht.

Man möchte jetzt das in Südpersien Versäumte bei Vergebung der Konzessionen für Nordpersien nachholen, vor allem aber hier die Engländer ausschalten. Es ist nur die Frage, ob sich das durchführen läßt; denn die „Anglo Persian" ist im Besitz äußerst geschickter Verträge, auf Grund deren ihr das alleinige Recht zur Führung von Rohrleitungen auf persischem Boden zusteht. Wenn diese Verträge auch teilweise umstritten sind, so wird die „Standard Oil", die als Hauptinteressent für die nordpersischen Ölvorkommen auftritt, sich vielleicht doch irgendwie mit der „Anglo Persian" auseinandersetzen und diese in irgendeiner Form beteiligen müssen.

Verwirklicht sich die persische Hoffnung auf eine günstige Realisierung der nordpersischen Öllager nicht, so wird man Persiens wirtschaftlicher Zukunft nur ein recht ungünstiges Prognostikon stellen können. Es sind ja auch sonst noch große Werte in Persien vorhanden, sowohl landwirtschaftliche wie Minen und Wälder. Allein zu ihrer Ausbeutung gehören sehr erhebliche Kapitalien, und deren Amortisierung und Verzinsung wird so lange fraglich sein, solange die Verkehrsfrage nicht gelöst ist.

Es ist darum von unbedingter Notwendigkeit für Persiens wirtschaftliche Zukunft wie für Deutschlands Handel mit diesem Lande und mit Afghanistan, daß der Weg über Rußland bald frei wird. Wenn auch schon immer mehr Reisende den Weg über Moskau und den Kaukasus wählen und dabei finden, daß diese Route zwar keineswegs bequem, aber doch auch nicht so schauerlich und lebensgefährlich ist, als man gemeinhin annimmt, so steht es mit Waren doch anders. Auch jene persischen und armenischen Kaufleute, die in der letzten Zeit in Europa einkauften und selbst über den Kaukasus reisten, haben ihre Waren doch über Baghdad oder Trapezunt geschickt. Es ist eben noch keine volle Gewähr gegeben, daß Transitgüter nicht in Rußland liegenbleiben oder beschlagnahmt werden. Das gilt insbesondere von solchen Gütern, an denen Rußland selbst dringenden Bedarf hat, wie beispielsweise Medikamente.

Die Sympathien für Deutschland sind in Persien sehr erheblich, vor allem aber ist „der Schrei nach deutscher Ware" ganz allgemein. Alles für die Wiederaufnahme des deutsch-persischen Handelsverkehrs in die Wege Geleitete bleibt jedoch ziemlich problematisch, solange die Verkehrsstraßen durch Rußland nicht wieder offen und sicher sind.

## 34. Die verschenkte Eisenbahn.

Dschulfa.

Es ist sicher eine ungewöhnliche Sache, daß jemand eine Eisenbahn geschenkt bekommt. Persien ist bekanntlich in dieser glücklichen Lage. Die Bolschewiki schenkten ihm, nachdem sie an die Macht gelangt waren, alle Anlagen,

die die Zarenregierung in Persien geschaffen: Straßen, Telegraphen, Banken und eben auch jene Bahn von der russischen Grenze nach Täbris.

Die persische Regierung war also glückliche Besitzerin einer Eisenbahn. Allein es war ein Geschenk von problematischem Wert, denn gleichzeitig hatten die Bolschewiki Persien das genommen, was erst den eigentlichen Wert dieser Bahn ausmacht, den ungehinderten Verkehr durch Rußland.

Außerdem ist eine Bahn, die nur einige Male im Monat verkehrt, schon fast keine Bahn mehr. Ich wenigstens mußte in Täbris 13 Tage auf „den" Zug warten, wobei es von einem zum andern Tage hieß: Morgen fahre er sicher.

Schließlich war es ganz sicher, und wir fuhren zur Bahn. Diese Fahrt zur Bahn dauerte im Wagen bei flottestem Tempo mindestens drei Viertelstunden; denn die Täbriser konnten ihren Bahnhof nicht weit genug vor der Stadt haben. Es mußte doch Gelände für die nunmehr zu erwartende rapide Entwicklung der Stadt vorgesehen werden. Dieses Gelände war natürlich von Spekulanten aufgekauft worden. Durch den Krieg wurde es eine recht unglückliche Spekulation. Statt der erhofften großen Geschäftshäuser mußte man beiderseits der Bahnhofsstraße wieder Korn bauen.

Wir hatten übrigens Glück. Wir trafen eine halbe Stunde nach der angekündigten Abfahrtszeit auf dem Bahnhof ein und brauchten dann nur noch eine Stunde zu warten. Erst wollte allerdings der Stationsvorsteher mir keine Fahrkarte mehr verkaufen, und im Grunde hatte er nicht so unrecht; denn der Zug war bereits mehr als

überfüllt. Er bestand aus einer Reihe Güterwagen, von denen einige auch zur Mitnahme von Fahrgästen bestimmt waren. Allein diese Wagen waren so voll und die Zugänge so gut verteidigt, daß ich es bald aufgab, in einen von ihnen einzudringen. Durch Protektion bekam ich dann einen Platz auf der Plattform eines „nur-Güterwagen" neben dem Bremser.

Schließlich gondelten wir los. Ich hockte auf dem Trittbrett und ließ vergnügt die Beine baumeln. Dieses Losfahren, wenn man sich und sein Gepäck verstaut hat, ist etwas Wunderhübsches. Man hat keine Ahnung, wie lange es dauert, wann man ankommt usw. Das ist einem auch ganz egal. Einstweilen ist man untergebracht, und das Weitere wird sich schon finden.

Es war eine wunderhübsche Fahrt durch eine in allen Farben schimmernde Felslandschaft. Wir fuhren auch schön langsam, denn die Russen vergaßen, mit der Bahn auch den nötigen Betriebsstoff zu schenken. So wird die Lokomotive statt mit Naphtha mit Holz gefeuert, und das will hier, in diesem holzarmen Lande, etwas heißen. Man sieht es diesen armseligen Stämmen an, wie mühsam sie zusammengesucht wurden. Da auf dem Tender mit seinem Naphthakessel nicht viel Platz dafür ist, wird noch ein eigener Wagen hinter der Maschine mitgeführt, und alle paar Stunden muß dann umgeladen werden.

Als die Nacht anbricht, halten wir in einem grandiosen breiten Felstal. An seinem Rande plätschert hell und klar ein Wasserfall. Einer der Fahrgäste macht sich mit einer Kanne dorthin auf. Ich bewundere seinen Mut, denn vor einer guten halben Stunde kann er gar nicht zurück sein.

Richtig dampft die Maschine auch an, ehe er wieder in seinen Wagen kommt. Allein sie läßt die Hälfte des Zuges stehen. Ihr Atem ist so schwach, daß sie jetzt, da eine stärkere Steigung anhebt, den Zug nur stückweise befördern kann. Am nächsten Morgen halten wir irgendwo endlos lange, bis die Lokomotive den während der Nacht zurückgelassenen Teil nachgebracht hat. Allein, was macht das aus? Man ist im Orient; man hat Zeit und man legt sich daher einstweilen unbekümmert in den Schatten einer Lehmhütte.

Gegen Mittag haben wir die Paßhöhe überschritten und kommen wieder in angebaute Regionen. Wo nur irgend etwas Wasser ist, liegen die Büffel und Rinder in den Gräben. Weiterhin in den Feldern wird gedroschen, nach biblischer Manier, indem man Ochsen im Kreise über das aufgeschichtete Korn treibt.

In Dschulfa werde ich von einem schwerbewaffneten Krieger abgeholt. Der Generalgouverneur von Aserbeidschan hatte die Liebenswürdigkeit, mich telegraphisch anzumelden, damit ich ohne Unbequemlichkeiten über die Grenze komme. Außerdem steht da noch ein bewegliches Männchen, das mich in gebrochenem Deutsch begrüßt und mir beinahe um den Hals fällt. Es ist ein Perser, der gerade aus Deutschland zurückkommt. Dort hat er eingekauft und er kann sich nicht genug tun in Lobeshymnen auf Deutschland:

„Deutschland gut, sehr gut. Fabriken, Berlin, Frankfurt überall gearbeitet. Oh wie gut gearbeitet. Deutschland sehr gut."

Der Schwerbewaffnete führt mich in das Haus des

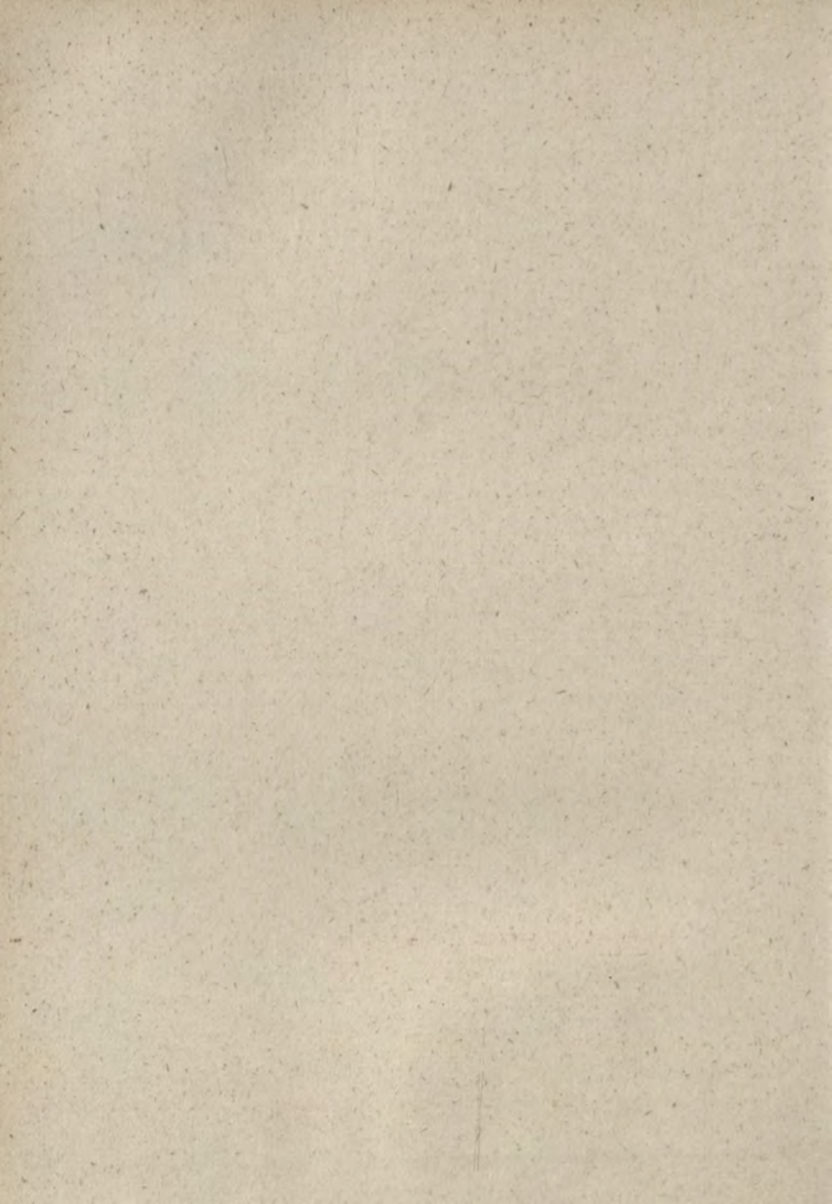
Gouverneurs, wo er sich in einen bescheidenen Diener verwandelt, der den Tee serviert. Wie er mich dann aber zum Zollamt begleitet, schnallt er vorher erst wiederum seine sämtlichen Patronengürtel an und hängt das Gewehr um. Augenscheinlich erfordert das die Würde und das Ansehen eines so feierlich angemeldeten Fremden.

Das Zollamt liegt schlauerweise eine ganze Strecke von der Station entfernt, wie wohl überhaupt der Grenzübertritt in Dschulfa zu den allerunbequemsten gehört, die man sich vorstellen kann. Von der persischen zur russischen Station ist ein tüchtiger Fußmarsch von mehreren Kilometern. Irgendwelche Verkehrsmittel gibt es nicht. Das ganze Gepäck muß auf dem Rücken von Trägern befördert werden, was natürlich ein kleines Vermögen kostet.

Bis an die Araxesbrücke hat man persische Träger. Dort ist letzte persische Paß- und Zollrevision. Andere — augenscheinlich neutrale — Träger schaffen das Gepäck über die Brücke, wo es russisch-armenische Träger in Empfang nehmen, falls man das Glück hat, solche vorzufinden.

Das Ganze dauert mit all den verschiedenen Kontrollen und Revisionen viele Stunden, und als ich alles glücklich hinter mir hatte und müde und abgespannt der russischen Station zuschritt, mußte ich denken, daß es sicher sehr nett ist, eine Bahn geschenkt zu bekommen, daß jedoch der Vorteil für die Reisenden gering ist. Und ein wenig melancholisch hänge ich den Gedanken nach, wie schön das Reisen hier doch früher war, als man von Täbris nach Tiflis im bequemen Wagen direkt durchfuhr.

# Armenien



# 35. Nächtlicher Höllenspuk auf der Fahrt nach Eriwan.

Eriwan.

Das russische Dschulfa besteht nur aus ein paar verwahrlosten zerstörten Häusern. In diese Umgebung paßte der Zug mit seinen schmutzstarrenden halbdemolierten Wagen gut hinein. Als ich von Täbris kommend dort eintraf, war er schon fast voll. Da es außerdem hieß: Dies Kupee ist für die Post reserviert, jenes für die Rote Armee, war es nicht leicht, Platz zu finden.

Endlich bekam ich doch noch einen Winkel, sogar am Fenster. D. h. die Fenster — denen längst das Glas fehlte — waren mit Brettern vernagelt. Aber gerade hier war ein Brett herausgebrochen, so daß man mit einiger Mühe den Kopf hindurchstecken konnte.

Im Wagen war es geradezu unerträglich schwül und es wurde nicht besser, als die Maschine sich endlich in Bewegung setzte. Ich entkleidete mich und zog lediglich den Pyjama an. Das war einigermaßen leichtsinnig, denn man konnte keineswegs wissen, was sich noch ereignen mochte. Allein ich konnte es einfach nicht aushalten. So hockte ich an meinem Fenster und hielt mit einiger Mühe meinen Kopf durch das Loch hinaus in den Wind. Wir fuhren das wild zerklüftete Tal des Araxes entlang, und die ganze Zeit schäumte unten im

Grunde der Fluß. Ich mußte an Paul Deschanel, den Präsidenten der Französischen Republik, denken, der im Pyjama aus dem Zug fiel. Das Schicksal schien mir augenblicklich gar nicht so schlimm, ich konnte dann wenigstens im Fluß ein Bad nehmen. So furchtbar brannte mein Körper, daß ich nur für den einen Gedanken Raum hatte, wie ich ihm Kühlung verschaffen könnte.

Sehnsüchtig sah ich nach den Wolken, die sich am Abendhimmel zusammenzuziehen begannen. Mit einem krachenden Donnerschlag brach das Unwetter plötzlich wolkenbruchartig los. Der Regen prasselte auf das Dach der Wagen und spritzte durch das Loch in meinem Fenster. Allein die erhoffte Abkühlung blieb aus. Nach wie vor brannte mein Körper wie Feuer, und nun wurde mir endlich klar, daß ich offenbar ein schweres Fieber hatte. Schon seit Stunden litt ich an starkem Kopfschmerz, und außerdem begannen mir die Glieder in immer unerträglicherer Weise zu schmerzen. Ich regte mich über diese Entdeckung kaum auf. Ich war so erschöpft, daß ich nur den einen Gedanken hatte, nach Eriwan zu kommen. Dort schwebten mir ein Bett vor und Ruhe, vor allem aber Wasser, Wasser in unermeßlicher Fülle.

Mühsam placiere ich meine Beine bald so, bald so. Allein der Schmerz wird nicht geringer. Mit einigem Grauen sehe ich der Nacht entgegen. Plötzlich erscheint der Schaffner und erklärt, unser Abteil sei für die Rote Armee bestimmt und müsse sofort geräumt werden. Laute Proteste, aber schließlich räumen meine Kupeegenossen einer nach dem andern das Feld.

Ich gehe nicht. Wohin soll ich gehen? Es ist inzwischen völlig Nacht geworden. Im Zug ist keinerlei Beleuchtung. Es ist stockdunkel. Ich bin entkleidet, habe viel Gepäck, außerdem bin ich schwer krank.

Eine Instanz nach der andern zieht auf. Ich bleibe bei meiner Weigerung. Ein wilder Kampf um den Platz beginnt. Ich zeige meine sämtlichen Empfehlungsschreiben. Man wird um einige Grade höflicher; allein man bleibt bei seiner Forderung, ich bei meiner Weigerung. Schließlich wird die Rote Zugwache gerufen. Auf einen Gewaltakt will ich es doch nicht ankommen lassen und so stehe ich schließlich auf. Ich kann sagen, völlig verzweifelt. Denn ich bin jetzt so krank, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann.

Ich gehe ein paar Schritte im Wagengang und stoße auf eine heulende, schimpfende und schreiende Masse, die rücksichtslos hinausgedrängt wird. Wo sollen die Menschen nur alle hin? Der Zug war ja bereits in Dschulfa voll. Dabei ist es stockdunkel. Niemand hat Licht.

Meine elektrische Taschenlampe ist mir in Persien abhanden gekommen; Kerze und Streichhölzer sind irgendwo im Gepäck. Dies mußte ich zurücklassen. Ich kann es auch nicht im entferntesten selbst tragen. Matt und erschöpft wanke ich am Ende des Menschenstroms. Aber schließlich gelingt es mir doch noch, mich mit dem Schaffner zu einigen, und dieser weist mir in einer Ecke des zu räumenden Wagens noch einen Platz an.

In allen russischen Wagen lassen sich Schlafbretter aufklappen. Auch die Gepäckbretter können durch ein Zwischenstück verbunden werden, so daß — allerdings

unter der Wagendecke — eine Art Plattform als drittes Stockwerk entsteht. Diejenige, die mir der Schaffner anwies, war schon dicht mit Gepäck besetzt, allein ich war dennoch froh, daß ich mein Gepäck noch dazutun konnte. Ich gehe also zurück und schleife ein Stück nach dem andern herbei.

Dann klettere ich nach. Oben ist es grauenhaft heiß, außerdem so eng, daß man nur am Rande zusammengekauert hocken kann. Bei dem Hinaufreichen ist mein Gepäck durch verschiedene Hände gegangen. Ich zähle daher nochmals nach, mit unendlicher Mühe und Schmerzen unter dem Dach herumkriechend. Mein Schreck ist nicht klein, als ich meinen Rucksack mit den Kleidern vermisse. Gerade der! Meine Brieftasche steckt darin, mit Paß, Papieren, Geld usw. Es ist nicht auszudenken, was ich ohne sie machen soll. Außerdem ist die Aussicht, im Pyjama in Eriwan einzuziehen, keineswegs verlockend. Ich verschaffe mir Streichhölzer und suche nochmals alles durch. Der Rucksack fehlt. Von heller Angst gejagt, eile ich in das alte Kupee zurück und taste dort alles ab. Gott sei Dank, da steht er noch! Wahrscheinlich hat ihn nur die Dunkelheit davor bewahrt, daß er nicht längst gestohlen wurde.

Inzwischen rücken laut und lärmend die Rotgardisten ein. Ich liege oben zusammengekrümmt auf meinem Gepäckbrett. Meine Wange berührt die Waggondecke. Ich liege wie in hellem Feuer, mein Platz ist die Hölle. Trotzdem schrecke ich davor zurück, ihn nochmals wechseln zu müssen. So verhalte ich mich mäuschenstill. Allein die Soldaten, die auf die benachbarten Gepäckbretter

klettern und Laternen anzünden, entdecken mich doch. Sie reden mich an. Ich reagiere nicht darauf, ich antworte deutsch. Ich höre, wie sie über mich sprechen: ich verstünde ganz gut, ich wollte bloß nicht verstehen.

Aber man läßt mich in Ruhe. Die Vorstellung von einem frischen Quell, der auf mich wartet, hält mich aufrecht, denn inzwischen sind Gaumen und Kehle so ausgetrocknet, daß die Haut sich in Fetzen löst. Nochmals droht mir Gefahr. Der Kommandant der Roten Abteilung macht einen Rundgang. In jeden Winkel wird geleuchtet und dabei werde auch ich entdeckt. Ich rühre mich nicht und reagiere auf nichts. Der Kommandant ruft den Schaffner, macht ihm einen Höllenspektakel über den einen Passagier in dem ausdrücklich für Rote Soldaten bestimmten Wagen. Endlich hat sich der Rote Kommandeur ausgeschimpft, zieht ab und läßt mich liegen.

Unerträglich langsam verrinnen die Stunden. Ohne jede Linderung liege ich in der Glut. Immer wieder hält der Zug. Neue Fahrgäste steigen ein, neues Lärmen und Schreien und neue Proteste. Auf einer Station steigt in unsern Wagen ein ganzer Haufen Frauen. Wie der Zug wieder anfährt, fangen die Soldaten an, sie hinauszuwerfen. Die Frauen wollen nicht, sie haben kleine Kinder mit, sie hocken sich auf den Boden, klammern sich an den Bänken fest, schreien und winseln.

Die Soldaten beginnen die Kolben zu gebrauchen. Die Weiber brechen in gellendes Geschrei aus. Die Kinder sind aufgewacht, sie heulen und wimmern. Obendrein ist draußen ein neues Unwetter losgebrochen; es donnert und blitzt. Es ist die vollkommene Hölle!

# 36. „Erholungstage" in Eriwan.

Eriwan.

Das Fieber war mit dem Anbruch des Morgens kaum besser geworden. Dazu wurde es ein glühend heißer Tag. Ich blieb im Pyjama und hockte mich auf die Waggontreppe. Aus meiner Feldflasche, die ich an jeder Station frisch füllte, goß ich mir dauernd Wasser über den Kopf und hielt ihn dann in die Zugluft. Ich wußte, daß ich mir auf diese Weise eine schwere Erkältung holen würde, allein ich ertrug es einfach nicht anders.

Der Gedanke, daß wir am Abend in Eriwan sein würden, hielt mich aufrecht. Eine Weile hatte ich daran gedacht, in Eriwan in ein Hospital der dortigen amerikanischen Hilfsmission zu gehen. Allein trotz allen Elends wies ich diese Idee weit von mir. War ich erst einmal drin, so kam ich sobald nicht wieder heraus. Wochenlanges Liegenbleiben kann und will ich mir nicht leisten; ich will und muß weiter, und so muß ich schon zusehen, wie mein an sich gesunder und kräftiger Körper mit den in ihn gedrungenen Giften allein fertig wird.

Aber ein Hotel würde doch in Eriwan sein. Ich mußte wohl recht krank sein, sonst hätten mir Verstand und Erfahrung gesagt, daß es in Eriwan bestimmt kein Hotel geben würde, und selbst wenn es der Fall wäre, gab es sicher keinen Platz, denn in ganz Rußland ist keine Stadt, die so mit Flüchtlingen vollgepfropft ist, wie gerade die armenische Hauptstadt. Doch ich lag im Fieber und so träumte ich immer wieder davon, wie schön es in diesem Hotel sein würde.

Als wir nach Eriwan gekommen waren, gab es natürlich kein Hotel. Außerdem war es so spät geworden, daß kein Gedanke daran war, noch zum Narkomendiel, dem Auswärtigen Amte, zu gehen, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Darum war ich froh, daß ich für die Nacht in dem Waggon der amerikanischen Hilfsmission auf der Station unterkommen konnte.

Aus all den erträumten schönen Dingen wurde natürlich nichts. Mit knapper Not gab es etwas Tee, und auch die erhoffte große Wäsche bestand schließlich darin, daß mir der Armenier, der Dienst im Waggon hatte, ein wenig Wasser über die Hände goß. Allein ich hatte wenigstens ein ungezieferfreies Lager, und das war schon viel. Am nächsten Morgen wurde ich von den Amerikanern mit einem Auto abgeholt. Sie erwarteten einen Missionar aus Täbris und hielten mich augenscheinlich dafür. Nun, ich nahm die Gelegenheit gern wahr, in die Stadt zu fahren, zumal diese weit vom Bahnhof abliegt.

Der erste Eindruck von Eriwan ist nicht überwältigend: eine mäßig große russische Provinzstadt mit stark orientalischem Einschlag. Auffällig waren die vielen amerikanischen Fahnen, die im Zentrum von allen besseren Häusern wehen. Sie alle gehören der amerikanischen Hilfsmission, die das Land ernährt, ihm dafür aber auch ihren Stempel aufdrückt. Da die Amerikaner trotz all ihren vielen Häusern keinen Platz für mich haben, wende ich mich wegen Unterkunft an das Narkomendiel. Hier ist man erst recht in Verlegenheit, man verspricht mir aber Quartier. „Hotel de France“ wird großartig in

meinen Papieren vermerkt. In einer Stunde wird das Zimmer fertig sein. Ich gehe inzwischen auf den Basar, um Geld zu wechseln. Endlich treibe ich einen tatarischen Wechsler auf. Siebzig Millionen armenische Rubel erhalte ich für einen persischen Silbertoman. Mit einem umfangreichen Paket Noten unter dem Arm — für die man sich aber nicht viel kaufen kann — komme ich in das Narkomendiel zurück. In Armenien ist das Elend der russischen Valuta bereits zur tragischen Groteske geworden. Der Wert des armenischen Rubels beträgt nur den fünfzehnten Teil des russischen Sowjetrubels. Dabei gibt es keine großen Noten. Auch wenn man nur zum Bäcker gehen will, um Brot zu kaufen, muß man einen dicken Packen Papiergeld mit sich schleppen.

Mein Zimmer ist noch nicht fertig. „In einer halben Stunde", sagt ein geschäftiger Herr in weißem Kittel, an dessen Gürtel eine mächtige Mauserpistole baumelt. Ich warte also: eine halbe Stunde, eine, zwei, drei Stunden. Mein Fieber hat wieder angefangen, und ich habe nur den einzigen Wunsch, bald irgendwie zur Ruhe zu kommen. Ein Beamter, dem ich meine Bitte vortrage, führt mich in das obere Stockwerk. In einem Beratungssaale steht ein Ecksofa. Unter den Bildern von Marx, Lenin, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg falle ich in unruhigen Fieberschlaf.

Als man mich abholt, ist es Nacht. Das Zimmer ist endlich fertig. Allerdings nicht im Hotel de France, wie mein Führer sagte. Dort war es nicht möglich, Platz zu schaffen, sondern in einem andern Haus. Ein ausgezeichnetes Zimmer, sagt der Führer. Wir gehen in



Garküche auf dem Basar in Merw.



Sartischer Kaufmann in Buchara.

ein ebenerdiges Haus. Der Eingang voll Schmutz, die Tür klemmt. Mit einiger Gewaltanwendung läßt sie sich jedoch öffnen. „Hier, Ihr Zimmer!", sagt der Führer mit großartiger Handbewegung. „Hier, Ihr elektrisches Licht!" Er dreht eine Birne an. In ihrem Scheine sehe ich, daß man sich augenscheinlich Mühe gegeben hat, den Raum von dem größten Dreck zu reinigen. „Hier, Ihr Bett!", fährt der Führer fort, und ich werfe einen zweifelnden Blick auf das wacklige Eisengestell. Allein die Mühe, die man sich gegeben, ist nicht zu verkennen: über dem Strohsack liegt sogar ein leidlich sauberes Leintuch.

Es sind noch vier Bettstellen im Zimmer. Eine gebe ich dem jungen Armenier, der von Dschulfa aus mit mir fuhr und der keine Unterkunft hat. Trotz des Fiebers fange ich an Hunger zu spüren; denn ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Der Armenier springt fort und holt Brot und Früchte. Früchte gibt es hier in ungeheuren Mengen, das einzige Nahrungsmittel, an dem kein Mangel herrscht.

Wir liegen schon im Bett, als an der Tür gelärmt wird. Es gibt noch Zuzug: zwei Sowjetbeamte, ein paar flegelhafte, schmutzige junge Bengel mit riesigen Revolvern. Sie machen sich zunächst an das Abendessen. Ihre Haupttätigkeit ist jedoch, durch Verstreuen von Gurkenschalen, Kirschkernen, fettigem Papier, Brotresten, unterstützt durch kräftiges Spucken, das Zimmer mit möglichster Beschleunigung wieder in einen Schweinestall zu verwandeln. Als sie hören, daß ich aus Deutschland bin, stellen sie die üblichen Fragen: Wie es den deutschen

Arbeitern geht? — Ich bin einigermaßen gereizt, und so antworte ich: „Wesentlich besser als den russischen!“, worauf sie mich belehren, daß dies die Schuld der deutschen Arbeiter sei, weil diese die Russen mit der sozialen Revolution allein ließen. Trotzdem seien die russischen Arbeiter besser daran, weil sie die Macht im Staate hätten, die deutschen aber unterdrückt würden.

Dann folgen die üblichen Bemerkungen über die deutsche Sozialdemokratie und über „Schejdemann“. Es ist merkwürdig: von allen deutschen sozialdemokratischen Führern hört man in Rußland nur den einen nennen, auf den sie all ihren Haß und ihre Wut konzentrieren, wie ich auch noch keinen Kommunisten in Rußland traf, der nicht davon überzeugt ist, daß Scheidemann Liebknecht eigenhändig erschossen, zum mindesten aber seine Ermordung organisiert habe.

Inzwischen haben meine beiden neuen Schlafgenossen ihre Abendmahlzeit beendet und machen Nachttoilette, die darin besteht, daß sie Rock und Stiefel ausziehen, wobei ein paar Füße von so grauenhaftem Schmutz zum Vorschein kommen, daß selbst ich entsetzt bin, der ich im Verlauf der Reise hierin doch schon einiges erlebt habe. Endlich sind sie im Bett, setzen jedoch zu meiner geringen Freude ihre Unterhaltung fort, die wenig Interesse für mich hat. Denn die zwei sind typische Beispiele für jene an sich ungebildeten Kommunisten, die in der Parteischule auf ganz bestimmte Phrasen eingedrillt wurden.

Als das Licht schon gelöscht war, fragen sie mich noch, wie ich über die Bourgeoisie denke, und sie erwarten

wohl, daß ich nun meinen ganzen Abscheu vor dieser ausdrücke. So ist das Erstaunen maßlos, als ich erwidere, ich sei selbst ein „Burschuis". Schließlich wird die Stimmung so peinlich, daß ich einlenke und sage, ich sei ein Burschuis, wenn sie darunter einen Angehörigen der Intelligenz verstünden, jedoch keiner, wenn sie nur die reichen Kapitalisten dazu rechneten, worauf sie befriedigt grunzen und ich endlich einschlafen kann.

Das heißt, mit dem Schlafen war es nur eine kurze Freude, denn ich war bald derart zerstochen, daß ich kein Auge mehr zutun konnte. Die Strecke wies am nächsten Tage etliche Läuse und Wanzen auf, allein die Übermacht war so groß, daß die Lage für mich hoffnungslos war. In der nächsten Nacht versuchte ich daher, auf der Veranda auf dem Boden zu schlafen. Dort fielen mich jedoch so viele Flöhe an, daß es auch nicht besser war. Endlich rückte ich zwei Tische aneinander, und da ging es einigermaßen. Trotzdem war eine gründliche Razzia und peinlichste Untersuchung von Schlafsack, Wäsche und Kleidern jeden Morgen und jeden Abend nötig, wobei es oft eine nicht unerhebliche Beute gab. Nur in Brasilien habe ich noch soviel Ungeziefer erlebt. Aber es blieb mir nichts anderes übrig als auszuharren. Im Hof konnte man nicht schlafen, denn jeden zweiten Tag regnete es so, daß er sich in einen Teich verwandelte, und überdies diente er für alle Hausbewohner als W. C.

Ähnlich wie mit der Unterbringung stand es mit der Verpflegung. Wie ich schon schrieb: eigentlich gab es nur Früchte. Schließlich entdeckte ich ein Restaurant; es war so schmutzig, daß ich zu Anfang meiner Reise um keinen

13*

Preis hineingegangen wäre. Mit der Zeit stumpft man jedoch ab, und schließlich: Was sollte ich machen, wollte ich nicht verhungern?

Mit jedem Tage wurden jedoch die Gerichte, die auf der Speisekarte standen, weniger. Schließlich gab es nur noch kalten Fisch. Nur das Ungeziefer in meinem Zimmer wollte nicht abnehmen, dazu jeden zweiten Tag schwere Fieberanfälle und ein Kopfschmerz, der irrsinnig machen konnte. Auch die Folgen meiner Kaltwasserkur stellten sich in Form eines bösartigen Bronchialkatarrhs ein, so daß mich jede Nacht der Husten nur so warf. Wie auf eine Erlösung hoffte ich von Tag zu Tag auf Fertigstellung meines Passes, um diese ungastliche Stätte verlassen zu können.

## 37. Milliardentanz.

Eriwan.

Inmitten des kleinen Teepavillons auf dem Boulevard von Eriwan sitzt man wie auf einer Insel von Licht. Die großen alten Bäume, die ihn umschließen, sind dieselben geblieben all die Jahre. Ihnen haben Krieg und Revolution nichts angehabt, und sie verdecken gütig dem Blick die Verwahrlosung und den Schmutz der dahinter liegenden Straßen.

Dieser Teepavillon ist Abend für Abend übervoll, trotzdem der kleinste Imbiß Millionen kostet: ein Glas Tee 2 Millionen Rubel, ein Stück Kuchen ebensoviel; eine Portion Eis 5 Millionen. Gemessen an den Preisen in der Stadt, ist dies nicht einmal übermäßig. Denn das Pfund Brot kostet 4 bis 5 Millionen, 1 Pfund Kirschen

2 bis 3. Unter 15 bis 20 Millionen erhält man kein Mittagessen, 1 Zitrone kostet 8 Millionen. — Dagegen kann man eine Flasche ausgezeichneten Wein schon für 6 Millionen kaufen, d. h. man muß für die leere Flasche noch einmal 6 Millionen Flaschenpfand zahlen.

Allerdings hat ja Armenien, wie schon erwähnt, die jämmerlichste Valuta der Welt, und ihr gegenüber ist sogar die russische noch Edelvaluta. Allein das hindert nicht, daß der Teepavillon jeden Abend voll ist von einem eleganten Publikum. Ja: elegant; das ist kein Schreibfehler! Die kleinen Armenierinnen halten etwas auf sich. Sie sind alle in weißen Kleidern, weißen Strümpfen, weißen Schuhen — viele in Seide, alle in Schmuck; alle sorgfältig frisiert und manikürt. Auch ihre Kavaliere sind zum Teil in weißseidenen Jacken. Wirklich, wenn man hier sitzt, vergißt man ganz, in Eriwan zu sein, der Hauptstadt des ärmsten und elendesten Landes, das nur fremde Hilfe vor dem Verhungern bewahrt.

In der breiten Allee flaniert zu den Klängen der Kapelle ein nicht weniger elegantes Publikum, flirtend, blickewerfend und poussierend. Unermüdlich spielen die Musikanten, und die Kellnerinnen können gar nicht so viel Kuchen und Eis herbeibringen, wie die Gäste verlangen.

Vielleicht ist heute das Getriebe noch besonders groß, weil ein Dekret der Regierung verkündete, daß von heute ab das armenische Geld dreifachen Wert hat. Jeder Besitzer der schmutzigen Scheine, von denen man Stöße benötigt, um den kleinsten Einkauf zu machen, hat also von heute sein Vermögen verdreifacht.

Ja, es ist kein Scherz! Man dekretiert, das Geld hat den dreifachen Wert. Und um zu beweisen, daß dies kein Scherz, gibt die Staatsbank Gold um ein Drittel des bisherigen Preises ab.

Natürlich heißt das Sturm auf die Bank. Ich war heute früh dort, nicht um Gold zu kaufen, sondern um Devisen einzuwechseln. Vor dem Tore drängten sich Haufen einlaßheischender Menschen. Allein die Türen waren gesperrt, und Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett standen davor. Nur durch ein Empfehlungsschreiben des Auswärtigen Amtes kam ich hinein.

Drinnen vor den Kassen der gleiche Ansturm der Glücklichen, die durch Zufall oder Energie oder Bestechung in das Goldparadies hineingelangt sind. Auf den ersten Blick möchte man meinen, in einem Postpaketamt zu sein, denn die Leute vor den Schaltern haben alle große Pakete mit oder Säcke. Und aus Säcken und Paketen holen sie die verschnürten buntbedruckten Papierbündel, um sie gegen gleißende Goldstücke einzutauschen. Noch wilder drängt man sich hier. Gold um ein Drittel des Preises! Diese unwahrscheinliche Laune des Glücks will man nicht verpassen. Vorwärtsdrängen und Vorwärtsstoßen mit den Ellenbogen; denn lange kann der Segen ja nicht währen.

Andere Staaten suchen durch schwere finanzielle Opfer ihre Valuta zu heben. Armenien, ausgerechnet Armenien, dekretiert einen höhern Wert und schenkt seinen Untertanen Milliarden! Allerdings nur einigen wenigen Bevorzugten, denen, die rechtzeitig Wind von den neuen Maßnahmen erhielten, die Stöße Papiergeldes zur Verfügung hatten, den Spekulanten und Wucherern, die heute nirgends in

der Welt solche Gewinnchancen haben wie im Sowjetstaat. Man brauchte sich nur die Gesichter derer anzusehen, die sich vor den Kassen drängten.

Ein paar Dämchen, die keinen Platz finden und sich neben meinen Tisch drängen, lassen mich aufsehen. Dabei fällt mein Blick zum ersten Male auf eine Reihe Gestalten, nein Gespenster, die sich um den Pavillon drehen. Ich erschrecke, ich habe wieder Fieber. Den ganzen Tag bin ich mit schwerem Fieber in meinem Quartier gelegen, in dem schmutzigen, verwanzten und verlausten Raum, den mir das Auswärtige Amt angewiesen. Als ich mich beklagte, sagte der liebenswürdige Beamte, sie hätten keinen andern und ich würde in ganz Eriwan kaum eine ungezieferfreie Wohnung finden. Ich glaube, das war keine Ausrede und er hat nicht übertrieben. Ich habe ein paar Wohnungen gesehen. Die meisten eleganten Kavaliere und Dämchen, die hier sitzen, hausen nicht anders.

Gegen Abend wurde ich fieberfrei und ging unter die Bäume des Boulevard, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Aber nun muß das Fieber wieder eingesetzt haben. Das, was sich um den Zaun drängt, müssen Phantasiegebilde, kann nicht Wirklichkeit sein.

Schmutzstarrende, gierige, schwarze, knochige Hände bewegen sich aus dem Dunkel in das Licht des Pavillons. Gekrümmte Hände, sich öffnende und schließende, sprechende Hände, bittende, flehende. Verelendete Arme strecken sich empor, wie die der verdammten Seelen aus dem Fegefeuer. Die Gesichter liegen im Schatten, sie tauchen nur ab und zu im Licht auf, Masken des Hungers und des Todes.

Wann werde ich das Fieber los! Ich muß es doch

loswerden, ich muß doch weiter nach Turkestan, ins heißeste Zentralasien.

Phantome des Fiebers! Gleich werden sie verschwinden und andern Platz machen, vielleicht glühenden Feuerbränden, die mir um den Kopf wirbeln. Doch nein, sie bleiben, all die schwarzen, knochigen, sich krümmenden Hände, sie bleiben um mich. Und da faßt eine nach mir, zupft bittend an meinem Rock.

Ich falle in die Wirklichkeit, wie man im Traum in bodenlosen Abgrund fällt. Diese Hände des Grauens sind Wirklichkeit. Im Handumdrehen habe ich mein Kleingeld verteilt. Die Hände verschwinden, aber neue strecken sich aus, langen durch die Stäbe des Geländers. Ich drehe mich um, ich kann sie nicht mehr sehen, und da bin ich wieder mitten im Licht, auf unserer Insel, die auf dem Elendsmeere schwimmt. Welch vergnügte frohe Gesichter! Die Unterhaltung schwirrt. Geschäft, Milliardentanz.

Milliardentanz! Der Starke, der Unbedenkliche, der Gewissenlose holt sich seinen Teil. Nur um sich stoßen, nur oben bleiben! Heute regnet es Geld, fällt mühelos in den Schoß. Nur die rechte Witterung haben! Milliardentanz! Leicht rollt wieder leicht verdientes Geld.

Wie flott die Musikanten spielen! Da die Schwarze mit dem Lockenkopf und dem aparten Halsschmuck wiegt den Takt mit. Sie blickt von der Glücksinsel hinunter in das Gespenstermeer, gar nicht erschreckt, nein, sie lacht, amüsiert sich über irgendeinen komischen Krüppel.

Es geht nichts über reinliche Scheidung. Wer Geld hat, gehört hier oben hinauf; wer keines hat, hinunter in den Sumpf. Es wagt sich auch keiner hinauf, denn ein

robust aussehender Mann in weißer Jacke sorgt dafür, daß die hier oben nicht gestört werden.

Aber nun wird er fortgerufen, zum Büfett, und zwei Krüppel wagen sich doch hinauf. Einbeinig humpeln sie. Sie kommen nur bis an den ersten Tisch, da ist der Mann mit der weißen Jacke schon zur Stelle. Eilig, schuldbewußt, humpeln sie die Treppe wieder hinunter.

Wie flott die Musik spielt! Man könnte ganz vergnügt werden und alles Elend in der Welt vergessen. Ach nein, man vergißt es ja auch wirklich, man stumpft so ab, wenn man es täglich vor Augen hat. Und man hat ja selber so viel durchgemacht die letzten Jahre. Nie war Menschenleben so billig wie Brombeeren. Wie sagte jener Polizeikommissar, der gebeten wurde, nach einem verlorenen Kinde forschen zu lassen: „Wir suchen nicht einmal nach einem verlorengegangenen Stück Großvieh, wie sollten wir nach einem Kinde ...!"

Die Dame mit dem schwarzen Lockenkopf lacht in den Höllenbreugel da unten hinein, lacht einem verelendeten Jungen zu, der unter ihren aufmunternden Blicken nach den Klängen der Kapelle zu tanzen anhebt. Vielleicht wirft die freundliche Dame ihm ein paar Brosamen dafür hinunter.

Es ist wirklich eine freundliche Dame, und ein anderer Junge, ein Bengel von kaum sechs Jahren, faßt sich ein Herz und huscht rasch auf die Terrasse. Ohne ein Wort zu sagen, stellt er sich vor der Dame auf und streckt seine Hand aus. Es wäre eigentlich eine süße kleine Kinderhand, hätten Not und Hunger sie nicht zu einer schmutzigen Schale des Grauens gemacht. Er sagt kein Wort, hält

nur seine Hand hin und lächelt das junge Mädchen an, aber es ist ein grauenhaft verzerrtes, in sein Gegenteil verzerrtes Lächeln.

Nein, so hatte die Dame es nicht gemeint. Sie wendet sich ab, sagt ein Scheltwort. Aber der Junge bleibt stehen, hält die Hand ausgestreckt und schaut sie mit dem gleichen grauenhaften Lächeln an.

„Geh, mach, daß du fortkommst!" Der Kavalier des jungen Mädchens hebt den Stock. Aber sie hat doch ein gutes Herz. Sie nimmt einen Löffel voll Eis und leert ihn in die kleine Schmutzpfote. Der Junge sieht sie entgeistert an. Wie viele Abende steht er nicht schon vor der Terrasse und starrt hinauf und träumt den unwahrscheinlichen Traum, einmal von dem süßen Eis schlecken zu dürfen, und nun hält er es kaltbrennend in der Hand. Wie ein Wiesel will er damit fort. Da hat ihn schon der in der weißen Jacke gesehen. Ein Fußtritt trifft ihn. Er fällt der Länge nach hin. Doch seinen Schatz hält er unversehrt in der ausgestreckten Hand.

Ich sehe ihm nach. Am Fuße der Treppe sitzt ein noch jüngerer Knabe, vielleicht sein Bruder oder sein Freund. Dem bringt er die köstliche Leckerei, läßt sie ihm aus seiner Hand schlecken.

Glückselig leckt der Kleine von dem Eise, aber nur die Hälfte. Dann weist er die Hand ab; den Rest muß der Große essen. Und der schleckt und leckt, bis die kleine Schmutzpfote fast rein ist.

Jetzt sitzen beide still nebeneinander, einer dicht neben den andern geschmiegt, und auf beiden Gesichtern liegt der Ausdruck grenzenlosen Glückes.

## 38. Eine Geschichte in Blut.

Eriwan.

Die Natur hat Armenien alle Vorzüge der Lage und des Klimas gegeben: eine Hochfläche, von Schneebergen durchsetzt, dazwischen weite Strecken fruchtbarsten Landes. Überall herrlich klare frischsprudelnde Quellen und Bäche. Eine Sonne, heiß genug, um Trauben und Früchte von wunderbarer Süße reifen zu lassen, und doch nicht zu heiß, als daß sie unerträglich würde, zumal von den Schneebergen allabendlich kühler Wind weht. Kurz, es wären alle Vorbedingungen gegeben, hier ein gesundes, glückliches Volk leben zu lassen. Vielleicht ist es nur die Tragik der Armenier, daß sie zu früh und als einzige unter allen ihren Nachbarn das Christentum annahmen. Dadurch waren sie ständig von einer fremden feindlichen Welt umgeben, und einer kurzen Blüte nationaler Selbständigkeit folgte eine Unterdrückung, eine Fremdherrschaft nach der andern.

Es ist erstaunlich, daß sich trotz dieser jahrhundertelangen Unterdrückung die nationale und kulturelle Eigenart des armenischen Volkes bis heute erhielt. — Ich wandere durch die Bibliothek des Klosters Etschmiadsin und staune über die Fülle der wertvollen dort aufgestapelten Bücher und Handschriften.

Etschmiadsin ist das älteste armenische Kloster, vielleicht das älteste Kloster überhaupt. Es ist der Sitz des Katholikos, des Oberhauptes der armenischen Kirche, unter dem die beiden Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem stehen. Die Kathedrale aus dem sechsten Jahrhundert muß einmal wunderbare Wandmalereien

besessen haben. Jetzt sind nur noch Bruchstücke davon erhalten. Dafür hat man ein paar sehr wenig schöne moderne Bilder hineingehängt. Dann ist da noch ein Museum, das alles enthält: von alten Keilinschriften bis zu modernen deutschen Lithographien aus der biblischen Geschichte, einem Geschenk des Leipziger Orient-Reise-Klubs, der vor dem Kriege einmal Gast in Etschmiadsin war, und von wertvollen alten Miniaturen und Goldarbeiten bis zu einer höchst wertlosen Sammlung armenischen Sowjetgeldes.

Keinerlei Erinnerung findet man jedoch in Etschmiadsin an die zahlreichen Massaker, wie überhaupt die Selbstverständlichkeit erschreckend ist, mit der die Armenier diese ganze blutige Frage behandeln. Massaker hat es immer gegeben; das ist kaum etwas, sich groß darüber aufzuregen. Dabei hat man hier die vielen Tausende von Waisen vor sich, die von den amerikanischen Unterstützungskomitees aufgezogen werden und die einem die ganze grausige Wirklichkeit der letzten Jahre ständig ins Gedächtnis zurückrufen.

Natürlich liegen die Dinge nicht so, daß die Armenier immer nur die reinen Unschuldslämmer waren. Armenier haben es mir gegenüber selbst zugegeben, daß es ein schwerer Fehler war, sich bei Ausbruch des Weltkrieges von den Alliierten dazu verleiten zu lassen, die Waffen gegen die Türkei zu ergreifen. Wenn dies auch keine Entschuldigung bildet für die darauffolgenden furchtbaren Unterdrückungsmaßnahmen der Türken, so fällt doch letzten Endes die Verantwortung auf die Alliierten, genau so wie für die tragischen Schicksale des tapferen kleinen assyrischen Volkes vom Urmiasee, das sich auch von

der Entente in einen aussichtslosen Krieg gegen Türken und Kurden hineinhetzen ließ und dann im Stich gelassen wurde. Man kann heute unter Assyrern und Armeniern sehr bittere Stimmen über das einst bewunderte und verehrte Frankreich hören.

So unerhört nun die Opfer der Armenier im Weltkrieg auch waren, — man schätzt sie auf eine Million, das ist ein Viertel aller in der ganzen Welt lebenden Armenier —, so brachte der Krieg ihnen endlich doch die seit Jahrhunderten ersehnte Selbständigkeit. Allerdings eine Selbständigkeit diminutiver Art; denn der nach der Kerenski-Revolution gegründete armenische Staat umfaßt noch nicht einmal das ganze russische Armenien. Außerdem war es eine von tausend Gefahren und Feinden umgebene Selbständigkeit. Die aus Kadetten und Anhängern der Daschnaktsakan, der alten revolutionären Freiheitspartei, gebildete Regierung sah sich auf der einen Seite den Türken, auf der andern den Bolschewiki gegenüber.

Im November 1920 griffen die Türken unvermutet Kars an. Die Armenier wurden völlig überrumpelt. Die Festung fiel ohne einen Schuß. Man schreibt die schmähliche Übergabe der Propaganda der Bolschewiki zu, die von Osten her gegen die armenische Grenze vorrückten.

Nach dem Fall von Kars legten die Daschnaktsakan die Regierung in die Hände der Bolschewiki. Trotz dieser freiwilligen Machtübergabe und trotzdem das ganze Volk die bolschewistische Herrschaft wünschte als Schutz gegen die Türken, fingen die Russen sofort mit einer grausamen Unterdrückungspolitik an. Eine Fülle von Arrestationen, Deportierungen und Füsilierungen folgten aufeinander.

Schließlich erreichte die Erbitterung ein solches Maß, daß am 18. Februar 1921 ganz Armenien sich wie ein Mann erhob und nach blutigen Kämpfen die Russen verjagte. Das sogenannte Errettungskomitee aus Daschnaktsakan und Sozialrevolutionären übernahm die Regierung. Jedoch bereits im April kamen die Russen mit starken Kräften zurück, und Armenien wurde abermals bolschewistisch. Allerdings war die Politik der Russen bei dieser zweiten Besetzung eine ganz andere, und sie nahmen nunmehr auch in Armenien die gleiche versöhnliche und liberale Haltung ein wie in Georgien.

Heute ist in ganz Armenien von einem irgendwie nennenswerten Widerstand gegen die Herrschaft der Sowjets wohl kaum die Rede. Natürlich gibt es noch nationalistische Aspirationen, allein die große Mehrzahl des Volkes ist viel zu froh, daß die gegenwärtige politische Ordnung ihnen erlaubt, in relativer Sicherheit zu existieren, als daß irgendwie antibolschewistische Propaganda Fuß fassen könnte.

Jahrhundertelange Leiden haben allerdings die Armenier mißtrauisch gemacht. So fürchten sie, daß die Sowjets sie einmal aus politischen Gründen der Türkei opfern könnten, wie sie den Türken schon die Wilajete Bitlis, Wan, Erserum und sogar Kars preisgaben. Oder man fürchtet, daß die Engländer das Bedürfnis nach einem armenischen Pufferstaate gegen Russen oder Türken haben könnten, dessen Schaffung für Armenien selbst nur neue Leiden und Opfer bedeuten würde. Und so mag es denn sein, daß die Geschichte dieses unglücklichen Volkes noch nicht das letzte mit Blut geschriebene Blatt aufweist.

## 39. Ararat.

Eriwan.

„Hier auf diese Terrasse trat ich jeden Abend in jener ersten Zeit der Bolschewikiherrschaft und hob die Arme gegen Himmel und rief: ‚Wann wird ein Ende sein, o Herr?'"

Der Erzbischof von Eriwan hat sich in Erregung gesprochen und steht jetzt schweigend neben mir. Lang herab wallt ihm der graue Bart, und sein talarartiger weißer Rock erhöht noch das Ehrwürdige seiner Erscheinung.

Ich aber stehe wortlos an der Brüstung, noch ganz benommen von dem Blick, der sich vor mir breitet. Lange bin ich durch enge schmutzige Gassen gewandert, ohne andern Ausblick als auf die nächste verwahrloste Straße. Dann ging's über den Hof der armenischen Kathedrale, durch einen dürftigen Garten in das Haus des Erzbischofs, und nun stehe ich hier, unvermutet überwältigt von einem der schönsten Panoramen der Erde.

Das erzbischöfliche Haus hängt mit der einen Seite über die Bergwand wie ein Adlerhorst. Unter der vier Meter breiten Terrasse fällt der Fels senkrecht ab. In der Tiefe schäumt in vielen Windungen ein zwischen Felsen sich überstürzender weißgischtender Bergfluß. Weiterhin kleben Hütten wie Nester an den Felsen über den Ufern. Zur Linken krönen die Steinwand die Trümmer der stolzen Bauten aus der Zeit der persischen Herrschaft. Wenig ist mehr erhalten: ab und zu ein Torbogen oder ein Gewölbe. Nur eine köstliche Moschee mit wundervollen Majoliken blieb unversehrt als Erinnerung an die Zeit, da hier ein mächtiger Schah gebot.

Eine Straße führt in vielen Windungen hinunter zum Wasser. Unter dem hochgewölbten Brückenbogen baden braune Knaben. Auf dem jenseitigen Ufer dehnen sich Gärten an Gärten. Sie sind voll von Obstbäumen und Weinstöcken und diese übervoll von Früchten. Tief, tief zur Erde neigen sich die überreich behangenen Zweige, als wollten sie demütig ihren Segen darbieten.

Jenseits von Fluß und Gärten und von weithin sich dehnenden Hochflächen erhebt sich klar, kalt, eisstarrend und übermächtig der Ararat. Auch ohne die Legende, die die Arche Noahs nach der Sündflut an seinen Hängen landen ließ — in der Schatzkammer des Klosters Etschmiadsin werden übrigens Reste der Arche gezeigt —, ist es ein Berg, vor dessen Majestät man sich beugen muß.

Unvermittelt erhebt er sich über die Ebene. Zur Linken der Kleine Ararat. Ein schlanker, eleganter Kegel, gleich dem Fujijama auf japanischen Holzschnitten. Dann senkt sich die Berglehne zu einem tiefen Sattel, ehe sie wieder ansteigt zu dem mächtigen Schnee- und Eismassiv des Großen Ararat.

Zum Greifen nahe ist der Berg. Unmittelbar steht man vor seiner grandiosen Einsamkeit. Ja das ist ein Platz, an dem man sich dem Höchsten näher fühlen mag. Der Erzbischof liest wohl, was in mir vorgeht, und überläßt mich schweigend meinen Gedanken, bis der Leiter der amerikanischen Hilfsmission auf die Terrasse tritt.

Ich bin in den letzten Tagen, soweit es mein Fieber zuließ, viel mit dem Amerikaner herumgewandert: durch Heime, Flüchtlingsasyle, Arbeitsstätten und Lazarette und vor allem durch Waisenhäuser ohne Zahl. Es ist ein



Moschee in Buchara.

Friedhof in Buchara.

Sartische Händler.

gewaltiges Werk selbstloser Menschenliebe, das die Amerikaner in Armenien leisten. Von allen Himmelsgegenden strömen die armenischen Flüchtlinge auf dem Territorium des jungen Staats zusammen, das nicht einmal ausreicht, die ursprünglich dort Ansässigen zu ernähren. Grenzenloses Elend und der sichere Hungerstod müßten die Folge sein, hätten nicht die Amerikaner eingegriffen. Ihre Beauftragten nehmen an allen Stationen die Flüchtlinge in Empfang. Sie sorgen für Unterkunft, Ernährung, Kleidung und, so gut es geht, auch für Arbeit. Vor allem aber haben sie die verelendeten und verkommenen Waisen von den Straßen aufgelesen, all die Zehntausende von Kindern, deren Eltern massakriert wurden oder an Hunger und Seuchen starben. In ganz Armenien werden diese Waisen von den Amerikanern genährt, gekleidet und erzogen. In Alexandropol, in den Baulichkeiten eines ehemaligen Truppenübungsplatzes, sind allein 40000 Waisenkinder untergebracht.

Die Knaben werden zu einem großen Teil als Boy-Scouts aufgezogen. Unter ihren Scoutmastern wohnen sie zusammen und versorgen selbständig ihre ganze Wirtschaft. Sie haben ihre Gärten und Felder, die sie bestellen und von deren Ertrag sie leben. Sie kochen, waschen und handwerkern selbst. Daneben aber wird fleißig exerziert unter dem Schwenken einer mächtigen amerikanischen Flagge und zu den Klängen einer Kapelle, die gleichfalls aus Boy-Scouts besteht. Der Leiter der Fürsorgeabteilung in Eriwan, der selbst die Friedfertigkeit und Sanftmut in Person ist, ist über die militärische Seite seiner Erziehung ganz besonders begeistert, und er

ist eigentlich nur deshalb zu uns auf die Terrasse gekommen, um unsere Aufmerksamkeit auf seine Scouts zu lenken, die auf einem freien Platz über dem Fluß angesichts des Ararat exerzieren.

Was die Amerikaner aus ihren Pfleglingen in ganz kurzer Zeit gemacht haben, ist allerdings erstaunlich. Der Unterschied in Haltung, Mienen, Ausdruck, Auftreten zwischen Boy-Scouts und den andern armenischen Jungen ist so groß, daß man kaum zu glauben vermag, daß beide der gleichen Rasse angehören. Diese Erziehung zum Amerikaner hat allerdings auch ihre Schattenseiten, denn schließlich sollen diese Jungen später doch einmal nicht in Amerika, sondern in Armenien unter Armeniern leben; ganz abgesehen davon, daß man bei der Regierung und in den nationalarmenischen Kreisen nicht gerade mit Begeisterung auf diese Amerikanisierung eines großen Teiles der armenischen Jugend blickt.

Die „amerikanischen" Jungen und Mädchen, die da unten exerzieren, bleiben nicht lange allein. Auch die englische Hilfsmission hat ihre Boy-Scouts und ihre Girl-Scouts, und zu den weißen Uniformen der Amerikaner gesellen sich die braunen der Engländer, zu dem Sternenbanner der Union Jack. Und schließlich kommen noch die bolschewistischen Boy-Scouts anmarschiert, die sich von den andern nur durch ihre brennend roten Krawatten unterscheiden und durch ihr blutrotes Banner. Alle drei Gruppen aber exerzieren friedlich unter dem Kommando des amerikanischen Scoutmasters, eines türkischen Armeniers, der während des Weltkrieges als Leutnant im osmanischen Heere gedient hatte.

Das Bild, das sich hier vor dem alten Menschheitsberg Ararat abrollt, ist also international genug. Und als der türkische Scoutmaster jetzt ein großes Tableau stellt, die Fahnen zusammenschwenken läßt und die Kapellen nacheinander die verschiedenen Nationalhymnen spielen, gerät mein Amerikaner, der trotz seiner militärischen Neigungen ein Pazifist und Weltfriedensfreund vom reinsten Wasser ist, in höchste Ekstase.

Voll Skepsis schaue ich auf das Spiel. Auf diese Weise werden sich die Gegensätze, von denen Armenien wie Transkaukasien und ganz Vorderasien voll ist, nicht überbrücken lassen. Bleibt doch nicht einmal das rein menschliche und selbstlose Hilfswerk der Amerikaner von Anfeindungen verschont. Ohne die Amerikaner wäre Armenien glatt verhungert, und doch gibt es genug Kreise, die auf das Sternenbanner, das die Amerikaner allerdings in reichlich vielen Exemplaren heraushängen, nur mit sehr gemischten Gefühlen sehen. Die Regierung selbst verfolgt der amerikanischen Hilfsmission gegenüber eine Politik der Nadelstiche: Man befördert ihre Post nicht regelmäßig, macht ihnen Paßschwierigkeiten, verlangt Bezahlung des in den Häusern verbrauchten elektrischen Stromes und schneidet ihnen gelegentlich die Leitungen ab.

Der Boden birgt Keime zu allen blutigen Wirren, trotzdem er im Schatten des Ararat liegt, auf dem die Arche landete und über den Gott den Regenbogen spannte als Zeichen des Friedens und eines neuen Bundes mit den Menschen.

Plötzlich fühle ich mich am Arm gefaßt. Der Blick des Erzbischofs weist nach dem Berge. Dort haben sich

Regenwolken geballt, in denen sich die Sonne bricht und, weiß Gott, vom Fuße des Ararat steigt farbig der bunte leuchtende Friedensbogen auf, um sich in den Wolken zu verlieren.

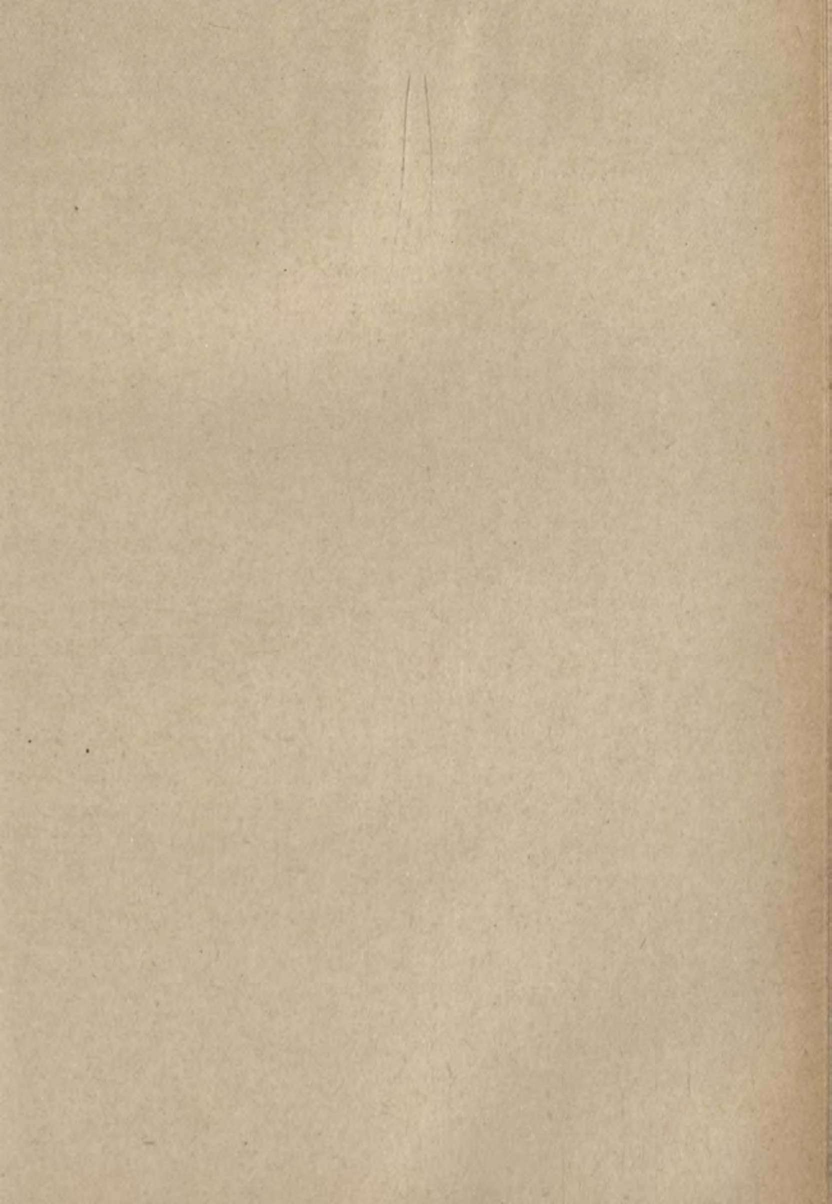
Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen und läse ich diese Geschichte als ein Fremder, ich würde den Regenbogen für eine freie Erfindung des Autors halten, um dem Völkerversöhnungsspiel am Fuß des Ararat einen hübschen Schluß zu geben.

Unten auf dem Exerzierplatz wurden die Banner geschwenkt, die Kapellen spielten und die Jungen und Mädel brüllten Hurra. Der Amerikaner neben mir auf der Terrasse riß in Begeisterung seinen Hut vom Kopf, schwenkte ihn zu den Kindern hinunter und gellte ein dreifaches Hipp Hipp Hurra. Der Erzbischof zu meiner Rechten aber streckte den Arm aus gegen den Regenbogen am Fuße des Ararat und sprach leise, mehr für sich als zu mir:

„Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allen lebendigen Seelen in allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sündflut komme, die alles Fleisch verderbe."

Langsam verblaßte der bunte Bogen, und vom Fluß herauf stiegen die Nebel.

# Georgien



## 40. Das Dorado im Kaukasus.

Tiflis.

Schon der Bahnhof überrascht: ein europäischer Bahnhof, sauber und gut gehalten, so ganz ohne alle jene Zeichen von Zerstörung und Verfall, wie man sie auf russischen Stationen so häufig findet. Aber auch ohne die Revolutionsromantik und ohne kommunistische Propaganda, die sich sonst gerade auf den Bahnhöfen ausbreitet, in bolschewistischen Apotheosen und bildlichen Gegenüberstellungen des proletarischen Idealstaates zu dem verrotteten bürgerlichen und in zahllosen überlebensgroßen Bildern von Lenin, Trotzki und andern.

Dann fährt man durch die Straßen der georgischen Hauptstadt, und die Überraschung wächst. Saubere Straßen, gut erhaltene Häuser, einwandfreie Fassaden. In Tiflis sieht man nirgends aus jedem Fenster ein blechernes, die Fassade verrußendes Schornsteinrohr sich biegen, zum Zeichen, daß aus jedem Zimmer eine Wohnung wurde, die gleichzeitig Küche, Wohn- und Schlafzimmer — oft für viele Menschen — bildet.

Krieg wie Revolution haben es mit Tiflis milde gemeint. Seine Mauern sahen weder Kampf noch Plünderung.

Die deutschen Truppen rückten ab, ehe die Engländer einzogen. Diese weilten nicht lange, und die Türken, die Batum und Baku besetzten, teilweise unter schweren Kämpfen, blieben Tiflis fern.

Auch mit der Revolution ging es glimpflich. Der Bolschewismus kam erst dorthin, als er sich bereits stark gemausert hatte. Den roten Kommunismus haben die Georgier nicht kennengelernt, höchstens den rosafarbenen. Überdies wurden die Moskauer Kommissare und die Roten Truppen durch einen Erlaß Lenins angehalten, glimpflich vorzugehen.

Der Hunger, der in Rußland und der Ukraine so verheerend wütete, blieb Georgien ebenfalls fern. Die Währung des Landes ist, gemessen an der russischen, direkt Edelvaluta. Der georgische Rubel hat den zweiundzwanzigfachen Wert des russischen. Und durch Batum, in dessen Hafen fast täglich ein Dampfer einläuft, ist es in direktem Kontakt mit Europa.

Ja, das Leben in Tiflis ist gar nicht schlecht. Dazu kommt, daß die Stadt recht hübsch gelegen ist, an der gelben, schäumenden Kura und beschattet von den Bergketten des Kaukasus. Freilich, wer die orientalische Gartenstadt sucht, die Bodenstedt, der Dichter der Lieder des Mirza Schaffy, in seinem „Tausendundein Tag im Orient" schildert, wird schwer enttäuscht sein, wie es einem deutschen Arzt ging, der, an das deutsche Hospital in Tiflis berufen, hier eine schimmernde orientalische Stadt erwartete.

Nein, Tiflis ist eine durchaus europäisch-russische Stadt. Sie hat zwar auch ihr orientalisches Viertel,

in dem Tataren, Türken und Armenier wohnen, allein es ist neben dem russischen Teil bedeutungslos und bietet überdies gar keine besonderen Sehenswürdigkeiten.

Das Hauptleben von Tiflis konzentriert sich auf den Golowinski-Prospekt, wo es bis in die späte Nacht einen angeregten Bummel gibt.

Zwei Dinge überraschen: die für russische Verhältnisse großartigen Läden und die Überfülle von Konditoreien und Kaffeehäusern sowie die Eleganz des promenierenden Publikums. Während zur Zeit meines Aufenthalts in der Ukraine die Damen gerade die ersten schüchternen Versuche machten, sich wieder besser anzuziehen, wobei es so etwas wie Mode überhaupt nicht gab, scheint man hier den Kontakt mit Paris niemals verloren zu haben.

Allerdings sind die Georgier ein selten schöner Menschenschlag, und die hohen, überschlanken, graziösen Erscheinungen der Georgierinnen haben es nicht schwer, sich geschmackvoll zu kleiden. Aber man scheut auch keine Kosten, um elegant und modern zu sein. Es ist ein sehr gut gekleideter, sehr gut aussehender Menschenstrom, der über die Promenade von Tiflis flaniert.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen alle, die es irgend ermöglichen können, nach Tiflis übersiedeln: vor allem die Künstler. Moskau ausgenommen, gibt es wohl keine andere Stadt Rußlands, in der gegenwärtig so viele Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen leben wie in Tiflis.

Besonders der Tanz hat in der georgischen Hauptstadt seine altberühmten Kultstätten. Es gibt eine ganze Reihe Ballettschulen, und es gehört durchaus zum guten Ton, seine Kinder dort ausbilden zu lassen. Zu den Berufstänzern und Sängern von früher kommen noch die, die Krieg und Revolution aus der Bahn warfen und die jetzt auf den Brettern ihren Lebensunterhalt suchen: die Frauen von ehemaligen Denikin- oder Koltschakoffizieren, frühere Prinzen und Prinzessinnen, deren es in Georgien nicht weniger gibt als in Persien, Studenten und Studentinnen, die ihr Studium nicht vollenden konnten, und andere.

Da die Theater nicht Platz für alle haben und doch alle leben wollen, so gibt es ständig Extravorstellungen, Sonderabende, Benefize. Ich mache einen solchen Abend im Garten des Union-Klubs mit. Tout Tiflis ist versammelt, die Reste der früheren „guten Gesellschaft", aber auch Vertreter des neuen Regimes, der Moskauer Gesandte, russische Kommissare und georgische Kommunisten.

Die Tanzpantomimen sind durchweg gut, getanzt von geschulten Tänzern und Tänzerinnen. Sehr erotisch; aber jede indezente Geste fehlt. Es wird 1 Uhr, ehe die Vorstellung zu Ende geht, danach bleibt man noch bis zum Morgengrauen bei gemeinschaftlichem Tanz beisammen.

Allein das Leben in Tiflis ist nicht nur Tanz und Vergnügen, es hat auch seine ernste Seite. Die hohe Valuta, so günstig sie Georgiens wirtschaftliche Lage gegenüber Europa macht, bedeutet doch für viele, die ihr

Geld in Sowjetrubeln liegen hatten, eine vollkommene Vermögensentwertung. Auch die ausländischen kaufmännischen Firmen klagen sehr darüber. Sie haben alle Ausgaben, Abgaben, Steuern in georgischen Rubeln zu bezahlen und erhalten für den Weiterverkauf nach Aserbeidschan, Armenien und Rußland nur Sowjetrubel.

Es ist noch ein unsicheres Geschäft. Aber auch gerade deswegen ein Geschäft, bei dem mit Hunderten von Prozenten gerechnet wird. Dadurch und durch alle die Abgaben, die sehr hohen Transportkosten, Bestechungsgelder verteuern sich die importierten Waren ganz ungeheuerlich: ein Paar Stiefel 20 Dollar, eine kleine Tafel Schokolade 1—2 Dollar. Die Preise sind ganz willkürlich und können von einem Laden zum andern um 100 Prozent wechseln.

Wenn unter diesen Umständen noch solche Mengen importiert werden können, so deshalb, weil von früher her in den Händen der besitzenden Klasse sich doch noch recht erhebliche Mengen von Gold und Goldwerten befinden. Der allgemeinen Konfiskation und Expropriation ist allerlei entgangen, und dann hat sich auch schon sehr viel neuer Reichtum gebildet. In keinem andern Lande der Welt kann man ja so rasch reich werden wie im heutigen Rußland. Beispielsweise differiert der Goldpreis in Moskau und im Kaukasus um eine ganze Anzahl von Millionen. Man braucht also nur hin- und herzufahren, dort einkaufen und hier verkaufen. Allerdings riskiert man bei diesem Geschäft wie auch bei andern Kopf und Kragen.

Von der Unruhe im Kaukasus, von der insbesondere in Persien sehr viel die Rede ist, merkt man in Tiflis nichts. Ebensowenig wie längs der Bahnstrecke. Überhaupt ist der Verkehr durchweg gut. Zwischen Batum, Tiflis und Baku gibt es mehrmals in der Woche gute und rasche Züge, mit Schlaf- und Restaurationswagen.

Am letzten Abend in Tiflis fuhr ich mit der Zahnradbahn auf den Davidsberg. Von oben hat man ein herrliches Panorama auf die Bergketten des Kaukasus mit der weißschimmernden Spitze des Kasbek am Horizont. Unten im Grunde schmiegt sich an die Windungen der Kura die Stadt. Nach heißem Tag sitzt man da oben kühl und luftig. Zahlreiche grusinische Musikkapellen spielen in den vielen kleinen Restaurants, die den von Mirza Schaffy besungenen goldgelben Kachetiner Wein ausschenken.

Wie der Abend verdämmert, flammt dort unten eine Lichtzeile nach der andern auf. Bis sich ein zweiter Sternenhimmel in dem dunklen Talgrund breitet. Fährt man dann bequem mit der Zahnradbahn hinunter und tritt auf die lichterhelle menschenbelebte Promenade, so vergißt man, in dem aus tausend Wunden blutenden Rußland zu sein, man möchte wähnen, in einer südeuropäischen Badestadt zu weilen, der Krieg wie Revolution gleich fernblieben.

## 41. Transkaukasien.

Tiflis.

Wenn man von Rußland in den Kaukasus fährt, ist der erste Eindruck, daß die R. S. F. S. R., die Russische Sozialistische Föderativ-Republik, doch nur ein sehr lockeres Gebilde sein muß. Denn man hat Zoll- und Paßkontrollen zu passieren, das russische Sowjetgeld hat keinen Kurs mehr oder wird, wenigstens von den amtlichen Stellen, nicht oder nur gegen Abzug genommen. Man kommt in Staaten mit eigenem Heer, eigener Post, eigenem Auswärtigen Amt, mit Gesandtschaften und Konsulaten im Ausland, wie auch die R. S. F. S. R. ihrerseits dort durch amtliche Missionen vertreten ist.

Es ist gar nicht leicht, das staatsrechtliche Verhältnis festzustellen, in dem die transkaukasischen Republiken eigentlich zu Rußland stehen. Man kann es erleben, daß man mit den besten Papieren, Ausweisen und Visa aus Rußland kommt und daß einem in Aserbeidschan oder Georgien gesagt wird: „Ihre russischen Ausweise gehen uns nichts an. Wir richten uns hier nur nach unsern eigenen Bestimmungen.“ Andererseits beruft man sich mitunter bei Protesten gegen Verbote, Ausfuhrschwierigkeiten und ähnliches auf Moskauer Verfügungen, gegen die man nichts machen könne.

Die drei transkaukasischen Republiken Georgien, Aserbeidschan und Armenien gehören erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit zum Sowjetrussischen Staatenbund. In allen dreien war vorher eine ausgesprochen antibolschewistische Regierung sozialistisch-demokratischer Tendenz am Ruder:

in Georgien die Menschewiki, in Aserbeidschan die Musawat und in Armenien die Daschnaktsakan. Georgien und Aserbeidschan wurden mit Waffengewalt bezwungen, Armenien schloß sich freiwillig den Sowjets an, um Schutz vor den Türken zu haben, die bereits Kars besetzt hielten und Eriwan bedrohten. Doch auch in Georgien und Aserbeidschan kam es nicht zu nennenswerten Kämpfen, da einerseits die Übermacht der Roten Truppen zu groß war und es andererseits in allen drei Ländern eine starke bolschewistisch gesinnte Opposition gab.

Die gestürzten Regierungen leben im Ausland weiter; sie unterhalten sogar teilweise noch ihre eigenen diplomatischen Vertretungen. Die Anerkennung der transkaukasischen Republiken als selbständige Staaten war zum mindesten voreilig; denn es war klar, daß auch ein bolschewistisches Rußland niemals auf die beiden wichtigen Plätze Batum und Baku verzichten konnte. In den Händen kleiner ohnmächtiger Staaten mußten sie nur allzubald in die Hände Rußland feindlich gesinnter Großmächte kommen und Stützpunkte für jede gegen die Sowjetregierung gerichtete feindliche Intrige werden. So mußte man von Anfang an damit rechnen, daß Moskau sich den verlorengegangenen Kaukasus wiederholte, was denn auch alsbald geschah. Heute noch mit einem Umschwung in Transkaukasien zu rechnen und die Gesandtschaften der früheren Regierungen weiter als solche anzuerkennen, ist glattweg ein Unfug. Über kein anderes Land sind ja solch törichte, unsinnige Gerüchte noch immer im Umlauf wie über Rußland, und so ist auch das angrenzende Persien voll von Gerüchten und angeblich verbürgten

Nachrichten über schwere Unruhen und über eine baldige antibolschewistische Erhebung in Transkaukasien. In Wirklichkeit liegt dem kaum mehr zugrunde als die ausgesprochen nationalistische Gesinnung der Kaukasier sowie Bandenkämpfe abseits der Bahnen.

Die Sowjetherrschaft im Kaukasus wird nicht nur verbürgt durch die dort stehende Rote Armee, sondern in gleichem Maße durch die kluge zurückhaltende Politik Moskaus. Armenien kann schon allein mit Rücksicht auf die türkische Nachbarschaft nicht daran denken, sich von Rußland zu trennen. Und ebensowenig ist in Aserbeidschan oder Georgien für absehbare Zeit mit Aufstand und Trennung von Rußland zu rechnen.

Das heißt nun nicht, daß es in allen drei Ländern keine starken nationalistischen Strömungen gibt. Im Gegenteil, überall nationalisiert man auf Tod und Leben. Die russische Sprache wird zurückgedrängt. In Eriwan gibt es nur noch Straßenschilder mit armenischer Schrift, in Tiflis nur solche mit georgischer. Während die alte Generation vielfach nur Russisch kann, spricht die seit dem Krieg herangewachsene in erster Linie Armenisch bzw. Georgisch oder in Aserbeidschan „Muselmanisch", einen turkotatarischen Dialekt. Diese Sprachen sind auch die offiziellen Amtssprachen.

Am stärksten ist die nationalistische Bewegung in Georgien. Die Georgier waren von jeher nationale Chauvinisten. Das war schon zu Zarenzeiten so und insbesondere während der Herrschaft der Menschewiki, die alle andern Bevölkerungselemente von der Teilnahme an der Regierung oder irgendeinem Amte ausschlossen. Auch

die georgischen Kommunisten sind zuerst Georgier und dann Kommunisten. Da man jedoch von Moskau aus diesen nationalistischen Tendenzen in kluger Weise Spielraum gewährt, fehlt den antibolschewistischen Kreisen die Möglichkeit, den nationalen Chauvinismus gegen Rußland aufzupeitschen.

Die Selbständigkeit führt auf wirtschaftlichem Gebiete sehr weit. Wagte es doch die bolschewistische georgische Regierung, das Sowjetgeld durch Dekret einfach außer Kurs zu setzen, trotzdem es nach dem Gesetz gleichwertig mit dem georgischen ist — auf jeder georgischen Note steht heute noch, daß sie gleichen Kurs mit dem russischen Rubel hat.

Trotzdem ergriff man diese kühne, einschneidende Maßnahme. Durch starke Besteuerung der Kaufmannschaft hatte sich das georgische Schatzamt in den Besitz bedeutender Mittel gesetzt, für die Gold und Valuta beschafft wurden. Nun war man finanzkräftig genug, den Sowjetrubel außer Kurs zu setzen. Gleichzeitig beglich man seine ausländischen Verpflichtungen und schränkte den Notenumlauf ein. Dadurch erreichte man in kurzer Zeit, daß sich der georgische Rubel gegenüber dem russischen auf das 20- bis 22fache hob. In Moskau war man darob wenig erbaut; man berief den georgischen Finanzminister zur Verantwortung nach Moskau, sah dann jedoch von Gegenmaßnahmen ab, wohl mit aus dem Grunde, daß man sich scheute, die einzige leidlich gute Valuta, die es jetzt in Rußland gab, zu zerstören.

Auch der aserbeidschanische Rubel hat sich in

Basar in Buchara.

Sarten beim Tee.

Sarten beim Umzug.

Stutenmelken.

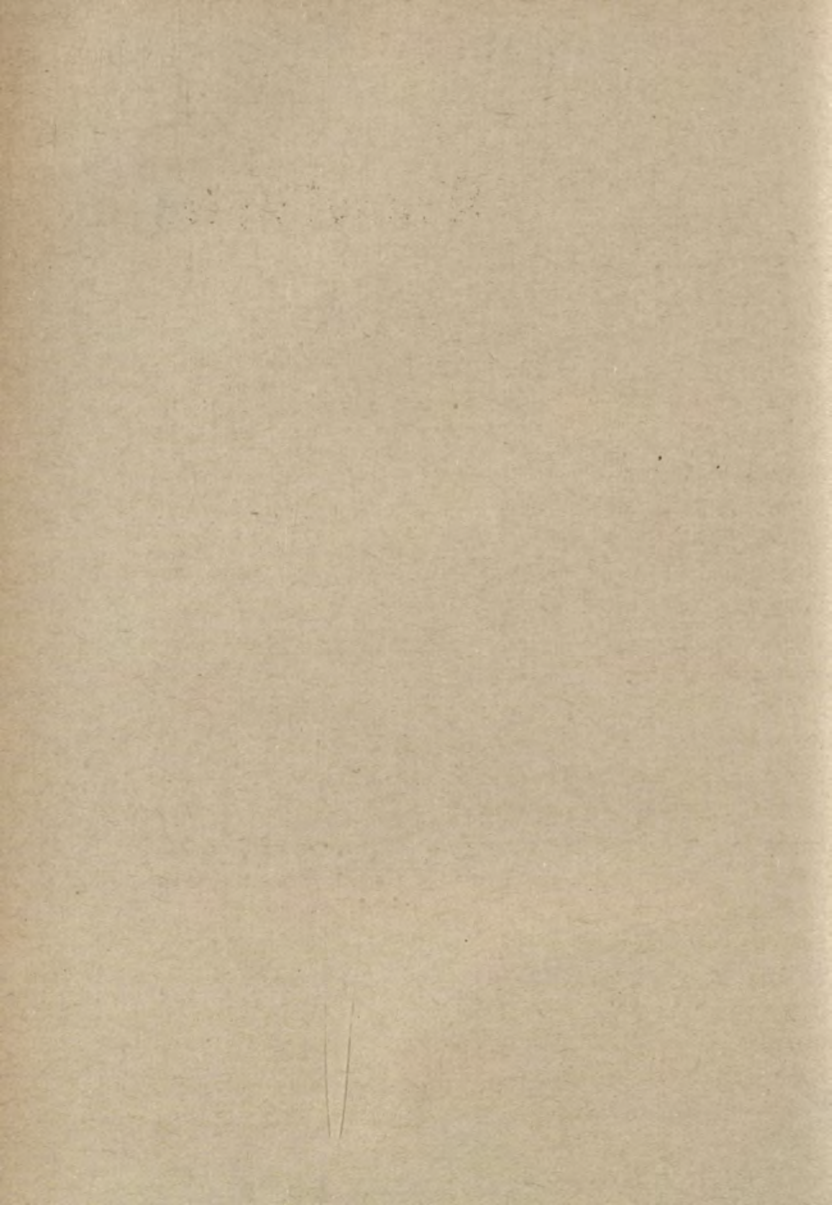
der letzten Zeit gehoben. Dagegen verharrt der armenische auf einem hoffnungslosen Tiefstand. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Eriwan versuchte die armenische Regierung, wie schon erwähnt, ein eigenartiges, aber wenig taugliches Mittel zur Hebung der Währung. Durch Dekret erhöhte sie den Wert des armenischen Geldes von einem Tag auf den andern um das Dreifache. Trotzdem die Staatsbank zu dem neuen Kurse Gold abgab, wurde das beabsichtigte Ziel, die Senkung der Preise, nur sehr unvollkommen erreicht. Dagegen trat eine völlige Verwirrung auf dem Geldmarkt ein, da von privater Seite der armenische Rubel teilweise nach dem alten, teilweise nach dem neuen und drittens nach einem Mittelkurse bewertet wurde.

Heute bilden die drei transkaukasischen Republiken einen Staatenbund mit dem Sitz der Bundesregierung in Tiflis. Von den zentralisierenden Maßnahmen ist jedoch nicht viel zu merken. Weder sind die einzelstaatlichen Auswärtigen Ämter aufgelöst noch die diplomatischen Vertretungen im Ausland noch die Außenhandelsstellen. Dagegen kann man heute in ganz Transkaukasien wenigstens ohne Zoll- und Paßschwierigkeiten reisen.

Der transkaukasische Staatenbund ist unter merklicher Beihilfe Moskaus zustandegekommen. Die Politik, die Sowjetrußland dabei verfolgte, ist jedoch wenig durchsichtig. Es mag sein, daß es die Selbständigkeit Transkaukasiens bis zu einem gewissen Grade begünstigt. Möglicherweise wartet jedoch die Zentralregierung nur auf den geeigneten Zeitpunkt, daß sie die nationalen

Autonomien wieder beschränken kann. Solange die Kommunistische Partei am Ruder ist, kann ja weitgehende Selbständigkeit gewährt werden, da deren straffe Organisation und Disziplin die Einheitlichkeit der Politik in allen Teilen des Reiches verbürgt. Sobald dies jedoch nicht mehr der Fall, ist es immerhin möglich, daß die nationalistischen Strömungen zu noch weitergehender Selbständigkeit einzelner Teile des heutigen Sowjetreiches führen.

# Transkaspien



## 42. Doch nach Turkestan!

Krasnowodsk.

Ich sitze wieder einmal mit untergeschlagenen Beinen in einem teppichausgelegten Gemach. Vor mir hockt auf einem rotseidenen Kissen ein Herr in einem gras-grünen Kaftan. Auf dem Kopf trägt er ein prachtvolles goldgesticktes Käppchen und in der Hand hält er einen Rohrfächer, wie ihn auf europäischen Öldrucken orientalische Odalisken zu tragen pflegen. Trotz des schwarzen Voll-bartes wirkt der untersetzte, leichtverfettete Herr merk-würdig frauenhaft.

Es ist der bucharische Gesandte bei der Aserbei-dschanischen Republik, der erst vor kurzem in Baku eintraf. Da er nur Usbek spricht, ist eine Verständigung zwischen uns ausgeschlossen, und wir begnügen uns damit, uns gegenseitig liebenswürdig anzulächeln und verbindlich zu-zunicken. Neben dem Gesandten sitzen seine beiden Russisch sprechenden Sekretäre, noch farbenprächtiger als er ge-kleidet in buntgebatikten seidenen Gewändern. Dann ist da noch der Bakuer Vertreter der Deutschen Orient-linie, die übrigens mit Energie und unzweifelhaftem Geschick den Verkehr nach Kaukasien und weiterhin nach Turkestan auszubauen beginnt. Vor uns stehen Tee und

ausgezeichnete bucharische Süßigkeiten aus Mandeln, Zucker, Honig und Kakao, ein Mittelding zwischen Schokolade und Marzipan.

Wir sind seit einer Stunde beisammen und nach orientalischer Sitte noch immer damit beschäftigt, gegenseitig Höflichkeitsphrasen und Komplimente auszutauschen; allein die drei Bucharen sind wirklich reizende Leute und überdies kamen sie mir direkt als Retter in der Not. — Eine Zeitlang sah es nämlich mit der Fortsetzung meiner Reise ziemlich trübe aus. Zunächst war es allerdings das Fieber, das in mir immer wieder die Versuchung aufsteigen ließ, meine Reise vorzeitig abzubrechen und auf raschestem Wege nach Hause zurückzufahren. Ich war in Eriwan bei dem Arzt der amerikanischen Hilfsmission gewesen und der hatte eine Blutprobe auf Malaria gemacht. Da ich gerade fieberfrei war, als die Probe entnommen wurde, war sie natürlich negativ, und der amerikanische Arzt behandelte mich daraufhin auf Hitzschlag. Nachdem jedoch das Fieber immer wiederkehrte, ging ich in Tiflis zum Arzt des deutschen Hospitals, der sofort auf Malaria diagnostizierte und mich in eine Chininkur nahm, mit dem Erfolge, daß ich bereits nach einigen Tagen fieberfrei war und leiblich frisch meine Reise nach Baku fortsetzen konnte.

Kaum war ich jedoch gesund, so erhob sich eine andere Schwierigkeit: Der Weg nach Turkestan ist gesperrt. Ehe ich nach Persien fuhr, hatte ich mich bei dem turkestanischen Vertreter in Baku nach der Einreisemöglichkeit nach Turan erkundigt und sie zugesichert erhalten. In der Zwischenzeit wurde jedoch die Einreise erschwert, wohl wegen der

Unruhen in Turkestan und der Kämpfe mit Enwer-Pascha in Ostbuchara. Als ich nach Tiflis kam, hörte ich auf der Gesandtschaft, daß nach den neuen Bestimmungen nur der diplomatische Vertreter Moskaus in Tiflis Ausländern die Einreiseerlaubnis dorthin erteilen könne. Allein da der deutsche Geschäftsträger in Georgien bis vor kurzem eigentlich noch ausgewiesen war und in denkbar schlechten Beziehungen zur Moskauer wie zur georgischen Regierung stand — infolge der Schwierigkeiten, die die deutsche Regierung der Ausdehnung des Rapallo-Vertrages auf die übrigen Sowjetstaaten machte —, konnte mir die Gesandtschaft nicht helfen, und der Geschäftsträger selbst riet mir, lieber in Baku auf eigene Faust mein Heil zu versuchen.

In Baku hörte ich jedoch nichts anderes als in Tiflis. Ich hätte also in die georgische Hauptstadt zurückfahren müssen. Überdies war der Moskauer Gesandte gerade verreist. Sein Vertreter, ein ganz junger Mensch, würde mir unter den obwaltenden Umständen kaum auf eigene Faust das Visum geben. Es kostete also eine Anfrage in Moskau, auf die eine Antwort nicht vor drei Wochen zu erwarten war; und was tat ich, wenn sie verneinend ausfiel?

Auf diese Weise ging es also nicht. Was aber tun? Die abenteuerlichsten Pläne gingen mir durch den Kopf: ohne Visum zu reisen und mit einem turkmenischen Segelboot über das Kaspische Meer zu fahren. Es kam jedoch nicht zu dieser abenteuerlichen und reichlich gefährlichen Fahrt, denn im letzten Augenblick führte mich ein gütiges Geschick mit dem bucharischen Vertreter zusammen. Dieser

entpuppte sich als ein ausnehmend deutschfreundlicher Herr, der von der Idee entzückt war, daß ein deutscher Journalist sein Land bereisen wollte, und nachdem wir genügend Sympathiebezeigungen ausgetauscht hatten, wurde mir das Visum für den nächsten Morgen versprochen.

Tatsächlich hatte ich auch am nächsten Tage pünktlich um 10 Uhr das Visum. Da der Dampfer erst um 4 Uhr abfuhr, konnte ich hoffen, noch am gleichen Tage fortzukommen. Allein ich hatte nicht mit dem eigentlich aufgelösten aserbeidschanischen Narkomendiel, dem Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, gerechnet und mit der gleichfalls eigentlich aufgelösten Tscheka, die mir beide Beweise gaben, daß sie noch sehr lebenskräftig und tatendurstig waren.

Es zeigte sich, daß kein Gedanke daran war, noch am gleichen Tage fortzukommen; ja die Ausfertigung des Visums verzögerte sich von Tag zu Tag derart, daß ich schließlich auch den nächsten Dampfer zu verfehlen fürchtete. Die anfängliche Unwilligkeit des Bureaufräuleins, in dessen Hände der Paß nach Passieren jeder Instanz immer wieder zurückkam, gelang es mir durch eine Tafel Schokolade in liebenswürdige Bereitwilligkeit zu verwandeln, allein trotzdem rückte der Abreisetag heran, ohne daß mein Paß fertig wurde.

Schließlich wurde ich ganz außerordentlich energisch und setzte allen in Frage kommenden Beamten so zu, daß um 1 Uhr endlich alle Unterschriften und Stempel beisammen waren. Nicht nur ich, sondern auch alle Beteiligten atmeten erleichtert auf, als ich endlich meinen Paß hatte. Schlimmer ging es einem andern Deutschen,

dem Vertreter eines großen Hamburger Exporthauses, der über Askabad in Turkestan nach Mesched in Persien wollte. Trotzdem er sich bereits in Moskau die nötigen Papiere beschafft hatte, hielt man ihn mit der Ausstellung des Ausreisevisums so lange hin, bis er endlich durch Opferung von zwei Pfund Sterling im letzten Augenblick den Paß erhielt.

Als wir beide glücklich auf dem Dampfer waren, beglückwünschten wir uns gegenseitig, und niemand auf dem ganzen Schiff war wohl froher als wir, als endlich die Taue losgeworfen wurden. Am nächsten Morgen wurde es rasch warm, und als wir um die Mittagszeit in der Quarantänestation vor Anker gingen, schlug uns die volle Glut der Kara-Kum, der Wüste des Schwarzen Sandes, entgegen. In der Quarantänestation wurden die Passagiere entlaust und desinfiziert. Da wir beides nicht nötig und wenig Lust hatten, die Prozedur zusammen mit all dem schmutzigen und verlausten Volk durchzumachen, begnügten wir uns mit einem kurzen Landbummel, der uns allerdings beinahe schlecht bekommen wäre, denn der Posten wollte uns anfänglich ohne Entlausungsschein nicht wieder an Bord lassen.

Schließlich kamen wir doch durch, und zwei Stunden später fuhren wir nach Krasnowodsk weiter. Die Stadt ähnelt in verblüffender Weise den chilenischen Salpeterstädten an der pazifischen Küste. Scheinbar ebenso unmotiviert liegt sie inmitten ödester Stein- und Felswüste. Straßen, die sich bald im Sande verlieren, ein paar kümmerliche grau-grüne Bäume und ringsherum Naphthatanks — das ist Krasnowodsk.

Ehe wir in die Stadt konnten, gab es nochmals eine Zolluntersuchung von einer Peinlichkeit, wie ich sie noch nie erlebt. Jedes Kleidungsstück in den Koffern wurde sorgfältig nach etwa eingenähten Goldstücken abgetastet. Bei dieser Untersuchung fand man im Gepäck des Hamburger Kaufmanns seine Mauserpistole, und er mußte auf die Tscheka wandern. Ich hütete inzwischen das Gepäck. Als er nach etwa einer Stunde noch nicht zurück war, stiegen mir trübe Ahnungen auf, und ich überlegte mir schon im Geiste, was ich tun könnte, um ihn nötigenfalls wieder aus der Tscheka herauszuholen. Aber da kam er schon zurück. Man hat ihm nichts getan und ihm sogar die Pistole gelassen.

Mit einiger Verspätung trafen wir im Hotel ein. Dieses bestand aus einer schmutzigen Teebude und einer Reihe fensterloser Löcher in einem Schuppen hinter dem Hof — den Fremdenzimmern. Zu essen gab es nichts außer keineswegs Vertrauen erweckend aussehendem Fisch. Auf dem Markt wurden übrigens Exemplare von geradezu ungeheuerlichen Dimensionen verkauft; es waren solche von über zwei Meter Länge darunter, sie waren jedoch so mit Fliegen bedeckt, daß einem grauste.

Wann der Zug eigentlich abfuhr, konnten wir nicht feststellen. Allein wir saßen nach einem herrlichen Bad im Kaspischen Meer doch vergnügt im Vollmondschein bei Brot und Käse vor unsern Zimmern; denn wir waren wenigstens auf turkestanischem Boden.

## 43. Durch die Wüste des Schwarzen Sandes.

Oase Merw.

Die erste Zeit zog sich noch die Bucht von Krasnowodsk neben der Bahnstrecke hin, und wenigstens von der einen Seite kühlte ein frischer Luftzug die Gluthölle. Dann aber wurde die Bucht immer enger, bis sie schließlich in den schmalen Balkanbusen auslief und dann ganz aufhörte. Jetzt war rechts und links nur Fels und Sand, den die Sonne durchgeglüht hatte, daß uns die darüberstehende Luft entgegenschlug wie der heiße Atem eines Stahlofens.

Wir waren doch noch am folgenden Morgen von Krasnowodsk fortgekommen, ja es hatte sich sogar herausgestellt, daß jeden Tag ein Zug in der Richtung nach Taschkent fuhr. Und dabei hatte man uns auf dem Schiff, auf dem Zollamt und im Gasthaus gesagt: erst übermorgen fahre ein Zug. Diese falschen Auskünfte sind eine merkwürdige Erscheinung in ganz Rußland. Wohl in keinem andern Land werden so unbedenklich falsche Antworten gegeben wie in Rußland: aus Bequemlichkeit oder aus Eigennutz, um nicht einzugestehen, daß man nicht Bescheid wisse, was weiß ich. Wenn es sich um die Abfahrtszeiten eines Zuges, Dampfers oder dergleichen handelt, tut man gut, ein dutzendmal zu fragen, denn auch die offiziellen Stellen geben keineswegs immer die richtige Auskunft.

Also wir fuhren. Nicht sehr bequem gerade, allein wenn einem daran liegt, weiterzukommen, ist jedes Beförderungsmittel recht. Unsern Zug würde man in Deutsch-

land als „gemischten Zug“ bezeichnen. Er bestand in der Hauptsache aus Naphthatankwagen, die in endloser Reihe hinter die Maschine gekoppelt waren, dann kamen nicht weniger Viehwagen, die zur Personenbeförderung dienten.

An sich wäre das Reisen im Viehwagen in heißen Landstrichen gar nicht so schlecht. Man hat jedenfalls mehr Luft als in den engen Abteilen der normalen Personenwagen, und wenn man sich in die Mitte setzt, sind es die reinen Aussichtswagen. Allein, wenn die Wagen überfüllt sind von einer schwitzenden schmutzigen Menschenmenge, die alle möglichen Ausdünstungen von sich gibt, so mindert sich das Vergnügen einigermaßen. Ein paar Monate Reisen in Rußland und im Orient stumpfen jedoch langsam gegen Schmutz und Gestank ab, und man lernt auch in der übelsten Situation noch das Angenehme und Nützliche sehen.

Und interessant ist unsere Reisegesellschaft zweifellos. Auf kleinstem Raum bietet sie eine Musterkarte des zentralasiatischen Völkergemisches: da sitzt eine alte Armenierin in voller Nationaltracht, von der niedern tellerförmigen Kopfbedeckung hängt ihr eine dichte Reihe Silbermünzen in die Stirn, die Ärmel sind gleichfalls mit Silber eingefaßt, und um die Taille trägt sie einen schweren Silbergürtel; sie muß mindestens ein paar Pfund Metall mit sich herumschleppen. Neben ihr sitzt ein Perser in Kolla und Abba. Dann sind da Russen, Kaukasier, Tataren. Die eine Hälfte des Wagens nimmt ein Haufen Kirgisinnen ein, keine angenehmen Reisebegleiter. Sie stinken nicht weniger als ihre Ziegen, die sie mitgebracht. Trotzdem ihrer fast doppelt soviel sind als die übrigen

Passagiere, hat man sie in die eine Wagenhälfte zusammengedrängt. Da hocken sie auf- und übereinander, und über ihre Köpfe haben sie noch die buntgewebten Hängematten gespannt, in denen sie ihre Säuglinge schaukeln.

Säuglinge sind übrigens massenhaft im Wagen. Jede Frau, einerlei ob Russin ob Kirgisin, scheint einen mitgebracht zu haben. Wohl um die Kinder ruhig zu halten, geben ihnen die Mütter ständig die Brust. Wohin man blickt: bloße Brüste und saugende Kinder! Teilweise recht ausgewachsene „Säuglinge". Die eine Kirgisin hat einen Bengel von mindestens vier Jahren an der Brust. Da ihm die Muttermilch augenscheinlich nicht genügt, beißt er zwischen zwei Zügen an der Brust seiner Mutter von einer Gurke große Stücke ab. Eine Menüzusammenstellung, die wohl auch dem phantasiereichsten Küchenchef in seinen kühnsten Träumen noch nicht gekommen ist.

Weiter im Innern, von Kisil-Arwat und Askabad an, kommen noch Turkmenen hinzu. Es sind hochgewachsene Kerle in langen, braunen, schwarzen und roten Röcken. Auf dem Kopf tragen sie Lammfellmützen von geradezu ungeheuerlichen Dimensionen. Wie man eine solche Menge schweren heißen Felles bei einer derartigen Hitze auf dem Kopf haben kann, ist mir ein völliges Rätsel, zumal sie unter den Mützen noch kleine Kappen tragen. Aber einen Vorteil haben diese Kopfbedeckungen doch: sie dienen gleichzeitig als Koffer, in denen Geld, Wertsachen und alles mögliche sonst transportiert wird.

Trotz ihres kriegerischen Aussehens und des langen Dolches, den sie im Gürtel tragen, sind sie die Sanftmut

in Person. Es wirkt geradezu grotesk, wie ein ganzer Haufen von ihnen von Wagen zu Wagen trottet und sich von einer russischen Frau mit ein paar energischen Worten abweisen läßt.

Der Russe ist im allgemeinen ein gutmütiger Kerl, aber seinen Waggon verteidigt er mit der Wut eines gereizten Tigers. Insbesondere die Frauen werden in solchen Fällen zu den berühmten Hyänen. Allerdings, wenn man unter so erschwerenden Umständen tage- und wochenlang reist, ist es verständlich, daß man sich einen Liegeplatz für die Nacht zu sichern sucht. So beteiligte auch ich mich am Schutz des Wagens. In Askabad aber war der Andrang so groß und die Turkmenen machten so hilflose Gesichter, daß ich meinen Posten an der Waggontür aufgab. Mit mir aber brach die Verteidigung zusammen. Die überall abgewiesenen Turkmenen wollten schließlich doch irgendwo unterkommen, und der Schaffner unterstützte sie in sehr energischer Weise.

So flutete, kaum daß ich zurückgetreten war, ein solcher Schwarm von Turkmenen in den Wagen, daß ich Mühe hatte, die innere Festung — mein in der Mitte aufgestapeltes Gepäck — zu halten. Mit einem Male war ich von allen Seiten eingekeilt von einem Wald von Lammfellmützen und verbrachte, auf meinen Koffern zusammengekauert, gerade keine sehr angenehme Nacht.

Vom dritten Tage an begann sich dann doch die Abspannung fühlbar zu machen. Die Augen brannten vom Starren auf die flimmernde Wüste. Sand, Sand, Sand, nur unterbrochen von wenigem Dornengestrüpp von einem merkwürdig hellen Grün. So frisch sahen diese

Dornsträucher aus, daß man meinen konnte, sie stünden am Rande eines Baches und nicht in der wasserlosen Wüste.

Einmal holte uns ein Sandsturm ein. Am Horizont stand plötzlich eine hohe, graue Wand. Rasend rasch kam sie näher. Im Wettlauf mit dem Zuge gewann sie schnell die Oberhand. Wie vorausgesandte Patrouillen tauchten rechts und links jagende Staubwölkchen auf, und dann hatte uns der Sandsturm gefaßt. Wir schlossen die Augen und zogen Mäntel und Decken über die Köpfe. Glücklicherweise kam der Sturm direkt von hinten, so daß nur wenig Sand in den Wagen wehte, und dann war der Sandsturm vorüber, so rasch, wie er gekommen.

Die Wüstenstationen bestehen außer dem Bahnhofsgebäude meist nur aus dem Wasserturm, den häufig genug ein Tankwagen ersetzt. Aber trotzdem das Wasser rar ist, wird mit ihm nicht gegeizt. Wohin man kommt, kann man sich so viel Wasser wie man will über Brust und Hände laufen lassen. Kaum hält der Zug, so stürzt denn auch alles heraus mit Kesseln, Töpfen und Krügen, um sich bis zur nächsten Station mit Wasser zu versorgen. Und noch eine vorbildliche Einrichtung gibt es, deren systematischer Ausbau den Bolschewiki zu verdanken ist. Auf jeder Station steht unter einem Schutzdach oder in einem kleinen Häuschen ein mit Naphtha geheizter großer Wasserkessel, aus dem die Fahrgäste gratis heißes Wasser nach Belieben entnehmen können.

Durst braucht man also nicht zu leiden, und es gehört zu den Genüssen, die eine solche Wüstenfahrt bietet, daß man behaglich vor seinem Teekessel sitzt — ein eigener Teekessel ist hier das wichtigste, unentbehrlichste

Ausrüstungsstück — und ein Glas heißen Tee nach dem andern einschlürft, Hitze mit Hitze bekämpfend.

Und dann wird ab und zu der Boden wirklich grün — nicht nur von Dornen. Man sieht Kamele, Ziegen und Schafherden und die runden Halbkugeln der Kirgisenjurten. Eine Oase. Dann gibt es auf der Station Eier und Milch, Melonen und Trauben. Wenn der Zug abfährt, sitzt es in allen Waggons schmatzend und kauend. Eine Turkestan-Melone, in Turkestan selbst gegessen, entschädigt für viel Hitze und Mühsal, denn sie ist von solch köstlichem Aroma und von so wunderbarer Süße, daß sich die Früchte, die in Europa als Melonen verkauft werden, mit ihr nicht vergleichen lassen.

Den letzten Fruchtsegen gab es in der Oase Tedschen, wo insbesondere Trauben scheffelweise angeboten wurden. Dann aber nahm uns die Kara-Kum um so grimmiger in ihre Glutfäuste; fanatisch brannte die Hitze, und die Luft war, als käme sie direkt aus glühendem Ofen. Ich hockte auf meinem Rucksack und nickte, von Müdigkeit überwältigt, von Zeit zu Zeit ein. Allein an Schlaf war trotzdem nicht zu denken, denn kaum hatte man ein paar Minuten geschlummert, so wachte man triefend von Schweiß wieder auf.

So setzte ich mich wieder in die Waggontür, ließ mich von dem heißen Luftzug anblasen und starrte in die Wüste. Sand und Dornen. Keine Erhebung, kein Fels, immer nur Sand und Dornen. Aber plötzlich blinkt es am Horizont auf, eine schimmernde Fläche, ein Teich, ein See! Bäume scheinen am andern Ufer zu stehen. Weiterhin ein zweiter, ein dritter. Eine Fata Morgana? zuckt



Schule in Buchara.



Sartin im Pitsché.

Melonenhändler.

es mir durch den Kopf; denn in der Karte ist nichts anderes eingezeichnet als das Gelb der Wüste. Allein der See ist so klar, so deutlich, daß es keine Täuschung sein kann. Aber dann kommen wir näher. Das Wasser zerrinnt, die Bäume verblassen und erlöschen wie Schatten. See und Oase sind fort, nur Sand ist um uns, in der Sonne brennender Sand und Dornen.

## 44. In der Oase Merw.

Merw.

Wo der in den afghanischen Bergen entspringende Murgab sich in unzählige Arme verteilt, die langsam in der Kara-Kum versickern, liegt die große Oase Merw. Unter einer turkestanischen Oase darf man sich nun freilich nicht das vorstellen, was man von den Bildern nordafrikanischer Oasen her gewohnt ist. Es gibt weder Palmen noch malerische Teiche und Gärten, sondern nichts als eine weite Strecke Weideland, von Feldern unterbrochen und von zahlreichen lehmgelben schmutzigen Bächen durchflossen.

In diese an sich keineswegs reizvolle Landschaft haben die Russen eine Steppenstadt gesetzt, die auf ein Haar einem argentinischen Pueblo, einem Pampasstädtchen, gleicht: dieselben schnurgeraden Straßen, dieselben auf das Meter gleich langen und breiten Häuserblocks und dieselben ebenerdigen Häuser, nur daß die aufgesetzten Fassaden fehlen, die in argentinischen Städten ein zweites Stockwerk vortäuschen sollen. Dazu Staub und Hitze, kurz, alles so wenig verlockend, daß ich in meinem

Entschlusse, in Merw Station zu machen, beinahe wieder wankend geworden wäre.

Zunächst irrte ich mit meinen Trägern eine Weile in den heißen Straßen umher, bis wir ein Hotel fanden. Es hieß natürlich Hotel Francia. Ich habe bisher in dem von mir berührten Orient noch kein Hotel gefunden, das nicht Frankreich oder Paris hieß. Also im „Francia" bekam ich mit Mühe und Not noch ein Zimmer, d. h. was man hier ein Zimmer nennt, ein verwanztes und verlaustes Loch mit einer Pritsche, das man nur dazu benützen kann, seine Sachen unterzustellen. Allein da eine breite Veranda für den Aufenthalt bei Tage da war und ein flaches Dach zum Schlafen für die Nacht, brauchte ich nicht mehr.

Jedoch eine andere unangenehme Überraschung folgte. Ich hatte vorgehabt, unter Umständen schon am nächsten Tage weiterzufahren, aber nun hörte ich, daß in Merw Cholera herrsche. Etwa 20 Fälle täglich, was für den kleinen Ort enorm viel bedeutete. Und nun ging es mir wie Mephistopheles in Fausts Studierzimmer: hinein kam ich wohl, aber nicht heraus, wenigstens nicht ohne Impfzeugnis.

Die mir diese Eröffnung machte, war eine russische Jüdin. Sie hörte mich im Hotel nach etwaigen deutschen Kolonisten oder zurückgebliebenen Kriegsgefangenen fragen und sprach mich daraufhin deutsch an. Im übrigen schien sie sich schrecklich zu langweilen und heilfroh zu sein, jemanden gefunden zu haben, dem sie sich widmen konnte. Ihr Mann kaufte als Kommissar der Sowjetregierung in Turkestan Getreide auf und hatte seine Frau einstweilen

in Merw abgesetzt, das ja, besonders für eine junge Frau, der geeignete Ort ist, um vor Hitze und Langeweile langsam umzukommen.

Da jede Choleraimpfung zweimal gemacht werden muß und zwischen beiden Impfungen mindestens ein paar Tage zu verstreichen haben, wenn sie wirksam sein soll, wanderte ich schleunigst mit der Jüdin wieder auf den Bahnhof, wo in einem Waggon die Impfstation untergebracht war.

Der amtierende Heilgehilfe impfte mich in Erwartung eines guten Trinkgeldes außer der Zeit und entließ mich dann mit der Weisung, in ein paar Tagen wiederzukommen. Einstweilen saß ich also fest, nicht gerade sehr angenehm, denn Merw ist versengend heiß und hat zwar Cholera, aber kein Wasser. Die die Stadt umfließenden Bäche sind so schmutzig, daß man sie nicht einmal zum Waschen benützen kann, d. h. ich habe trotz meines jetzt Monate währenden Aufenthalts im russischen und persischen Orient meine europäischen Vorurteile noch nicht ganz abgelegt, aber die Jugend von Merw tummelt sich mit Begeisterung in den Schmutzbächen, und auch Erwachsene beiderlei Geschlechts nehmen sehr ungeniert ihre Waschungen darin vor.

Trotzdem lohnte sich der Aufenthalt, denn in Merw sah ich die ersten Anfänge zentralasiatischer Farbenpracht. Es ist merkwürdig, wie Turkmenen, Kirgisen und Sarten im Gegensatz zu der trostlosen Monotonie der Landschaft Sinn und Geschmack für farbenprächtige Gewandungen entwickelt haben, die man im gleichen Maße im Orient kaum findet. Um einen richtigen Begriff

davon zu bekommen, muß man allerdings aus Merw heraus in eines der Turkmenendörfer fahren. Nachdem ich erst einen Rekognoszierungsritt gemacht, nahm ich mir eine Arba, einen zweirädrigen turkestanischen Karren, und gondelte unter Leitung eines sartischen Kutschers mit meinen photographischen und kinematographischen Apparaten hinaus.

In einer knappen Stunde ist man in einer gänzlich andern fremdartigen Welt. Beiderseits des Weges lagen gelb in die Steppe gestreut Kornfelder, auf denen gedroschen wurde, indem vier bis fünf Reiter Karussell über das aufgehäufte Getreide ritten. Dann Mais, Melonen und Gurken und hinter den Büschen am Bach das erste Turkmenendorf. Wie Maulwurfshügel hoben sich die runden Kuppen der Jurten über das Grün. So eine Jurte ist eigentlich ein ganz passables, rasch aufstellbares und leicht transportierbares Haus. Das Gestell besteht aus kreuzweise verbundenen Stäben, darüber sind Matten gerollt, die man je nach Sonne und Wind rasch zu- und aufrollen kann, während das Dach mit Filzen zugedeckt ist. So ist es gar nicht einmal so heiß in einer Jurte, wie man annehmen sollte. Außerdem bauen sich die Turkmenen leichte mit Gras bedeckte Sonnenschutzdächer, unter denen die Frauen kochen, ihre Kinder wiegen und Teppiche weben.

Die Frauen sind weitaus das Sehenswerteste im Turkmenendorf. Nicht so sehr ihrer körperlichen Reize wegen, trotzdem die jungen recht hübsch sind, nein weitaus das Schönste an ihnen ist ihre Gewandung. Sie tragen bis auf die Knöchel reichende hemdartige Kleider aus gebatikter Seide von wunderbarer Farbenzusammen-

stellung, dazu auf der Brust reichen Silberschmuck. Meist besteht er aus Reihen durch kleine Kettchen verbundener Silbermünzen, die von Hals und Nacken herunterhängen und Brust und Leib wie ein Kettenpanzer bedecken. Noch eigenartiger ist die Kopfbedeckung. Sie besteht aus einem hohen steifen Turban, wie eine Popenmütze oder ein Zylinder ohne Krempe, nur viel höher, und ist mit Seidentüchern in den buntesten, aber immer geschmackvollen Farben umwickelt. Besonders beliebt ist die Farbenzusammenstellung grün, violett und orange. Oft ziert diesen Turban noch schwerer Silberschmuck. Die jungen Mädchen tragen buntgestickte Kappen mit einer Art Kuppel aus getriebenem Silber, die in eine Spitze ausläuft. Das Ganze ähnelt einem seldschukischen Helm, und ganz besonders drollig sehen die kleinen Babys darin aus.

Als ich die ersten turkmenischen Frauen in ihren wunderbaren Gewändern sah, geriet ich in wilde Begeisterung und wollte sie gleich filmen. Als gewitzigter Reisender versuchte ich erst, sie mir günstig zu stimmen, indem ich Bonbons und Zigaretten unter ihnen austeilte. Es waren ein paar junge und eine alte Frau; sie saßen unter einem Grasdach um eine Hängematte, in der sie einen Säugling schaukelten. Meine Gaben wurden gern genommen, trotzdem die Frauen mit den Zigaretten augenscheinlich nichts anzufangen wußten. Kaum hatte ich jedoch meinen Apparat aufgebaut, als die ganze Gesellschaft panischer Schrecken ergriff. Aufspringen, in die nächste Jurte stürzen und die Matte vor dem Eingang herunterlassen, war eins. Nur die Alte und der Säugling waren zurückgeblieben, von denen die eine wohl nicht mehr

und das andere noch nicht das Objektiv fürchtete. Ich hatte gerade zu kurbeln anfangen wollen und stand jetzt ziemlich verdutzt neben meinem Apparat. Nun kamen einige Männer dazu, und ich fürchtete schon unliebsame Auseinandersetzungen. Allein im Gegensatz zu andern Mohammedanern lachten sie ihre Frauen aus und suchten sie zu überreden, doch herauszukommen, besonders nachdem ich ihnen im Sucher das Bild gezeigt. Allein aus der Jurte kam lauter Protest, und nur ab und zu schaute eine neugierige Nasenspitze vorsichtig unter der Matte hervor.

Da bemächtigte ich mich der Alten und des Säuglings und machte mit ihnen einige Aufnahmen, bis die dazugehörige Mutter sich ein Herz faßte. Zornglühend stürzte sie aus der Jurte, entriß der Alten das Kind und verschwand mit ihm. Ich versuchte dann noch mehrmals mein Glück, allein ich habe wohl nicht viel mehr auf Filmstreifen und Platte bekommen als abgewandte Gesichter und eilends flüchtende Gestalten.

Schließlich hatte ich doch eine Rolle voll und trat den Heimweg an. Durch das Hin- und Herschleppen des schweren Apparates war ich so erhitzt und erschöpft, daß ich neidvoll auf die Jungen blickte, die im Bach tauchten und schwammen. Und ich glaube, wäre nicht die Cholera gewesen, ich wäre trotz alledem in die lehmgelbe Schmutzbrühe gesprungen, um ein wenig Abkühlung zu erlangen. Denn im Hotel gab es nur eine Tonne mit zwar etwas reinerem, aber dafür lauwarmem Wasser. Man war sehr sparsam damit, so daß es höchstens ein kleines Kännchen geben würde, um es sich über den heißen Kopf zu gießen.

## 45. In einer roten Grenzfeste.

Kuschka (russ.-afghan. Grenze).

Es ist wohl eine der verlorensten Garnisonen des Sowjetreiches, dieses Kuschka, zwei Tagesritte von der alten afghanischen Festung Herat entfernt und einen Monat Bahnfahrt von Moskau. In den achtziger Jahren nahmen die Russen die Stadt den Afghanen ab, und zur Erinnerung an die bei dem Sturm gefallenen Soldaten errichteten sie auf einem Hügel ein mächtiges Steinkreuz. Da die Bolschewiki es wohl nicht entfernen mochten, andererseits ein Kreuz sich als Wahrzeichen einer Sowjetfestung nicht vertrug, strichen sie es kurzerhand blutrot an und machten es so zu einem bolschewistischen Symbol. Gerade in Kuschka ging man im übrigen mit Kreuz und Kirche nicht sehr pietätvoll um, denn als man ein Theatergebäude für die Garnison brauchte, riß man kurzerhand von der Kirche die Kreuze herunter und machte sie zum Theater.

Es gibt sicher auch in Europa öde Garnisonen, allein ich glaube, noch die langweiligste ist ein Dorado gegen Kuschka. Es liegt eingekesselt zwischen Sandhügeln, in denen man tagsüber wie in einem Topfe schmort. Auf der Fahrt durch die Kara-Kum hatte ich geglaubt, die Hitze sei nicht steigerungsfähig, bis mich die Reise nach Kuschka eines Besseren belehrte. Von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends dauert die Glut, und wirkliche Abkühlung tritt erst nach Mitternacht ein. In der Stadt gibt es eigentlich nur Soldaten und Offiziere, keinen Markt, sondern nur ein paar kümmerliche Läden mit Brot, Fleisch und Eiern.

Das ist alles. Es sind wohl zwei große russische Bauerndörfer bei Kuschka, allein die Kolonisten verkaufen der Garnison nichts, wenigstens nicht gegen Geld, sondern höchstens im Tauschverkehr gegen Salz, Streichhölzer, Lichter und dergleichen.

Zur Fahrt nach Kuschka benötigt man einen besondern Erlaubnisschein, obgleich die Festung keine militärischen Geheimnisse bietet. Sie besteht aus einer um die Stadt geführten Mauer mit Schießscharten und Drahthindernis davor. Auf den umliegenden Hügeln sind dann noch einige veraltete Forts.

So wäre die Ausbeute der Reise dorthin reichlich gering gewesen, hätte mich nicht mein Aufenthalt in Kuschka mit Roten Offizieren und Soldaten in Berührung gebracht, denen ich interessante Einblicke in die Psyche der Roten Armee verdanke. Auf dem Bahnhof in Merw wurde ich mit einem Offizier aus Kuschka bekannt. Diese Bekanntschaft erwies sich in der Folge für mich als sehr angenehm. Der Zug, der um 6 Uhr hätte abfahren sollen, ging wieder einmal nicht. Als es 9 Uhr geworden, zog mein neuer Bekannter auf Rekognoszierung aus und entdeckte einen Wagen des Stabes von Tachtabasar, in den er auch mich mitnahm.

Unter diesem Stabswagen darf man sich nun allerdings nichts Besonderes vorstellen. Es war ein Güterwagen wie die andern auch, ein Krasny-Waggon, ein roter Wagen, wie man in Rußland sagt, nur daß ihn seine Inhaber für sich allein beanspruchen konnten. Auch die Insassen würde ein Fremder kaum als militärischen Stab erkennen. Beim Schein der elektrischen Taschenlampe

zeigten sich zunächst einige Frauen, die die eine Seite des Waggons einnahmen. Auch die männlichen Passagiere sahen, bloßfüßig in Hemd und Hosen, nicht gerade wie Stabsoffiziere aus. Allein einmal sind wir im kommunistischen Rußland, wo es erst in den großen Städten wieder eine Kleiderordnung gibt, und dann läßt einen die Hitze rücksichtslos ein Kleidungsstück nach dem andern ablegen. Auch die Frauen begnügen sich meist mit einem Kittelkleid, oft ohne Hemd darunter; und bloße Füße und Beine sind einfach eine Selbstverständlichkeit.

Die Uniformierung der turkestanischen Truppen ist natürlich mit der der Eliteregimenter, besonders in Moskau, nicht vergleichbar, häufig nicht einmal der großen Hitze angepaßt. Da es an genügenden Mengen leichter Uniformstoffe fehlte, muß ein Teil der Soldaten in schweren Tuchuniformen herumlaufen, d. h. soweit man von einer Uniformierung überhaupt reden kann. Wenigstens außer Dienst scheint jeder zu tragen, was er will oder vielmehr hat. Dabei feiert die Vorliebe für möglichst bunte Adjustierung, die mir schon in der Ukraine auffiel, ganz besondere Orgien. So befindet sich bei uns im Wagen ein Offizier in knallgelber Reithose und blauseidener Bluse. Ein anderer trägt die gleiche Uniform in rot und grün.

Das Verhältnis zwischen Mann und Offizier zeigt, wenigstens hier an der Grenze und unweit der bucharischen Front, eine Form kameradschaftlicher Disziplin, die ebensoweit von Unterwürfigkeit wie von Unbotmäßigkeit entfernt ist; außer Dienst scheinen beide einander völlig gleichgeordnet. Die Offiziere, die ich hier wie anderwärts

traf, gehörten größtenteils dem ehemals kaiserlichen Offizierkorps an. Auch mein Reisegefährte war früher zaristischer Ulanenoberleutnant. Im Roten Heere machte er rasch Karriere und brachte es bis zum Brigadekommandeur, um heute wieder Ordonnanzoffizier zu spielen.

Dies gehört auch zu den Eigenheiten des Roten Heeres. Es kennt keine Chargen, sondern nur Führerstellen. Nicht nur wegen Unfähigkeit, auch aus jedem andern Grunde kann man seine Stelle verlieren — beispielsweise wegen Verminderung der mobilen Formationen. So erzählte man mir, daß der berühmte Reitergeneral Budjenny heute eine Eskadron führt. Ich glaube diese Anekdote zwar nicht, immerhin ist sie bezeichnend und könnte ganz gut wahr sein.

So gehört viel Idealismus zur Laufbahn des Roten Offiziers auch noch in anderer Hinsicht. Die Gehälter sind unter dem Existenzminimum. Der ehemalige Ulanenoberleutnant bekommt zwölf Millionen Rubel, der Direktor der Kriegsschule in Askabad, mit dem ich einmal zusammen reiste, 20 Millionen. Damit kann einer glatt verhungern. Wer nichts mehr von früher zu verkaufen hat, muß, wie fast jedermann, versuchen, durch Spekulation oder irgendwelche Geschäfte seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es ist ähnlich wie in den letzten Kriegsjahren in Deutschland, wo jedermann sich hintenherum Lebensmittel beschaffen mußte, wollte er nicht verhungern.

Erstaunlich ist, wie sich die Russen unter diesen Verhältnissen ihre großzügige Gastfreundschaft erhalten haben. Auch mein Reisegefährte lädt mich — als ob es selbstverständlich wäre —, zu sich in sein Haus ein, da es in

Kuschka keinerlei Unterkunftsmöglichkeit für Fremde gibt. Dabei ist seine Wohnung mehr als eng. Er wohnt mit einem andern gleichfalls verheirateten Kameraden zusammen, und jede Familie hat nur ein Zimmer. Die Küche für das einfache Essen befindet sich im Freien und besteht aus drei Ziegelsteinen, auf die Feldkessel oder Pfanne gesetzt werden.

Nach der Ankunft am späten Abend sind wir alle in dem größern der beiden Zimmer zusammen. In dem einen einzigen Bett liegt die Frau meines Gastgebers und stillt ihr Baby. Vor dem Bett auf dem Boden schlummert zusammengekauert wie ein kleines Tier ein vierzehnjähriges Mädchen, eine Waise aus dem Hungergebiet, die der Offizier von seiner letzten Reise mitbrachte, um sie vor dem Verhungern zu retten. Die andern sitzen um den Tisch auf harten Holzhockern zusammen vor der Pfanne mit Spiegeleiern, die der andere Kamerad gerade draußen gebraten. Dazu dampft der Samowar, und meine Gastgeber erzählen mir, wie gut es sich jetzt in Rußland lebt, im Vergleich zu den ersten Jahren der Revolution — und sie waren nicht etwa verfolgte Burschuis, sondern hatten sich von Anfang an der bolschewistischen Bewegung angeschlossen.

Als es Zeit zum Schlafengehen war, schlage ich das mir freundlichst angebotene Lager im Zimmer aus, in dem schon vier Menschen übernachten, und richte mir draußen im Garten mein Bett, das lediglich aus Schlafsack und Moskitonetz besteht. Auf der Veranda des gegenüberliegenden Hauses ist noch Licht. Eine größere Gesellschaft diskutiert dort laut und eifrig. Auf einer Pritsche liegt

nackt unter leichter Decke eine Frau. Wie sie sich in der Erregung aufrichtet, zeigt sie den entblößten Oberkörper. Einer der Männer redet eifrig auf sie ein, und sie wiederholt immer wieder ausdrucksvoll, als stünde sie auf der Bühne: „Ja nje magu! Ich kann nicht." Unwirklich wie im Theater sehe ich das alles durch den dünnen Schleier meines Moskitonetzes. „Ein unglaublich dramatisch begabtes Volk sind doch diese Russen", muß ich denken, bis mir schon halb im Einschlafen einfällt, daß da drüben ja die Schauspielertruppe untergebracht ist, die mit uns von Merw kam und die morgen in der zum Theater umgewandelten Kirche „Tag und Nacht" spielen wird.

# Buchara



## 46. Von der afghanischen Grenze nach Buchara.

Buchara.

„Als ich das letztemal hier durchfuhr — vor wenig mehr als einem Monat — blieb unser Zug vor Karakul liegen", erzählt mein Begleiter, der Rote Stabsoffizier, mit dem und dessen Frau ich von Kuschka nach Buchara reiste. „Die Basmatschi hatten den Ort genommen, und es dauerte einen Tag, bis unsere Soldaten ihn wieder hatten und die Strecke frei war."

Basmatschi heißen die Aufständischen in Buchara und Turkestan. Die Russen nennen sie Räuber, allein wenn sie auch gelegentlich Züge überfallen und die Reisenden ausplündern, so haben sie im Grunde doch politische Ziele. In Buchara sind sie die Parteigänger des vertriebenen Emirs und in Turkestan ganz allgemein die Gegner der Bolschewiki.

Auch die Jüdin in Merw hatte mir erzählt, daß ihr Mann auf seiner letzten Reise nach Samarkand einen solchen Überfall erlebte. Die Basmatschi hatten die Schienen aufgerissen, der Zug entgleiste, und die Räuber machten sich an die Ausplünderung der Reisenden. Ehe sie damit fertig waren, saßen sie infolge blinden Alarms auf und ritten davon, so daß ein Teil der Fahrgäste mit dem Schrecken davonkam.

So interessant nun sicher so ein Überfall ist, muß ich doch offen sagen, daß mein Bedarf an Abenteuern bereits durchaus gedeckt ist und daß ich kein besonderes Verlangen danach habe, nähere Bekanntschaft mit turkestanischen Räubern zu machen. Nun, für alle Fälle ist unser Wagen gut mit Waffen versorgt. Mein Begleiter führt außer Säbel und Revolver auch noch Gewehr und ein Dutzend Handgranaten mit sich.

Heute früh passierten wir mit Tschardschui die bucharische Grenze. Tschardschui ist berühmt wegen seiner Melonen, hier wachsen die besten in ganz Turkestan. Aber auch hier herrscht Cholera, und ich vermochte nicht den Leichtsinn aufzubringen, trotzdem Melonen zu essen. Betrübt ging ich an den Stapeln der goldenen Kugeln vorüber und stillte meinen Durst mit einem Glas Tee.

Gleich hinter dem Ort führt die wegen ihrer Länge berühmte Brücke über den Amu-darja. Träge und nutzlos wälzt sich die gewaltige Menge lehmgelben Wassers zwischen den Steinpfeilern hindurch. Welch weite Strecken Steppe und Wüste könnte diese Wassermenge in fruchtbares Land verwandeln. Allein es fehlt an großzügigen Bewässerungsanlagen. Nur das tiefliegende linke Ufer ist angebaut. Auf dem rechten erheben sich nach wenigen Hundert Metern die leicht gewellten niederen Hügel der Sundukliwüste.

Über brennendem Sand flimmert die Luft, durch die wir fahren. Aber die Wüstenzone ist nur schmal, und hinter ihr beginnt gartengleiches fruchtbares Land, wie ich es in Turkestan noch nicht sah. Eine weite grüne Fläche, häufig unterbrochen durch Buschwerk und Baumreihen,



Die Gräberstraße des „lebendigen Königs" (Schah Sindeh).

Medresse der Bibi Chanum in Samarkand.

Hinter der Schir-Dar-Medresse.

dazwischen festungsartig zusammengedrängte Dörfer. Inmitten des Grüns leuchten tiefblau schilfumstandene Teiche, tiefgolden das zum Schnitt reife Korn oder fahlgelb die Stoppeln. Hie und da wird gedroschen; schwerfällig trotten die Ochsen über die aufgeschichteten Garben oder traben Reiter im Kreise darüber hin. Nach all dem Wüstengelb tut das Grün den überanstrengten Augen wohl. Und auch sonst reisen wir herrlich bequem. Unser Wagen ist zwar nur ein gewöhnlicher Güterwagen wie alle andern auch, allein mein Begleiter hat ihn ausschließlich für sich, seine Frau und für mich als Gast. Der Wagen ist recht bequem ausgestattet mit Bett, Tisch, Stühlen, Samowar, und ich reiste so trotz aller Hitze erheblich angenehmer als bisher.

Der Rote Offizier ist ein Lette, deutscher Abstammung und ein ebenso liebenswürdiger Wirt wie angenehmer Gesellschafter. All dies tröstet mich ein wenig darüber hinweg, daß ich an der afghanischen Grenze umkehren mußte und zwei Tagesritte von Herat nicht weiterkonnte. Ich war bisher nach dem Grundsatz gereist: Wer viel fragt, bekommt viel Antwort, hatte immer nur von einer Etappe für die nächste gesorgt, darauf vertrauend, daß ich schon irgendwie weiterkommen würde. So hatte ich in Baku nur danach getrachtet, nach Turkestan hineinzukommen. In Merw gab man mir ein Visum für Kuschka und sagte mir, daß ich das Ausreisevisum nach Afghanistan an der Grenze erhalten würde. Leider stimmte das nicht. Der Paßbeamte in Kuschka erklärte mir, daß nur Moskau das Ausreisevisum erteilen könne oder allenfalls die turkestanische Regierung in Taschkent. Er erbot sich

dorthin zu telegraphieren, glaubte aber selbst, die Antwort könnte günstigenfalls nicht vor einer Woche eintreffen. Wenn aber ein Russe sagt, günstigenfalls in einer Woche, so meint er mindestens drei bis vier Wochen. So lange wollte ich nicht warten, und ich entschloß mich schweren Herzens umzukehren, zumal ein Fieberrückfall einsetzte.

Ich mußte ein paar Tage in Kuschka bleiben, bis wieder ein Zug nach Merw zurückfuhr, und benutzte die Gelegenheit, wenigstens so viel Nachrichten über Afghanistan einzuziehen wie möglich. Gelegenheit dazu war reichlich geboten. Einmal traf gerade eine afghanische Sondergesandtschaft ein, die von Kabul nach Buchara entsandt worden war. Es waren an die hundert Mann, und ihre Ausparkierung bot ein selten malerisches Bild. Die Adjustierung von Mann und Offizier war so bunt wie möglich. Ein Teil trug Uniformen europäischen Schnittes: dunkelbraun, khakigelb oder lichtgrau, dazu Kalpak in verschiedenen Farben oder riesige Schlapphüte. Andere waren halb europäisch, halb asiatisch und der Rest rein afghanisch: weiß und bunt mit mächtigen Turbanen.

Nicht gering war ihre Bagage. Da wurden Ballen von Teppichen ausgeladen, Stöße von Kupferkesseln und Kannen und mächtige truhenartige Kisten und Koffer, von oben bis unten mit Messing- und Silbernägeln beschlagen.

Noch interessanter war die Bekanntschaft mit Ali Kemal, der gerade einen Parforceritt von Kabul nach Kuschka hinter sich hatte und der zu seinem Bruder Dschemal Pascha nach Moskau reiste. Er gehörte zu den türkischen Instruktionsoffizieren, die das afghanische Heer reorganisieren und in den modernen Kampfmitteln

ausbilden sollen. Nach seinen Angaben ist die Modernisierung des afghanischen Heeres noch nicht so weit vorgeschritten, wie man gemeinhin annimmt. Die Türken sind erst dabei, zwei Modellregimenter aufzustellen, ein Kavallerie- und ein Gebirgsartillerieregiment, nach deren Vorbild das übrige Heer ausgebildet werden soll. Auch Ali Kemal war voll des Lobes über die Intelligenz und Tatkraft des Emirs, der durch Europäisierung seines Landes dessen Unabhängigkeit zu sichern sucht.

Endlich war kurz nach mir auch der bisherige russische Konsul von Herat eingetroffen. Er reist mit uns im gleichen Zug nach Taschkent in Begleitung seines Sekretärs und dessen Frau. Wie es dämmert, kommen die drei zu uns zum Tee. Alle drei, auch die Dame — eine schlanke Erscheinung mit kurzgeschnittenen schwarzen Locken —, in seidenen Pyjamas. Nun, wir haben auch kaum mehr an, und in dem hiesigen Klima ist jedes Kostüm salonfähig. Unser gemeinsamer Gastgeber hat alles sehr hübsch gerichtet. Es gibt Kuchen und Obst.

Die Unterhaltung dreht sich natürlich um das große Problem des Ostens. Welche Entwicklung werden die mohammedanischen Völker Zentralasiens nehmen, die heute bereits stark nach völliger nationaler Unabhängigkeit streben, und welche Rolle wird Afghanistan dabei spielen? Gewiß, die Beziehungen zu Rußland sind die besten, aber — da stockt die Unterhaltung immer wieder.

Draußen ist samtschwarze Nacht. Als schmale Sichel steht der Mond über der Endlosigkeit der Steppe, die mehr als einmal siegreiche Erobererhorden bis in das Herz Europas entsandte.

17*

## 47. Ein Traum aus Tausendundeiner Nacht.

Buchara.

Ich kenne Baghdad nicht und weiß nicht, ob es dort noch Winkel und Gassen gibt, in denen man sich in die Zeiten Harun al Raschids zurückträumen kann. Die Entorientalisierung des Orients nimmt ja ein immer rascheres Tempo an, und die meisten großen orientalischen Städte, die ich kenne, haben schon viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren. Aber eine Stadt gibt es, so unberührt, so ursprünglich, daß man meint, an der nächsten Straßenecke müsse man Sindbad begegnen oder Alibaba oder all den andern vertrauten Gestalten aus den Geschichten der Scheherezade. Es ist Buchara. Die Russen haben den von ihnen besetzten Ländern ja in ganz anderm Maße ihren ursprünglichen Charakter gelassen als Engländer oder Franzosen. So blieb Zentralasien sein orientalisches Gepräge rein erhalten, reiner sogar als dem von europäischer Herrschaft verschont gebliebenen Persien.

Das Ursprünglichste vom Ursprünglichen aber ist Buchara. Die Zarenregierung ließ dem Emir die innere Autonomie, und die Bolschewiki verjagten zwar den Emir, aber gaben dafür dem Lande — wenigstens nominell — die absolute unbeschränkte Unabhängigkeit. Unter beiden aber, unter dem Zaren wie unter den Roten, blieb Buchara unberührt von europäischem Leben. Turkestan war immer ein schwer zugängliches Land, ist es heute noch, und Buchara blieb noch um einen Grad unzugänglicher, bis heute, da die bucharische Regierung ähnlich

der afghanischen mit Macht europäisieren will, ohne jedoch einstweilen viel über die Absicht hinausgelangt zu sein.

Die Russen haben — ich weiß nicht, aus welchem Grund — die große zentralasiatische Bahnlinie an Buchara vorbeigeführt. Von Kagan oder Neubuchara, der von den Russen geschaffenen Garnisonstadt, sind es noch 13 Kilometer bis Altbuchara, wohin nur eine Nebenlinie führt. So kam es, daß die Bucharen unvermischt in Buchara blieben und die Russen in Kagan. Auch heute noch liegt hier der Stab der Roten Truppen, und hier wohnen die wenigen russischen Sowjetbeamten, die bei der bucharischen nationalen Regierung als Sekretäre und wohl auch ein wenig als Überwachungsbeamte tätig sind. In Altbuchara ist um die Station herum wohl noch ein halb asiatisches, halb russisches Viertel, aber dann kommt man an eine mächtige, zinnengekrönte alte Lehmmauer, schreitet durch ein enges, von zwei runden Türmen flankiertes Tor und ist — in einer andern Welt.

Die Uhr blieb stehen. Diese schmalen Gassen mögen vor hundert oder fünfhundert Jahren nicht anders ausgesehen haben als heute. Die Häuser zeigen der Straße nur die nackten, fast fensterlosen Lehmmauern, und lediglich die reichgeschnitzten Türen lassen erkennen, daß hinter Teichen und Gärten wohnliche Behausungen liegen.

Die Sonne brennt in die weißlichgelben Straßen herunter, nur einen schmalen Schattenstreifen lassend. Ab und zu rollt ein Wagen die Straße entlang oder ein Reiter trabt vorbei oder ein Eseltreiber zieht des Wegs; alle nutzen nach Möglichkeit den schmalen Schattenstreifen.

Nur in der ersten Viertelstunde nimmt der Fremde seinen Weg durch die staubigen, in der Sonne brennenden Straßen. Bald entdeckt er, daß auch schattige Pfade durch das Gewirr der Lehmmauern führen. Es sind die Ariks, baumumstandene Wassergräben, die zu beiden Seiten für einen schmalen Fußpfad Raum lassen. Das Wasser ist freilich nicht schön, es ist lehmgelb und schmutzig, aber es gibt doch Kühlung, und der Buchare löscht unbedenklich damit seinen Durst. Buchara hat kein eigenes Wasser. Es wird von Samarkand aus versorgt. Es ist nicht viel Wasser, das nach Buchara kommt, aber man macht das Menschenmögliche damit. In kurzen Abständen wird es aus den Ariks in achteckige ausgemauerte Teiche geleitet.

Diese Teiche sind das Schönste in Buchara. Es gibt gepflegte und verwilderte, von Blumen umblühte und von uralten Bäumen umstandene. Und alle umgeben die weißen Mauern der Häuser oder die farbigen Tore, Kuppeln und Minarette der Moscheen. An den Teichen sitzt der Buchare, trinkt seinen Tee und träumt. Angler hocken davor, denen die Angel nur Vorwand für behagliches Vor-sich-hin-Träumen am Wasser zu sein scheint. Gruppen weißbärtiger, weißbeturbanter Männer kauern daran im Disput, der mehr mit Blicken als mit Worten geführt wird. Ab und zu kommt ein Wasserträger und füllt gemächlich seinen Schlauch aus zusammengenähtem Hammelfell.

Niemand hat Eile oder Hast. Alles geht ruhig, getragen, fast traumhaft vor sich. Auch im Basar ist es nicht anders. Der Verkäufer kauert in seiner engen Bude, schlürft in kleinen Schlucken den unvermeidlichen Tee,

und es scheint ihm gar nichts daran zu liegen, ob er etwas verkauft oder nicht. Wunderhübsch ist dieser Basar. Durch Hallen und Winkel und mattenüberbehängte Gassen führt er kreuz und quer. Da ist der Fruchtbasar: zwischen den Stapeln der Melonen kommt man kaum hindurch. Trauben sind da mit Beeren von der Größe kleiner Pflaumen. Trauben in allen Farben, weiße, blaue, rote und violette, kugelrunde und längliche. Wie Edelsteine schimmern sie aus dem Weinlaub hervor. Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, die Früchte aller Jahreszeiten und aller Zonen.

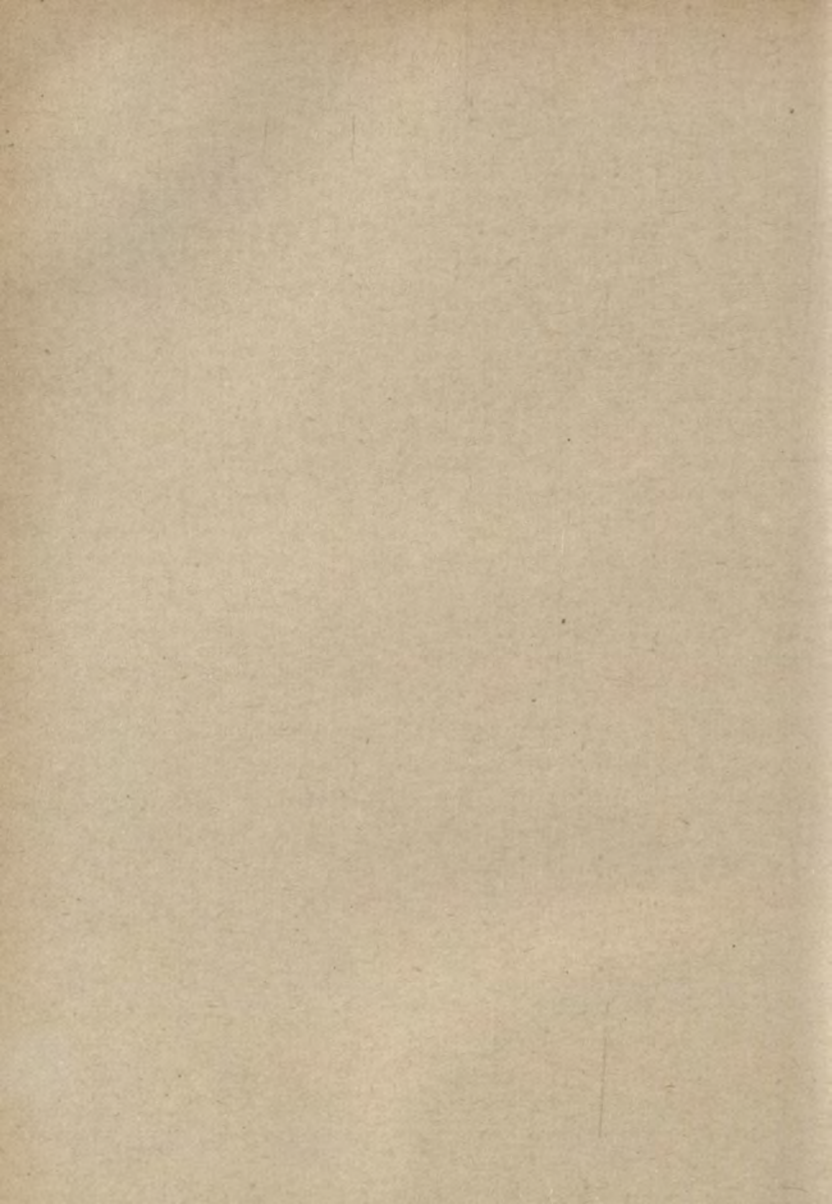
Dann der Seidenbasar, wo die bunte Pracht der leuchtenden Stoffe, Gürtel, Schale, Chalate fast die Augen blendet. Der Edelstein- und Schmuckbasar, der Süßigkeiten- und Drogenbasar, wo die originellen sartischen Apotheken sind und die Zuckerbäcker mit großen Holzlöffeln in gewaltigen Kupferkesseln ihren süßen Teig rühren.

Das Schönste aber ist, daß man keine europäisch gekleideten Menschen sieht, sondern nur Einheimische, in der buntesten, farbenfrohesten Tracht. Der Buchare trägt ein goldgestícktes, grünes, rotes oder blaues Käppchen, die Tibetaika, um das er seinen weißen oder farbigen Turban wickelt. Sein Obergewand ist der Chalat aus bunter, gestreifter oder gebatikter Seide. Die wundervollsten Exemplare sieht man unter diesen. Alle Farben und Muster wogen durcheinander. Und selbst die Frauen, die sonst überall im Orient eine dunkle Note in das Straßenbild bringen, sind hier farbig gekleidet. Tragen sie vor dem Antlitz auch das Pitsché, den schwarzen, steifen

Gitterschleier, so ist ihr mantelartiger Überwurf doch blau oder grün oder lichtgrau, oft mit reichem Silberschmuck, und wenn er beim Gehen auseinanderklappt, zeigt er buntes, farbenfrohes Seidenfutter.

All diese traumhafte Schönheit Bucharas kulminiert um den großen Teich inmitten des Basars. Uralte Linden und turkestanische Ulmen umstehen ihn; in ihren Kronen nisten Störche, die auch auf allen Minaretten ihre Nester aufgeschlagen haben. Im Schatten der Bäume sind die Garküchen und Teehäuser. Auf Teppichen sitzt man, schlürft seinen Tee und läßt all das bunte Leben an sich vorüberziehen. Nur an einer Stelle hat die neue Zeit auch nach Buchara hineingegriffen. Rigistan, der alte Emirpalast, ist von den Granaten der Bolschewiki beschädigt. Von Kagan aus hat ihn die Rote Artillerie beschossen, als die afghanische Leibgarde verzweifelt den Emir verteidigte. Heute ist der mächtige Bau mehr oder weniger unbenutzt. Ein paar Tribunale sind darin oder dergleichen. Die Sowjetabzeichen, die man hier angebracht, tragen zwar orientalischen Charakter mit Halbmond und Stern, aber sie wollen trotzdem in diese Stadt nicht recht passen. Allein das rührt an Fragen, die die schwierigsten Probleme Asiens aufwerfen. Und wozu sich damit den Kopf zerbrechen, wenn man an den ruhevollen Teichen Bucharas inmitten beschaulicher Menschen sitzen kann und träumen?

# Turkestan



## 48. Die blauen Wunder von Samarkand.

Samarkand.

Hoch oben stehe ich auf der Plattform der Moschee Cheser, draußen vor der Stadt, neben dem sartischen Friedhof und lasse meine Augen sich satt trinken an dem Bild, das sich ihnen bietet. Unter mir, zwischen Gärten und Alleen alter Bäume, liegt Samarkand.

Wo hochbeladene Kamele schwankenden Schrittes zum Markt in die Stadt einziehen und Scharen von Reitern in ihren buntleuchtenden Chalaten traben, hebt sich der kühne Bogen der Medresse Bibi Chanums, der Gattin Tamerlans. Es fehlt einem hier zwischen höchstens stockwerkhohen Häusern der Vergleichsmaßstab; allein wenn man vor dem Bogen steht, möchte man meinen, daß niemals vorher Menschenhände solch kühne Wölbung schufen. Durch das hochgewölbte Tor geht man über einen schattigen Hof zu einem zweiten gleich hohen Bogen, der in die eigentliche Moschee führt, und beide Torbogen und der ganze himmelhohe Bau sind, oder waren wenigstens, von oben bis unten bekleidet mit blauen Majoliken. So groß auch die Zerstörung, so ist doch noch genug erhalten, um nicht nur den in Gedanken rekonstruierenden Archäologen zu entzücken, sondern auch den naiven, wissenschaftlich nicht vorgebildeten Beschauer, der lediglich das, was erhalten blieb, auf sich wirken läßt. Es ist schwer, die Muster zu beschreiben, die die hohen Lehmmauern bekleiden.

Ich glaube, man muß sich wochenlang in sie versenken, um die Bilder und Vergleiche zu finden, die einen, wenn auch nur schwachen Eindruck des Geschauten übermitteln.

Ein blaues Wunder! Sparsam sind auch andere Farben angewandt: Gelb, Grün und Orange, doch nur so weit, um das Leuchten der blauen Kacheln noch stärker hervorzuheben. Zwei Arten von Blau wechseln miteinander ab: ein sattes, tiefdunkles, an Violett streifendes und ein helleuchtendes, lichtes.

Über der Moschee wölbte sich einst eine Kuppel, von der noch Reste vorhanden sind. Diese Kuppel war ganz mit lichten Kacheln verkleidet, und selbst die geringen noch erhaltenen Reste sind von solch intensiv-strahlendem Blau, daß neben ihm der südliche turkestanische Himmel trüb und grau erscheint.

Um 5 Uhr früh kam ich heute an. Jetzt ist es Mittag, doch ich fühle noch keine Müdigkeit. Ich möchte das Stadtbild ganz in mich aufnehmen, ganz in mich eingraben. Eine Allee hoher alter Bäume führt vom Bahnhof durch die neue Stadt, die ganz im Grün verschwindet, nach dem alten Samarkand. Ohne Führer wandere ich drauflos, mich ganz dem Zufall überlassend und jedem lauschigen Winkel nachgehend.

Wie ein Wahrzeichen erheben sich mitten in der Stadt auf dem Rigistan die von Tamerlans Nachfolgern gegründeten Medressen. Drei große, in Farben blühende Bauten sind es, die einen rechteckigen Platz einfassen. Alle drei von oben bis unten mit blauen Kacheln umkleidet. Jede der drei Hochschulen hat ihren besonderen Reiz. Die erste, von Tamerlans Enkel Ulug Beg erbaut, zwei blau-

schimmernde hohe Minarette, von denen aber das eine bereits schiefer steht als der schiefe Turm von Pisa und von zahlreichen Seilen gehalten werden muß. Die zweite, Tilah-Kari genannte Medresse hat einen prachtvoll verkleideten dicken runden Turm und die dritte, die Schir-Dar-Medresse, einige gewellte Kuppeln, an der jede einzelne Welle mit Fayencen bekleidet ist. Innen sind stille Höfe mit hohen Wölbungen, auf die die Zellen der Theologiestudenten münden.

An den dreifachen Bau schließt sich der Basar. Auf der offenen Seite des Platzes sind die Buden der Kupferschmiede. An der rückwärtigen Längswand der Schir-Dar-Medresse hocken die Eis- und Süßigkeitenhändler. Das Gefrorene wird hier allerdings denkbar einfach hergestellt. Über etwas kleingestoßenes Roheis wird Sirup gegossen, und das Eis ist fertig. Weiterhin ist der Schuhbasar, der Lederbasar, der Seidenbasar. Morgen ist großer Markt, und in langen Reihen kommen die Kamelkarawanen mit Waren eingezogen. Wie der Tag vorrückt, wird das Gewimmel immer dichter, so daß man zwischen den buntschimmernden Chalaten kaum hindurchfindet.

So bin ich schlendernd und schauend bis zu meiner Aussichtswarte vor der Stadt gelangt. Wie ich mich hier satt gesehen habe und umkehren will, entdecke ich weiterhin, zwischen den Bäumen, noch eine Reihe von Kuppeln, die mich locken. Über einige Sandhügel klettere ich, springe eine Mauer hinab und stehe nun vor einer hohen Treppe, die zu einem schmalen Tore führt. Ich habe heute schon so viel Schönes gesehen, daß die Empfänglichkeit für neue Eindrücke bereits geschwächt ist.

Doch sobald ich das Tor durchschritten, bleibe ich überrascht stehen. Ich befinde mich in einer engen Gasse, die beiderseits kleine Kuppelbauten, Grabgewölbe von irgendwelchen Heiligen einfassen. Alle diese Bauten sind blau verkleidet, und bei einigen sind die Kacheln noch fast lückenlos erhalten. Der Eindruck ist so stark, daß ich mich auf eine Steinbank setze und ganz ins Schauen der blauen Wunder versinke.

Es ist still und einsam. Nur ab und zu schreitet langsam, die Schuhe in der Hand, ein weißbärtiger Sarte durch das Tor und geht die Gasse hinunter. Oder ein paar verschleierte Frauen in grünseidenen Überwürfen.

Ich sitze in der Gräberstraße des Schah Sindeh, des „lebendigen Königs". Die Stätte ist trächtig von Erinnerung und Legende, und heiß und lebendig von dem Wünschen und Glauben, das hier bedrängten und hoffenden Herzen entströmt. Nach der im Volke noch lebenden Überlieferung soll Kasim, der Vetter des Propheten, hierher geflüchtet sein, als sein Heer im Glaubenskampf vernichtet war. Noch heute soll er, ein islamischer Barbarossa, lebend im Innern des Berges verweilen. Inmitten der uralten Gräber sitze ich. In meinem Rücken hebt sich die hohe Kuppel des Mausoleums von Tamerlans Amme Oldscha Ain, vor mir blendet der blaue Glanz des Grabes der Tschodschuk Bika, Tamerlans älterer Schwester, und am Ende des schmalen Wegs wuchtet das Gewölbe der Moschee mit dem Grabmal des „lebendigen Königs".

Nach einer Weile schreite auch ich die blaue Gräberstraße hinan und komme zu einem zweiten Tor, unter dem eine Gruppe Moslem sitzt. Ich grüße und gehe

weiter, in die eigentliche Moschee. Durch stille, kühle Räume, bis ich in einem kleinen hohen Gemach stehe. Durch die engen Schlitze in dem Türmchen über der Kuppel fällt dämmriges Licht. Nur einer läßt einen hellen Sonnenstreifen durch, der die blauen Kacheln der Wandbekleidung zu solch intensivem Leuchten bringt, als strahlten sie eigenes Licht aus.

Ich bin ganz allein und lasse mich auf den dicken roten Teppich nieder. Lange Roßschweife hängen von den Standarten, die wie kleine Galgen aussehen. Sie umrahmen in der Mitte der gegenüberliegenden Wand ein enges Holzgitter. Es läßt sich nicht erkennen, was es verbirgt. Es mag ein Heiligtum, ein Grabmal oder eine Rumpelkammer sein. Allein im Grunde ist dies einerlei, denn von allen Wänden strömt Ruhe und stilles Sich-in-Gott-Versenken.

## 49. Das zentralasiatische Nationalitätenproblem.

Taschkent.

Enwer-Pascha ist tot! — Wie ein Lauffeuer jagt die Nachricht durch die Stadt. Man steht, staunt, fragt. Aber man hält mit eigener Meinungsäußerung zurück. Das Thema ist gar zu heikel. Man kann nie wissen. Und dann, ist es überhaupt wahr? Männer vom Schlage Enwers werden häufig totgesagt und erscheinen dann irgendwo wiederum sehr lebendig auf der Bildfläche. Die Nachricht von seinem Hinscheiden, selbst wenn sie falsch ist, kann — wird sie nur lange genug geglaubt — die Bedeutung einer gewonnenen Schlacht haben. Also...

Enwer-Pascha hat den Bolschewiki genug zu schaffen gemacht, obwohl nach der Einnahme Baissuns keine Gefahr mehr für Buchara bestand und der Feldzug in einen Banden- und Guerillakrieg in den schwer zugänglichen Gebirgszügen längs der afghanischen und chinesischen Grenze ausartete.

Mit dem Tode oder der völligen Niederwerfung Enwers ist jedoch das Problem, um das es sich handelt, nicht gelöst. So angenehm es auch für die Bolschewiki sein muß, diese letzte gegenrevolutionäre Front zu liquidieren, sie hatten noch einen besonderen Grund, rasch und energisch mit dem ehemaligen türkischen Generalissimus abzurechnen. Enwer hat sich ihnen gegenüber ja nicht gerade sehr vornehm benommen. Nach dem türkischen Zusammenbruch fuhr er über Deutschland nach Moskau. Dort schloß er sich der bolschewistischen Sache an, trat in das internationale Bureau ein und fuhr dann nach Turkestan, um die kommunistische Propaganda unter den Mohammedanern zu organisieren. Statt dessen schloß er sich jedoch den Gegnern der Sowjets an und übernahm die Führung der Parteigänger des vertriebenen Emirs von Buchara.

Enwers Ziel war augenscheinlich, in Zentralasien ein großes islamisches Reich zu gründen, zum mindesten Emir von Buchara zu werden. Es ist jedoch sehr die Frage, ob er, geleitet von großen Gesichtspunkten, den richtigen Augenblick und die richtige Methode wählte oder ob er, getrieben von seinem brennenden Ehrgeiz, nach seinem Sturze wieder eine weltpolitische Rolle zu spielen, sich blind in ein aussichtsloses Abenteuer stürzte.



Das schiefe Minarett der Ulug-Beg-Medresse.



Auf dem Rigistan in Samarkand.

Das ganze ehemals russische mohammedanische Asien ist heute in Unruhe, ohne daß man bisher ganz allgemein von einer antibolschewistischen Bewegung sprechen könnte. Die Möglichkeit ist gegeben, daß sich die einzelnen Unruheherde dazu auswachsen. Eigentlich haben ja die zentralasiatischen Völker keinen Grund, mit der bolschewistischen Herrschaft unzufrieden zu sein. Ihnen brachte nach anfänglichen Opfern an Gut und Blut die Revolution schließlich doch große Vorteile. Das zaristische Regime hielt die Sarten, Kirgisen, Turkmenen und wie die zentralasiatischen Stämme alle heißen, unter einem starken Druck. Diesen Druck löste die Rote Revolution. Die Sarten wurden nicht nur gleichberechtigt mit den Russen, sondern vielfach bevorrechtigt. In der Zeit des Übergangs ging es natürlich auch in Turkestan bunt her, aber im übrigen wurde das kommunistische Programm lange nicht mit der gleichen Konsequenz und Härte durchgeführt wie in Rußland. Den Sarten blieb Eigentum und freier Handel. Ihnen, die früher mehr oder weniger rechtlos waren, wurde jetzt — allerdings mit russischer Assistenz — die Regierung übergeben. In Turkestan sind alle Volkskommissare Sarten, denen russische Kommunisten als Sekretäre beigegeben wurden. Buchara und Chiwa sind nominell sogar völlig selbständig, und wenn sie Moskau einstweilen auch noch völlig in der Hand hat, so haben diese islamischen Republiken doch die Möglichkeit, mittels ihrer diplomatischen Vertretungen im Ausland mit der Zeit eine mehr oder weniger selbständige Politik zu machen.

So könnte gerade Zentralasien mit der Neuordnung der Dinge zufrieden sein. Allein es ist ja nicht das erstemal

in der Geschichte, daß gewährte Freiheiten nur mit der Forderung nach noch weitergehenden Rechten beantwortet werden. So fordern die Basmatschi nicht mehr und nicht weniger, als daß die Russen Turkestan völlig räumen. Sie schlagen dabei die Russen mit ihren eigenen Waffen, nennen sich die wahren Kommunisten, die das Land dem Volke übergeben wollen, dem es ursprünglich gehörte, und heißen ihrerseits die Russen Räuber und Unterdrücker. Dabei brandschatzen sie nach Kräften nicht nur Russen, sondern auch reiche Sarten in den Städten.

Die bisherige russische Politik in Turkestan machte den Basmatschi ihre räuberischen Streifzüge leicht. Lenin hatte die Parole ausgegeben: Möglichste Schonung der nationalen Minderheiten. Man wollte durch weites Entgegenkommen die Mohammedaner Zentralasiens für sich gewinnen, um von ihnen ausgehend und durch sie die bolschewistische Bewegung weiterzutragen.

Einstweilen haben die Revolution und die bolschewistische Politik jedoch nicht die internationale Idee des Kommunismus, sondern, ähnlich wie im Kaukasus, in erster Linie den nationalen Chauvinismus gestärkt. Wenn Idee und Parole der Sowjets war: „Über den Nationalismus zum Internationalismus", so ist die erste Etappe wohl erreicht. Es ist jedoch sehr die Frage, ob und wann man bei der zweiten anlangt.

Bei den überlegenen politischen und wirtschaftlichen Machtmitteln Moskaus kann jedoch jede separatistische Bewegung im Kaukasus wie in Zentralasien nur so weit gehen, wie es der Zentrale paßt, vorausgesetzt, daß sich die Lage weiter stabilisiert und daß Rußland nicht ander=

weit in Anspruch genommen ist. In diesem Fall könnte es zu gegensätzlichen Absplitterungen kommen, insbesondere, wenn Sowjetrußland mit den selbständigen mohammedanischen Mächten in Konflikt geraten sollte.

Daß die bolschewistische Bewegung auf diese übergreift, ist heute unwahrscheinlich, und so werden alle Konzessionen, die die Sowjets aus Propagandagründen den Tataren, Sarten und den andern machten, wahrscheinlich ihren Zweck nicht erreichen. Der Mißerfolg des kommunistischen Systems, wie ihn die Rechtsschwenkung und die „Neue ökonomische Politik" dokumentieren, lähmt naturgemäß die Stoßkraft der Idee auch in Ländern, wo, wie in Persien, an sich die Vorbedingungen für eine soziale Revolution gegeben wären.

Es ist leicht möglich, daß das Umgekehrte von dem eintrifft, was die Bolschewiki erstreben, daß nicht die bolschewistische Bewegung nach der Türkei, Persien und Afghanistan übergreift, sondern daß im Gegenteil von hier aus panislamische und nationalistische Ideen in das mohammedanische Rußland eindringen. Nun darf man allerdings die Stoßkraft der panislamischen Idee keineswegs überschätzen wie überhaupt die Lebenskraft des Islams. Dazu kommt, daß der immer noch sehr lebendige Gegensatz zwischen Sunniten und Schiiten eine einheitliche islamische Bewegung fast unmöglich macht.

Persien mit all seinen Krisen und seiner schwachen Zentralregierung scheidet überhaupt so ziemlich aus. Auch die Türkei wird unbedingt erst einer Atempause bedürfen. Dagegen ist kein Zweifel, daß in Afghanistan starke imperialistische Tendenzen herrschen. Kabul strebt nach der

islamischen Vormacht. Das Beispiel Japans stachelt hier, und dem Emir mag vorschweben, sein Land zu einem zentralasiatischen Japan zu machen.

Jedenfalls ist heute Zentralasien in die „Asien-den-Asiaten-Bewegung" eingetreten. Doch läßt sich kaum voraussagen, welchen Verlauf die Entwicklung nehmen wird, um so mehr, als noch eine Reihe anderer Faktoren mitspielt, insbesondere die heute völlig undurchsichtige Lage in Indien. Soweit sich von Zentralasien aus beurteilen läßt, ist in Indien die revolutionäre Bewegung unter der Oberfläche bereits erheblich vorgeschritten.

## 50. Turkestanische Wirtschaftsfragen.

Taschkent.

Seit es eine turkestanische Republik und eine nationalsartische Regierung — allerdings unter sowjetrussischer Oberhoheit — gibt, ist man darangegangen, die in ihrer Art einzigartigen Baudenkmäler aus der Timuridenzeit in Samarkand, die die zaristische Regierung ruhig verfallen ließ, vor weiterer Zerstörung zu schützen. Die schiefen Minarette der Ulug-Beg-Medresse, die umzustürzen drohten, sind gestützt worden, und an allen Bauten versucht man durch Auszementieren die bunte Kachelverkleidung vor weiterem Abbröckeln zu bewahren.

Wenn man will, mag man es als Symbol für das neuerstarkte turanische Nationalgefühl nehmen. Allerdings entspricht diesem nationalistischen Selbstgefühl wie auch den großen Summen, die man für die Erhaltung der

alten Baudenkmäler aufwendet, keineswegs die ökonomische Lage der turkestanischen Republik. Finanziell ist man völlig von Moskau abhängig, und die wirtschaftliche Lage leidet naturgemäß unter den politischen Unruhen. In der einen oder andern Weise — sei es durch engeren Anschluß an Moskau oder durch die Gewährung völliger Autonomie — werden die Russen den Basmatschi-Aufstand liquidieren müssen, wollen sie die Schätze Turkestans heben.

Diese sind nicht gering. Abgesehen von der Baumwollkultur, die der Wiederbelebung wartet, harren reiche Lagerstätten von Erzen, Kohle und Naphtha der Ausbeutung, während für den unmittelbaren Export große Vorräte von Häuten, Fellen, Därmen, Wolle und Seide verfügbar sind. Mit der Baumwollkultur muß allerdings so gut wie von vorn begonnen werden. Während der Bürgerkriege war Turkestan lange Zeit von Rußland abgeschnitten. Infolgedessen hörte der Anbau von Baumwolle auf, nicht nur weil es an Absatz fehlte, sondern auch weil Turkestan leben mußte. In normalen Zeiten hatte man nach Möglichkeit alles geeignete Land mit der einträglicheren Baumwolle bepflanzt und dafür Weizen aus Rußland eingeführt. Als dieser Import aufhörte, mußte man selber Getreide auf dem bisherigen Baumwolland säen.

Vorbedingung für Wiederaufnahme der Baumwollkultur ist also, daß wieder Weizen eingeführt wird oder daß man weiteres Land unter Kultur nimmt. An sich wäre das leicht möglich. Der Hundertsatz bebauter Fläche ist in Turkestan lächerlich gering. Weite Gebiete, die heute Steppe sind, ließen sich in Felder und Gärten

verwandeln, wie ja auch die jetzt wüste Region um den Syr-darja ehemals blühendes Land mit großen Städten war. Nötig ist dafür der Ausbau des Kanalsystems. In ganz Turkestan, das eines der trockensten Gebiete der Erde ist — während des langen Sommers kennt man überhaupt keinen Regen —, kann nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung angebaut werden. An eine Ausdehnung des Kanalsystems ist aber in nächster Zukunft überhaupt nicht zu denken, ja, es besteht im Gegenteil die Gefahr, daß durch Verfall und Verschlammen der bedeutendsten Kanäle sogar die jetzt verfügbare Anbaufläche noch zurückgeht.

Der Grund dafür? — Es fehlt vor allem an Geld, wie überall im Sowjetstaat. In Turkestan aber steht es ganz besonders schlimm damit. Zur Zeit meiner Anwesenheit hat ein großer Teil der Beamten seit Monaten kein Gehalt bekommen. Da aber in Rußland der größte Teil der Bevölkerung noch immer irgendwie als Beamter dient — sosehr man in der letzten Zeit auch bemüht ist, den übermäßig angeschwollenen Beamtenapparat wieder zu verkleinern —, so ist damit doch der Absatz der Kaufleute und das ganze wirtschaftliche Leben ins Stocken geraten. Eine groteske Folge dieser Rückständigkeit in der Auszahlung der Gehälter ist beispielsweise die Praxis der Post, ihr anvertraute Gelder nicht zu befördern, sondern zur Bezahlung ihrer Beamten zu benutzen. Erst wenn von der Zentrale das Geld für die Gehälter eingetroffen, werden Postanweisungen, selbst solche der amtlichen Stellen, erledigt.

Von Ingenieuren der Bewässerungsanlagen wurde mir gegenüber darüber geklagt, daß sie lebenswichtige

Kanäle verfallen lassen müssen, ohne viel dagegen tun zu können. Ferner erschwert naturgemäß der Kampf gegen die Aufständischen die Irrigationsarbeit, trotzdem die Basmatschi volles Verständnis für sie haben. Die Ingenieure und Arbeiter der Irrigation sind nicht nur unverletzlich — ungefährdet können sie als einzige Russen das Gebiet der Basmatschi betreten —, nein, diese stellen ihnen sogar Schutzwachen und Hilfskräfte. Ein Irrigationsingenieur erzählte mir: „Während es immer Schwierigkeiten macht, mit Hilfe der Sowjetbehörden die nötigen Arbeitskräfte aufzubieten, genügt bei den Basmatschi die einfache Anforderung beim Kurbascha, dem Anführer, um in kürzester Frist die nötigen Arbeiter gestellt zu bekommen.“ Jedenfalls ein origineller Zustand zwischen zwei kriegführenden Parteien.

Was die Industrie anbetrifft, liegen die meisten, wenn nicht alle Fabriken still. Die Regierung hat in letzter Zeit angefangen, die Werke den früheren Besitzern zurückzugeben oder sie anderweitig zu verpachten. Dieser Prozeß geht jedoch, ebenso wie die Rückgabe der Häuser, nur sehr langsam und willkürlich vonstatten. Überhaupt ist ja der Ablauf der Revolution in Turkestan viel langsamer als in Rußland. Und in mancher Hinsicht wahrt man, vor allem den Russen gegenüber, noch in viel höherem Maße das kommunistische Gesicht.

Immerhin sind Anfänge gemacht. So hat sich in Samarkand eine Gruppe von ehemaligen deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen zusammengetan und eine „Deutsche Genossenschaft“ — Germanskn Kooperativ — gegründet und eine Fabrik gepachtet, in der sie mit

bemerkenswertem Unternehmungsgeist Bleistifte, Messer, Stiefel und Schuhcreme fabrizieren. Ferner gibt es eine Reihe von Seifenfabriken, Spinnereien und Webereien, doch gehen diese über den Begriff der Manufaktur nicht hinaus. Wirksam können Industrie und Baumwollkultur wohl nur mit Hilfe großer ausländischer Kapitalien wieder in Gang gebracht werden. Allerdings laufen diese Kapitalien infolge der ungeklärten politischen Verhältnisse bei sehr hohen Gewinnchancen ein entsprechend hohes Risiko.

Anders steht es mit dem reinen Handel. Es wundert einen, warum die Verbindung mit dem Ausland noch immer nicht in Gang gekommen ist. Gewiß spielt die Behinderung des freien Handels durch das staatliche Außenhandelsmonopol eine große Rolle. Allein es sind doch bereits erhebliche Mengen europäischer, vor allem deutscher Waren auf russischem Gebiet, in Batum, Tiflis und Baku. Man plant zwar, damit nach Turkestan hinüberzugehen, hat aber noch nicht den Anfang damit gemacht.

Dabei sind die Gewinnchancen selbst für den Handel mit einheimischen Produkten gewaltige. So kostet beispielsweise in Turkestan Zucker das Eineinhalbfache bis Doppelte des in Baku dafür gezahlten Preises, während andererseits Getreide um die Hälfte bis zu zwei Drittel billiger zu haben ist. Allerdings erfordert dieser Handel eine sehr genaue Kenntnis der Verhältnisse, sonst kann es passieren, daß Fracht, Zölle, Abgaben und sonstige Unkosten den auskalkulierten Gewinn auffressen.

Noch größer sind die Gewinnmöglichkeiten bei Waren europäischer Herkunft; denn hier fehlt es an allem.

Beispielsweise wurden in Buchara Weingläser einfachster Art für eine Million bucharischer Währung angeboten — damals fast ein halber Dollar. Ähnlich horrend sind die Preise für Nägel, Eisenwaren, Emailgeschirr und anderes.

Groß ist die Nachfrage nach Anilinfarben für die Teppiche und einheimischen Gewebe. Fuchsin wird gegenwärtig mit 30 Millionen (eineinhalb Pfund Sterling) für das Pfund bezahlt, Brillantgrün mit 40 Millionen. Blau und Schwarz fehlen ganz. Rot und Grün kommen aus England, auf dem nicht gerade bequemen und billigen Wege über Afghanistan. Medikamente werden geradezu börsenmäßig gehandelt, da die Apotheken größtenteils leer sind. Beispielsweise fehlt Chinin fast völlig, was für ein Land mit soviel Malaria eine gesundheitliche Katastrophe bedeutet. Ein Deutschrusse in Kagan, dem ich mit meinem Chininvorrat für seine kranke Frau aushalf, erzählte mir, daß man auf dem Markt für ein Gramm Chinin 800 000 bucharische Rubel — damals etwa 40 amerikanische Cent — forderte.

Mit Ungeduld wartet man in Zentralasien auf das Eintreffen deutscher Waren. Nach Abschluß des Rapallovertrags hoffte man, daß sie nunmehr sicher kämen, und war enttäuscht, als nichts erfolgte. Allerdings unterschätzt man die Schwierigkeiten, die der vollen Wiederaufnahme des Handelsverkehrs mit Turkestan noch im Wege stehen. Es sind diese nicht so sehr solche verkehrstechnischer Art. Die zentralasiatische Bahn ist unversehrt; sowohl auf der nördlichen Linie von Orenburg nach Taschkent wie auf der südlichen von Krasnowodsk nach Kokan verkehrt täglich ein Güterzug. Nach Krasnowodsk gibt es zwei Wege,

der über das Schwarze Meer und den Kaukasus und die direkte Wasserstraße von der Ostsee in das Kaspische Meer. Letztere führt über das Marienkanalsystem in die Wolga. Trotz der Verschlammung der Kanäle gelang es vor kurzem dem deutschen Dampfer „Pionier", im Auftrage der Russisch-persischen Handelsgesellschaft als erstes Fahrzeug seit der Revolution die lange Wasserstraße quer durch Rußland glücklich zurückzulegen.

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß die Turkestan vorgelagerten russischen, ukrainischen und kaukasischen Gebiete, in die die Sowjet-Außenhandelsstellen ohnehin nur begrenzte Warenmengen hineinlassen, zuerst ihren Bedarf decken. Dann aber war das nachrevolutionäre Turkestan bisher für den europäischen Handel noch in ganz anderm Maße als Rußland eine völlige Terra incognita, so daß das Zögern verständlich erscheint, die erforderlichen großen Kapitalien in die Neuorganisierung des Handels mit Zentralasien zu investieren.

## 51. Das letzte Abenteuer.

Im Zuge Kasalinsk—Orenburg.

Ich saß in Taschkent und wartete auf den Moskauer Zug. Wenn man von Rußland kommt, mag man von den mohammedanischen Teilen Taschkents begeistert sein, aber ich hatte Persien und Turkestan, das armenische Hochland und die zentralasiatische Steppe durchstreift, Buchara und Samarkand gesehen, und so konnte mir Taschkent nicht viel mehr bieten. Jetzt, nach einem halben Jahr ständiger Anspannung, ununterbrochener körperlicher Anstrengung

und seelischer Beanspruchung begannen sich doch Ermüdung und Erschöpfung fühlbar zu machen. Es waren nicht so sehr die Strapazen und Entbehrungen, die mir zusetzten. Darin war ja der Krieg eine unübertreffliche Schule gewesen. So schlief ich unter der alten turkestanischen Ulme im Pfarrgarten zu Taschkent auf der bloßen Erde so herrlich wie nur möglich; ich hatte mich an jede Art Nahrung, auch an die sonderbarste und einfachste, gewöhnt, Hitze wie Ungeziefer konnten mir nichts anhaben, und auch das Fieber hatte ich gut überstanden. Nein, das alles machte nichts aus. Was mir aber auf die Dauer zusetzte, war die ständige Willensanspannung. Eine derartige Reise, ohne Begleitung und ohne Hilfe und mit doch nur sehr beschränkten Mitteln durchzuführen, das war das Anstrengende. Eigentlich fing ich jede Etappe wie ein neues Abenteuer an, ohne zu wissen, wie ich nun eigentlich weiterkommen und wo ich am Abend mein Haupt hinlegen würde. So reizvoll das war, auf die Dauer machte es müde. Und dann, dann hatte ich ganz einfach Heimweh.

Mit Sehnsucht hatte ich auf den Augenblick gewartet, wo mein Weg, der immer weiter nach Osten führte, nach Nordwesten umbiegen würde. Aber als dann die dem Pamir, dem „Dach der Welt", vorgelagerten Eisriesen von Ferghana mir nicht mehr entgegenkamen, sondern plötzlich zur Rechten lagen, um endlich langsam am Horizont zu verdämmern, wie Traumbilder beim Erwachen zerrinnen, lohte noch einmal die Sehnsucht nach der Ferne in ihrer ganzen Stärke auf. Dort, inmitten der schimmernden Eiswelt, liegt der Pamir. Indien, Afghanistan und China stoßen dort zusammen. Dort schlägt Asiens

Herz. Es war bitter für mich, hier umkehren zu sollen. Allein es wäre eine ganz neue Reise ins völlig Ungewisse gewesen, eine Reise von vielleicht Jahren. Und so fuhr ich die ersten Tage der Heimreise mit einem Herzen voll Freude und voll Trauer.

Taschkent war eigentlich schon so gut wie zu Hause. Mochte es bis Deutschland auch noch etliche tausend Kilometer sein, so gab es doch einen direkten regelmäßigen Zug nach Moskau. Und Moskau, das war, von Zentralasien aus gesehen, bereits beinahe Berlin. Aber nachdem das letzte Fernweh überwunden und ich heimwärts abgebogen war, wollte ich auch so rasch wie möglich nach Hause kommen und hatte nur noch Sinn für den Moskauer Zug.

Zweimal in der Woche fährt dieser Zug durch die Endlosigkeit der asiatischen und russischen Steppe, — die schnellste Verbindung zwischen dem russischen und dem innerasiatischen Zentrum, die aber immerhin noch gute acht Tage erfordert. Aber es war gar nicht so leicht mitzukommen. Zuerst mußte ich meinen Paß visieren lassen, was einige Tage beanspruchte, und dann konnte ich zunächst keine Fahrkarte erhalten. An der Kasse ist es aussichtslos, da alle verfügbaren Plätze stets vorher vergeben sind; höchstens ein paar Konzessionsfahrkarten gibt es da, um die die nicht privilegierten Reisenden vierundzwanzig Stunden anstehen. Der Träger, der mir eine Karte hinten herum beschaffen wollte, verlangte dafür nicht weniger als 100 Millionen, also immerhin die Kleinigkeit von 5½ Pfund Sterling. Auf irgendwelches Abhandeln ließ er sich nicht ein. Und er meinte achselzuckend:

Von dieser Summe müssen so viele Beamte befriedigt werden, daß für ihn kaum etwas bleibe. Das war mir denn doch zuviel. Ich ging zum Narkomendiel, dem turkestanischen Auswärtigen Amt, und bat dort um Besorgung einer Fahrkarte, was mir auch sofort mit der größten Bereitwilligkeit für den nächsten Zug zugesagt wurde.

Ein Beamter des Narkomendiel sollte mir die Fahrkarte eine Stunde vor Abgang des Zuges in den Bahnhofwartesaal bringen. Ich war frühzeitig da und wartete mit etwas banger Sorge. Aber als der Bote richtig kam, kurz darauf die Sperre geöffnet wurde und ich mich in mein Kupee niederlassen konnte, da war mein Herz voll von unnennbarer Freude. Heimwärts! Endlich war es Wahrheit!

Meine Freude wurde unterbrochen durch den lärmenden Eintritt von sechs revolverbehängten blutjungen Tschekaleuten von der unangenehmen Art, wie ich sie in Eriwan kennengelernt hatte; sie bedeuteten mir kurzerhand, ich solle sofort das Kupee räumen. Nun war ich aber schon viel zu lange in Rußland, um mir von irgendeinem Tschekisten imponieren zu lassen, mochte er noch so gewichtige Befugnisse und einen noch so dicken Revolver umhängen haben. Ich erwiderte vollkommen gelassen, das sei mein Platz, und ich dächte gar nicht daran, ihn aufzugeben. Einigermaßen verblüfft erklärte mir der Mann der Tscheka, von welch hoher Behörde er sei. Allein ich erwiderte ihm, ich sei deutscher Journalist und hätte von ihm keine Befehle zu empfangen. Schließlich gingen wir zusammen zum Zugskommandanten, um ihm den Fall vorzutragen. Dieser ließ sich einschüchtern und entschied

zugunsten des Tschekisten. Ich beruhigte mich dabei aber nicht, sondern appellierte an den Stationsvorsteher. Dieser erwiderte, mitfahren könnte ich ja, aber das Kupee müßte ich räumen. Auch damit gab ich mich nicht zufrieden, sondern trieb einen noch höheren Eisenbahnbeamten auf, der mir endlich recht gab.

Als die Tschekisten sahen, daß ich mich nicht verblüffen ließ, legten sie sich aufs Verhandeln. Sie boten mir einen Platz in einem andern Wagen an. Ich sah mir diesen Platz an; er war viel schlechter. So erklärte ich ihnen, wenn sie mir im gleichen Wagen einen ebenso guten Platz — Unterbett in der Fahrtrichtung — verschafften, wäre ich zum Tausch bereit. Tatsächlich hatten sie keine fünf Minuten später einen solchen Platz freigemacht. Da mir an ihrer Gesellschaft wenig lag, ging ich gern darauf ein. Kaum war ich umgezogen, fuhr der Zug ab.

Der Tausch war nicht schlecht. Mit mir fuhr ein Russe mit seiner Frau, der sich später als Direktor des Taschkenter Elektrizitätswerks entpuppte, sowie ein bucharischer Jude. Wir haben die ganze Reise über gute Kameradschaft gehalten. Das Taschkenter Ehepaar war für die lange Fahrt vorzüglich ausgerüstet: mit Petroleumlampe, Spirituskocher und Körben und Säcken voll Vorräten.

Kurz hinter Taschkent ist eine besonders gute Weingegend. Augenscheinlich hält dort auf einer kleinen Station der Zug lediglich, um den Reisenden Gelegenheit zu geben, sich mit Trauben zu verproviantieren. Niemand steigt aus oder ein, aber alles stürzt zu den Verkaufsbuden und ersteht körbeweise Trauben. Auch ich decke mich ausgiebig mit den herrlichen Früchten ein.

Wieder fuhr ich durch brennende Wüste, Tag für Tag. Diesmal war es doch wesentlich angenehmer als in dem mit Kirgisen und Turkmenen überfüllten Güterwagen. Nur die Nächte waren schlimm; denn die Polster waren so verwanzt, daß es selbst für meinen abgehärteten Körper zuviel wurde. So verbrachte ich die Nächte auf dem Trittbrett hockend, bis der aufgehende Tag das Ungeziefer in seine Schlupfwinkel scheuchte. Dann erst legte ich mich schlafen. Anstrengend war diese Art des Reisens wohl, aber herrlich auch hinwiederum die einsame Fahrt auf dem Trittbrett durch die nächtliche Wüste. Wüste und Sterne und das ewige Schweigen. Ab und zu schwang sich kurz hinter einer Station ein blinder Passagier aus dem Dunkel auf den fahrenden Zug. Sobald er mich gesehen, zuckte er wohl erschreckt zurück, bis ihn ein zweiter Blick beruhigte und er sich schweigend zu meinen Füßen kauerte, um auf der nächsten Station rasch unter dem Wagen zu verschwinden, ehe ihn der Schaffner entdeckte.

Hinter Perowsk kamen wir in die Sümpfe des Syr-darja. Der Sand wich gegen den Horizont, und unabsehbare Schilffelder säumten den Bahndamm. Dazwischen schimmerten in stumpfem Glanz die trägen Fluten des sich hier in zahllosen Armen dem Aralsee zuwälzenden Flusses.

Dort war es auch, wo unser Zug entgleiste. Wir hatten gerade eine Brücke passiert. Der Abend brach an, und das Wasser zwischen den Schilffeldern glühte wie frisch vergossenes Blut. Auf einmal hopste und sprang der Wagen. Ich stand im Gang und dachte: Hier ist die Strecke doch verboten schlecht, bis erschreckte Gestalten

an mir vorbeirasten. Da sah ich aus dem Fenster. Den rückwärtigen Teil des Zuges hüllte eine Staubwolke ein. Menschen sprangen aus Türen und Fenstern. Meinen Kupeegenossen, den bucharischen Juden, sah ich wie einen Schatten an mir vorbeihuschen und sich aus dem Gangfenster schwingen. Gleich einem Stück Holz kollerte er den Damm hinunter. Da sprang auch ich zur Tür. Der von den entgleisten und mitgeschleiften Wagen aufgewirbelte Staub hing wie ein Vorhang um den Zug. Nichts war zu sehen. Man konnte nur hören und fühlen. Auch unser Wagen war bereits aus den Schienen gesprungen. Bedenklich neigte er sich. Da sprang ich.

Kurz darauf kam der Zug zum Stehen. Sein rückwärtiger Teil war abgerissen. Als wir die Verwundeten aus den umgestürzten Wagen herausgeholt hatten, wobei uns die Moskitos aus den Sümpfen in Scharen anfielen, kam auch schon der Hilfszug mit Ärzten, Tragbahren, Arbeitern, Werkzeug und Ersatzwagen an. Die ganze Nacht wurde bei Fackelschein gearbeitet. Als ich beim Morgengrauen mich in mein Kupee niederlegte, fuhren wir bereits wieder. Über mir stöhnte der bucharische Jude, der sich bei dem vorzeitigen Sprung die Füße gebrochen. Eine tiefe Dankbarkeit wallte in mir auf. Ich hätte gern den gleichen Preis bezahlt, um heil nach Hause zurückzukommen. Aber nun war ich auch aus dieser letzten Gefahr unversehrt herausgegangen. Heim! Mit dem Rattern des in den neuen Tag hineinfahrenden Zuges pochte ein glückliches Herz.



Samarkander Straßenleben.



In Taschkent.

Tilah-Kari-Medresse in Samarkand.

# Rußland



## 52. Um den Kreml.

Moskau.

Mit Orenburg ist Asien zu Ende. Am letzten Reisetag auf turkestanischem Boden wurde der russische Einfluß bereits stärker und stärker. Wohl sah man noch hier und da Kamele vor Wagen und Pflug gespannt, aber Turban und Tibetaika und die spitzen Filzhüte der Kirgisen traten mehr und mehr zurück hinter den russischen Mützen, und in den Dörfern leuchteten grün und blau die buntgestrichenen russischen Blechdächer.

In Orenburg aber war auch die asiatische Sonne fort. Als wir in den Bahnhof einliefen, hing ein trüber Regenhimmel über Fluß und Stadt. Seit Monaten sah ich dies zum erstenmal wieder, und es wurde einem fast schwermütig ums Herz. Man vergißt Asiens Sonne nicht, wenn man einmal unter ihr gelebt. —

Wir fuhren der Wolga zu, der Hungerwolga. Erinnerungsbilder vom Frühling in der südlichen Ukraine stiegen grauenhaft in mir auf. Mit leichtem Schauder sah ich dem Strom entgegen. Allein der Hunger, der gleich einem Heuschreckenschwarm die ehemals reichsten Gegenden Rußlands angefallen hatte, ist wieder fortgezogen. Millionen Leben fraß er, aber das Leben selbst konnte er nicht zerstören. Inmitten des allgemeinen Sterbens ging die Saat auf. Und mehr noch: auch auf den Feldern, die im vergangenen Jahre infolge der

19*

Trockenheit nicht aufgegangen waren, blühte und reifte das Korn. „Ein Wunder!" riefen sich bekreuzigend die Bauern. „Felder, die nicht bestellt wurden, tragen Frucht." Bis man die Ursache erkannte.

So stehen rings um die Dörfer die großen gelben Kornschober, gleich gegen den Hunger erbaute Türme. Nur wenig Hungrige sieht man auf den Stationen, dagegen Kinder und Frauen mit Brot und Butter, Eiern und Fleisch. Die Ernte war an der Wolga gut. Der Heuschreckenschwarm des Hungers zog vorüber.

Wir fahren über den ungeheuren Strom. Kurz vor dem Passieren der Brücke ergeht der Befehl, die Fenster zu schließen. Wo er nicht befolgt wird, feuert rücksichtslos der rote Posten.

Ich stehe am Fenster und blicke auf die unabsehbar breite Flut. Bewaldete Inseln teilen ihn. Sandbänke wölben sich gleich Walfischrücken. Wie verloren zieht mitten auf dem Strom ein kleiner Dampfer.

* *
*

Moskau! Mit Spannung sehe ich der Hauptstadt des Sowjetreichs entgegen. Ungleich allen andern Besuchern, die als erstes die Zentrale aufsuchen, habe ich sie bisher in weitem Bogen umfahren, sah die Provinz, das Land, die äußersten Bezirke bis an die fernen Grenzen. Ich habe in Hinterzimmer und unaufgeräumte Höfe des Sowjetstaates geblickt, die man sonst Fremden wohl nicht gern zeigt. Aber ich sah auch neues Werden und spürte den Einfluß Moskaus bis an und über die persische, afghanische Grenze.

Es ist Sonntag, als wir uns der Stadt nähern. Die Datschen, die Landhäuser inmitten der pedantisch langweiligen Kiefern, die ebensogut im Berliner Grunewald stehen könnten, sind wieder bewohnt. Zum größten Teil hat man sie den früheren Besitzern zurückgegeben. Man sieht festtäglich gekleidete frohe Menschen.

Und dann die Stadt! Ein Meer von Zwiebeltürmen und Kuppeln: goldenen, grünen und blauen. Die Sonne gleißt und blinkt auf ihnen. Und in ihrer Mitte die Burg, in der alle Fäden zusammenlaufen, der Kreml.

Gleich nach meiner Ankunft, kaum daß ich Quartier gefunden, laufe ich durch die Straßen, lasse mich treiben. Von der Zerstörung des Bürgerkriegs und der Not der Revolution ist nichts mehr zu sehen. Moskau unterscheidet sich in nichts von irgendeiner andern mittel- oder osteuropäischen Stadt, von Berlin oder Warschau. Beleuchtung wie Straßenbahn funktionieren. Es gibt Theater und Restaurants, Vergnügungsstätten, in denen man Milliarden in einer Nacht ausgeben, und Warenhäuser, in denen man alles kaufen kann bis auf französische Toiletten und amerikanische Stiefel zu 60 Millionen das Paar. Reich und arm, darbende Geistige und übersatte Schieber — wie bei uns, höchstens daß die Kontraste noch stärker sind.

Aber mit wenigen Worten wird man Moskau nicht charakterisieren können, ebensowenig wie das ganze Reich. Es gibt eben nicht nur eines, sondern Dutzende, die übereinandergelagert sind. Daraus wie aus dem ständig raschen Wechsel, der rapiden Entwicklung, in der sich Rußland befindet, sind die einander widersprechenden

Schilderungen zu erklären. Jeder Reisende sieht eben nur mit seinen Augen das Moskau und das Rußland, das er aufzufassen vermag: der Kommunist sieht rote Fahnen, der Händler — auf der Straße liegende Milliarden.

Das rote Tuch knattert über dem Kreml. Die blutfarbene Fahne paßt gut zu dem ungefüge getürmten, machtvollen Bauwerk aus massigen Wällen, bunten Kacheln und goldenen Kuppeln. Der altmoskowiter Stil, geboren aus Blut und Gold. Gold wollte die rote Fahne durch Blut überwinden und gab doch nur wiederum eine Mischung aus beiden.

Auf dem Roten Platz vor dem Kreml, der die Paraden der Zaren wie der Bolschewiki sah, liegt jene Kathedrale, die Iwan der Schreckliche seinem Erbauer durch Ausstechen der Augen lohnte, damit er keine zweite ebenso schöne anderwärts errichten könne. Es ist ein Werk von barbarischer Pracht. Über einem niederen Unterbau steigt ein Gewirr von zwiebelförmigen Kuppeln auf. Jede Kuppel in anderer Form und Farbe, gedrehte und gewundene Kuppeln von starken, bunten Farben.

Aus der Kirche tönt Gesang. Ich trete in ein mystisches Dämmer. Matt leuchtet Gold. Kaum dringt der Schein der Kerzen durch die sie umlagernden Weihrauchsschwaden. Ein Pope in goldenem Ornat, wallendem weißen Haar und Bart. Andächtige auf den Knien. „Gospodin! Gospodin!" Der Schrei steigt aus dem Dämmern ins Dunkle zu einem grausamen, unheimlichen Gott. Frauen schlagen mit der Stirn hart auf die Steinfließen. In starrem Ornat steht der Priester wie ein goldenes Schild vor dem Allerheiligsten.

Ich trete wieder ins Freie. Die rote Fahne über dem Kreml knattert mir entgegen. Es ist ein ungeheures Tuch. R. S. F. S. R. steht in verblaßten Buchstaben darauf. Kirche und Kreml. Das ist Tag und Nacht, Blut und Gold, Todfeindschaft aus innerstem Herzen. Und doch stehen sie beide dicht nebeneinander, und doch sind beide Manifestationen des gleichen russischen Geistes, der heute vor den Augen einer gleichgültigen und erschütterten Welt um neue Gestaltung ringt.

## 53. Die Weltbilanz Moskaus.

Die Bilanz Moskaus, richtiger wäre zu schreiben: des Bolschewismus, allein absichtlich nehme ich pars pro toto; denn der Bolschewismus ist ein kaum mehr definierbarer Begriff geworden, unter dem sich jeder etwas anderes vorstellt. Je nach der Auffassung begreift er alles in sich, vom reinsten Kommunismus bis in sein striktes Gegenteil. Man kann ihn nach Belieben auslegen — und legt ihn aus —, so daß dieses Wort nicht einmal zur Verdeutlichung einer auch noch so verschwommenen Idee ausreicht.

„Moskau" dagegen ist ein sehr realer Begriff. Das ist: die sehr feste und sehr reale Leitung der Sowjetrepubliken, der kommunistischen Partei und der Dritten Internationale, die teilweise identisch sind, teilweise aber scharfe Gegensätze bedeuten.

Wenn man — und mit Recht — vom Zusammenbruch des Bolschewismus spricht, vergißt man in Europa nur zu leicht, daß „Moskau" diesen Zusammenbruch nicht

mitmachte, sondern im Gegenteil mit einer bewunderns-werten Wandlungsfähigkeit aus allen Krisen und Zusammenbrüchen nur um so konsolidierter hervorging. Restlos zusammengebrochen ist das kommunistische Programm in seiner ursprünglichen Fassung und auch die kommunistische Idee als ideeller, die Massen fortreißender und begeisternder Faktor. Darüber gibt man sich wohl nur in nichtrussischen kommunistischen Parteien noch Illusionen hin. Die russischen Kommunisten selbst beurteilen dieses Scheitern ihrer Ideen und Pläne sehr nüchtern. In den führenden Köpfen steckt allerdings hinter dieser Nüchternheit eine weitsichtige, mit großen Zeiträumen rechnende Politik, die sich keineswegs nur um jeden Preis unter Aufgabe der Idee an die Macht klammert, sondern die die ursprünglichen Ziele trotz aller Rückschläge und trotz aller notwendig gewordenen Konzessionen unverrückbar im Auge behält.

So grotesk auch die russische Wirklichkeit von den Illusionen des europäischen und amerikanischen kommunistischen Proletariats abweicht, so falsch ist andererseits die Vorstellung, die man in „bürgerlichen", „konterrevolutionären" und „reaktionären" Kreisen von den Dingen in Rußland hat. Mag der „Bolschewismus" zusammengebrochen und erledigt sein, „Moskau" lebt und bedeutet in seiner Anpassungsfähigkeit für die gegenwärtigen imperialistischen westlichen Regierungen und die wirtschaftlichen Monopolbestrebungen der Großbourgeoisie einen viel gefährlicheren Gegner als die doktrinäre Taktik der außerrussischen Kommunisten.

An dem verzerrten Urteil Westeuropas sind — von

bewußten Tendenzmeldungen abgesehen — auf der einen Seite jene theoretischen ideal-kommunistisch gesinnten europäischen Intellektuellen schuld, die mit einem glühenden Herzen nach Sowjetrußland reisten und in ihrer Begeisterung einfach alles im günstigen Licht sehen wollten. Auf der andern Seite hat sich das Heer der über die ganze Welt verstreuten russischen Emigranten alle Mühe gegeben, über das heutige Rußland von Grund aus falsche Vorstellungen zu verbreiten. Beide Teile, die kommunistischen Verherrlicher wie die Antibolschewisten, haben letzten Endes nur das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht. Wer heute mit den Vorstellungen eines deutschen Kommunisten nach Rußland kommt, muß in dem Glauben an seine Ideale bis ins Innerste erschüttert werden, und ich habe in Rußland deutsche und österreichische Arbeiter getroffen, denen es nicht anders erging. Wer sich dagegen über russische Zustände nur aus der antibolschewistischen großbürgerlichen oder sozialdemokratischen Presse unterrichtet, wird von der Wirklichkeit angenehm enttäuscht werden und in Rußland alles besser vorfinden, als er es sich vorgestellt hatte.

Dieser Relativität in der Urteilseinstellung muß man unbedingt Rechnung tragen, wenn man eine Beurteilung des heutigen Rußlands kritisch prüft. Im allgemeinen macht der vorurteilslose „bürgerliche" europäische Reisende in Sowjetrußland drei Stadien durch. Zuerst wird ihm alles viel besser erscheinen, als er sich dachte. Die Greuelschilderungen und Tendenzmeldungen der antibolschewistischen Presse und der Emigranten lassen die Wirklichkeit, die man vorfindet, um so viel besser hervortreten,

je mehr man vorher mit dem Gegenteil gefüttert wurde. Bei längerem Aufenthalt erlebt man dann den unvermeidlichen Ärger mit den russischen Behörden, mit Unzuverlässigkeit und Korruption und neigt dazu, sein anfänglich günstiges Urteil in das gerade Gegenteil zu verkehren, bis man schließlich die dritte Etappe durchmacht und zu einer ungefähr richtigen und gerechten Würdigung von Sowjetrußland gelangt.

In keinem Land ist es heute leicht, die wirkliche Lage und die treibenden, zukunftsgestaltenden Kräfte zu erkennen und in ihren Konsequenzen einzuschätzen. Allein nirgends ist es wohl so schwer wie in Rußland, wo alles sich in Fluß befindet und wo man vielfach derart andersartige Verhältnisse antrifft, daß jeder Vergleichsmaßstab fehlt.

Man hat sich außerhalb Rußlands daran gewöhnt, nur die negative Seite des bolschewistischen oder sagen wir lieber des russischen Problems zu sehen, man vergißt dabei jedoch, daß diese negative Seite, die Zertrümmerung alles vorher Bestehenden, gleichzeitig einen sehr realen positiven Faktor im politischen Leben bedeutet. Die Bolschewiki haben nicht nur das alte System zertrümmert und seine hervorragendsten Vertreter vernichtet, sondern sie haben auch seine Wurzeln und Grundlagen in der Seele des russischen Volkes ausgerissen und damit für immer eine Wiederkehr zum Alten unmöglich gemacht, auch wenn es sich noch so sehr angepaßt und modernisiert präsentierte. Man darf sich nicht täuschen lassen durch die abfällige Kritik der Sowjets, die einem allenthalben in aller Öffentlichkeit und in Arbeiterkreisen vielleicht noch

unverblümter als unter den Bourgeois entgegentritt. Gewiß, man kann mitunter selbst Leute aus dem Proletariat sagen hören: „Da war es unter dem Zaren ja noch besser." Allein, wenn man solchen Worten auf den Grund geht, stellt sich meist heraus, daß sie nicht so ernst gemeint sind. Wenn ich beispielsweise auf solche Reden hin fragte, warum die Koltschak, Denikin und all die andern konterrevolutionären Generale nicht siegten, erfolgte regelmäßig die nach dem Vorhergehörten einigermaßen verblüffende Antwort: „Ja, die wollten allzu unverhohlen die früheren Zustände wieder einführen, und die will niemand." Und wenn man sich näher nach den antibolschewistischen Heeren und provisorischen Regierungen erkundigt, erhält man regelmäßig selbst von abgesagten Gegnern der Sowjets das Geständnis, daß letzten Endes die Weißen doch noch schlimmer waren als die Roten, so jubelnd man sie anfangs auch als Befreier begrüßt haben mochte.

Hierin ruht die Sicherheit der bolschewistischen Machthaber, noch fester als in der ausgezeichneten, straffen Organisation der kommunistischen Partei und der Zuverlässigkeit der Roten Armee. Im Grunde will heute in Rußland niemand eine politische Umwälzung, selbst nicht die ausgesprochen reaktionären Kreise, da es zunächst keinerlei Nachfolger für die Bolschewiki gibt und jeder das mit ihrem Sturze unvermeidlich verknüpfte Chaos fürchtet. Man ist auch allgemein revolutionsmüde und will die Bolschewiki gern an der Macht lassen, wenn man nur einigermaßen in Ruhe leben und verdienen kann.

Auf das Verdienenwollen, und zwar auf das gut und

reichlich Verdienen, ohne allzu viele Arbeit, kommt es heute auch in Sowjetrußland hinaus. Durch die zeitweise restlose Durchführung der kommunistischen Wirtschaft ist in Rußland der individualistische Wirtschaftstrieb nur um so stärker entfacht. Und indem Lenin durch die Einführung der sogenannten Neuen Ökonomischen Politik diesem Trieb rechtzeitig ein Ventil öffnete, hat er seine Macht und vielleicht auch die endliche, wenn auch noch in weiter Zukunft liegende Erreichung seiner kommunistischen Ziele stärker gefördert als durch irgendwelche drakonischen Maßnahmen zur Durchführung der kommunistischen Wirtschaft vorher.

Das persönliche bewegliche Eigentum ist heute in Rußland in vollem Umfang freigegeben. Man kann auch als Einheimischer sich heute in Rußland Vermögen in beliebiger Höhe erwerben, und es gibt bereits wieder Millionäre, nicht nur in Sowjetrubeln. Gerade in dem luxuriösen Auftreten dieser neuen Reichen, neben denen sich unmittelbar die krasseste Armut bis zum Verhungern auf der Straße zeigt, wird der Fremde zuerst den völligen Zusammenbruch des kommunistischen Systems und der kommunistischen Idee erblicken und annehmen, daß vom Bolschewismus nichts mehr übrig ist, als daß die Machthaber im Kreml äußerlich die gleichen blieben.

Die Bolschewiki haben jedoch, von dem uneingeschränkten Besitz der politischen Macht abgesehen, noch zwei Trümpfe in der Hand. Einmal den Grund und Boden, zum andern die Kontrolle der Industrie und des Außenhandels.

Der gesamte Grund und Boden ist auch heute noch

in Rußland Staatseigentum. Auch die Bauern, unter die man das Land der Großgrundbesitzer teilweise aufteilte, sind nur Pächter, allerdings Pächter, denen man klugerweise das Gefühl läßt, daß sie Herren auf eigenem Grund und Boden sind, und in denen die Sowjets deshalb auch heute noch mit Recht die stärkste Stütze ihrer Macht sehen. Überhaupt ist das ganze russische Problem in allererster Linie ein Agrarproblem. Die Sowjets müssen, um ihre Finanzen in Ordnung zu bringen, die Bauern weidlich mit Steuern und Abgaben plagen, die sich mitunter nur mit Hilfe der Roten Armee eintreiben lassen. Trotzdem stehen die Bauern noch zu den Bolschewiki, da sie dank den rasch einsetzenden Reformen der Koltschak, Denikin und andern davon durchdrungen sind, daß nur die Roten sie im effektiven Besitz ihres Landes lassen. Es ist durchaus ein Ammenmärchen, daß die Bauern unter dem Sowjetsystem nur das Nötigste für den eigenen Bedarf produzieren; im Gegenteil, hat Rußland nur ein paar gute Ernten, so kann es in einigen Jahren bereits wieder Getreide ausführen.

Gegenüber dem langsamen Wiederaufbau der Landwirtschaft, der durch die Mißernte und durch die Hungerkatastrophe des letzten Jahres nur aufgehalten, aber nicht zerstört werden konnte, ist das völlige Darniederliegen der Industrie ein Faktor sekundärer Bedeutung. Die Lage der industriellen Werke ist im allgemeinen jämmerlich, und die Russen aller politischen Schattierungen geben offen zu, daß sie allein nicht imstande sind, ihre Fabriken wieder aufzubauen und zu betreiben. Hier erwarten sie Hilfe in erster Linie von den Deutschen, eine

Erwartung, die bisher allerdings immer wieder enttäuscht wurde. Es würde zu weit führen, hier ausführlich auf die Möglichkeiten und Aussichten für die Investierung deutschen Kapitals einzugehen, aber man muß doch immer wieder darauf hinweisen, daß die Unentschlossenheit, ernstlich mit großen Mitteln in das russische Geschäft hineinzugehen, Deutschland um eine Chance nach der andern bringt.

Gewiß, es ist kein risikoloses Geschäft und auch keines, das von heut auf morgen Gewinn abwirft. Aber auf lange Sicht ist es doch das aussichtsreichste, das heute zu machen ist. Die Sowjetregierung ist bei der Vergebung der Konzessionen durchaus nicht kleinlich und bietet von ihrer Seite bei ernstem Willen und energischem Druck alle Möglichkeiten des geschäftlichen Erfolgs, wie ja auch die kaufmännischen und industriellen Unternehmungen der Sowjetstaaten und Kommunen mehr und mehr nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen geleitet werden. In dieser Bewirtschaftung des Gemeinbesitzes nach kaufmännischen Methoden, bei stärkster Berücksichtigung des individuellen Impulses, liegt die praktisch bedeutsamste Weiterentwicklung des sozialistischen Gedankens. Gelingt es den Sowjets, ihre Industrie auf dieser Grundlage aufzubauen, so ist es möglich, daß sie damit über die schweren sozialen Erschütterungen hinaus sind, die Europa noch bevorstehen.

Mit der innenpolitischen Konsolidierung ist es jedoch noch nicht getan. Eine Überfülle außenpolitischer Probleme bedrängt Rußland. Dazu gehören nicht nur die Beziehungen zu den Großmächten, sondern auch in erster

Linie das Verhältnis zu den eigenen Fremdvölkern, die die Revolution teils ganz aus dem russischen Staatsverbande gelöst, teils nur in mehr oder weniger lockerem Verhältnis zu ihm gelassen hat.

Rußland ist heute ein Bundesstaat, dessen einzelne Glieder einen sehr verschiedenen Grad von Selbständigkeit genießen. Die zentralrussischen Föderativstaaten sind kaum mehr als Provinzen, während beispielsweise die Ukraine, oder auch Buchara, wenigstens nominell, völlig selbständige Staaten sind, die nur Bündnisverträge mit Moskau verbinden.

Diese Föderativpolitik der Sowjets sollte die Schwäche des kaiserlichen Rußlands — daß die Fremdvölker nur mit Gewalt beim Reiche gehalten wurden — ausmerzen. Man ist dabei vielleicht über das Ziel hinausgeschossen und hat den Fremdvölkern mehr Selbständigkeit gewährt, als für den Zusammenhalt des Reiches dienlich ist. Der Gedanke dabei war: über die nationale Idee zur internationalen zu kommen. Allein bei Georgiern, Tataren, Sarten und vielen andern hat sich die nationale Idee derart entwickelt, daß damit die internationale und gleichzeitig die großrussische Schaden zu leiden droht. Bei längerem Aufenthalt in Rußland gewinnt man durchaus den Eindruck, daß die Randgebiete, wie Kaukasien und Turkestan, nur durch die kommunistische Partei unter dem Einfluß und der Gewalt Moskaus gehalten werden. Die Disziplin dieser Partei ist eine so eiserne, daß ihre Mitglieder und Funktionäre, die als Kommissare in den verschiedenen Regierungen sitzen, stets den Weisungen der Zentrale ihrer Partei folgen, auch wenn ihre

nationalen Gefühle und die Stimmung ihrer Volksgenossen sie zu einer andern Politik drängen würden. Jedenfalls liegt die Möglichkeit vor, daß das Ende der Herrschaft der kommunistischen Partei gleichzeitig auch den Zerfall Rußlands in eine Reihe selbständiger Nationalstaaten bedeuten würde.

Gelingt es Moskau aber, über die gegenwärtige Krise hinwegzukommen und den internationalen Gedanken mit dem nationalen zu verschmelzen, dann wird die jetzige russische Föderativrepublik keinen schwächeren weltpolitischen Machtfaktor bedeuten, als es das ehemalige Kaiserreich war. Das wichtigste der Fremdenprobleme ist das Verhältnis zum Islam. Kommt eine Lösung zwischen Moskau, Angora und Kabul zustande, so übernimmt Rußland als asiatische Macht eine führende Rolle in dem bevorstehenden Befreiungskampfe Asiens.

# Register.

---

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.



